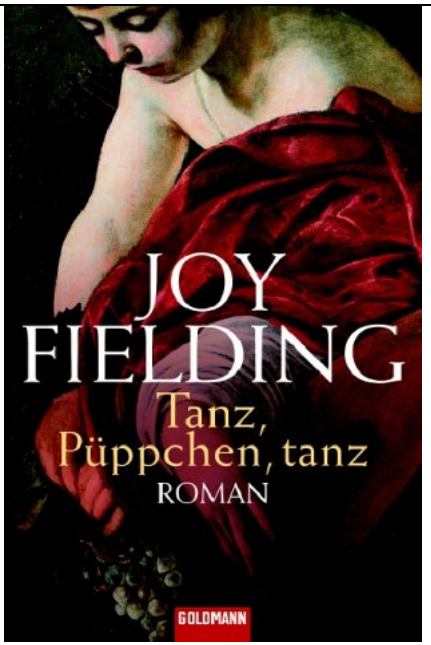

Joy Fielding

Tanz, Püppchen, tanz

scanned 2006/V1.0
corrected by eboo

Die junge Anwältin Amanda Travis lebt seit vielen Jahren in Florida – glücklich, ihrer Vergangenheit entronnen zu sein. Denn in ihrer Heimatstadt Toronto hat sie nicht nur eine gescheiterte Ehe zurückgelassen, sondern auch ihre Mutter Gwen, unter der sie zeitlebens gelitten hat. Doch eines Tages erhält Amanda einen schockierenden Anruf: Gwen hat in der Lobby eines Luxushotels einen Mann erschossen und verweigert jede Aussage zu der Tat. Amanda reist nach Toronto, um herauszufinden, welches Geheimnis ihre Mutter so eisern hütet. Aber damit berührt sie Ereignisse in ihrem eigenen Leben, die sie ins Dunkel des Vergessens gedrängt hatte – und vor denen sie nun nicht länger fliehen kann …

ISBN: 3-442-31059-8
Original: Puppet
Deutsch von Kristian Lutze
Verlag: Goldmann
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2005

Buch

Seit vielen Jahren lebt die 26jährige Amanda Travis in Palm Beach, Florida. Sie ist höchst erfolgreich in ihrem Beruf als Anwältin, und über mangelnde Männerbekanntschaften kann sie sich nicht beklagen. Doch hinter der glänzenden Fassade verbergen sich Dinge, über die Amanda nur ungern spricht, und eigentlich muss sie sich eingestehen, dass sie auf der Flucht vor ihren Erinnerungen ist. Denn in ihrer Heimatstadt Toronto hat sie nicht nur eine gescheiterte Ehe zurückgelassen, sondern auch ihre Mutter Gwen, unter deren Hartherzigkeit sie von Kindesbeinen an gelitten hat. Amanda hat sich geschworen, ihre Mutter für immer aus ihrem Leben zu verbannen, doch eines Tages erhält sie einen schockierenden Anruf ihres Exmannes aus Toronto: Gwen hat aus heiterem Himmel in der Lobby eines Luxushotels einen Mann erschossen und schweigt nun eisern über die Tat. Amanda kehrt in ihre Heimatstadt zurück, um herauszufinden, welches Geheimnis ihre Mutter so verbissen hütet. Doch damit berührt sie weit zurückliegende Ereignisse in ihrem eigenen Leben, die sie ins Dunkel des Vergessens gedrängt hatte – und sie spürt, dass sie den bedrohlichen Schatten ihrer Kindheit nicht länger entkommen kann …

Autor

Joy Fielding gehört zu den unumstrittenen Spitzenautorinnen Amerikas. Alle ihre Bücher waren Bestseller, und mit ihrem Psychothriller »Lauf, Jane, lauf!« gelang ihr der große internationale Durchbruch. Joy Fielding lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern in Toronto, Kanada, und in Palm Beach, Florida.

Für Warren, Shannon und Annie.
Mein Herz, meine Seele, mein Heil.

1

Was Amanda Travis mag: die Farbe Schwarz; Spinning-Kurse in der Mittagspause im Fitness-Center in der Clematis Street in Downtown Palm Beach; ihr ganz in Weiß gehaltenes Apartment mit Meerblick in Jupiter; willfährige Geschworene; und Männer, deren Frauen sie nicht verstehen.

Was sie nicht mag: die Farbe Rosa; wenn die Temperatur hinter ihrer durchgehenden Fensterfront unter achtzehn Grad fällt; Mandanten, die ihren Rat nicht befolgen; die Farbe Grau; beim Betreten eines Lokals ihren Ausweis vorzeigen zu müssen; Spitznamen jedweder Art und Bedeutung.

Und was sie auch nicht mag: Bissspuren.

Vor allem Bissspuren, die selbst nach mehreren Tagen noch so tief und deutlich ausgeprägt sind wie eine leuchtend violette Tätowierung vor einem Hintergrund aus senffarbenen Blutergüssen; Bissspuren, die sie von den Fotos auf ihrem Verteidigertisch förmlich anlächeln.

Amanda schüttelt das blonde schulterlange Haar aus ihrem schmalen Gesicht, schiebt das anstößige Foto unter einen Block mit gelbem, liniertem Papier, nimmt einen Stift und gibt vor, etwas Wichtiges zu notieren, während sie in Wahrheit schreibt *Zahnpasta nicht vergessen.* Diese Geste richtet sich an die Geschworenen für den Fall, dass einer von ihnen hinguckt. Was eher unwahrscheinlich ist. Heute Morgen hat sie bereits einen von ihnen, einen Mann mittleren Alters mit roten Haaren und schütterer Ronald-Reagan-Frisur, dabei ertappt, wie er eingedöst ist. Sie seufzt, lässt den Bleistift fallen, lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und schürzt ihre Lippen zu einem missbilligenden Schmollen. Nur angedeutet, gerade genug, um den Geschworenen zu zeigen, was sie von der Zeugenaussage hält. Und sie würde sie gern glauben machen, dass das nicht viel ist.

»Er hat rumgeschrien wegen irgendwas«, sagt die junge Frau im Zeugenstand und zupft mit einer Hand abwesend an ihrem Haar. Sie blickt zum Tisch der Verteidigung, zieht an ihren platinblonden Locken, bis der dunkle Haaransatz sichtbar wird, und wickelt sie um ihre falschen, eckigen Fingernägel. »Er hat immer wegen irgendwas rumgeschrien.«

Amanda nimmt den Bleistift wieder in ihre rechte Hand und setzt *Stouffer's Tiefkühl-Makkaroni mit Käse* auf ihre improvisierte Einkaufsliste. Und *Orangensaft*, fällt ihr noch ein, was sie mit übertriebenem Schnörkel notiert, als ob sie gerade eine entscheidende juristische Einsicht gehabt hätte. Dadurch verrutscht das Foto unter dem Block, sodass ihr der fotografische Abdruck der Zähne ihres Mandaten auf der Haut der Zeugin erneut entgegenstarrt.

Es sind diese Bissspuren, die ihr alles vermasseln werden.

Vielleicht könnte sie es schaffen, die Fakten zu frisieren, die Indizien zu vernebeln und die Geschworenen mit irrelevanten Details und nicht immer begründeten Zweifeln zu verwirren, aber um diese grausamen Bilder führt einfach kein Weg herum. Sie werden das Schicksal ihres Mandanten besiegeln und ihre eigene perfekte Bilanz beschädigen. Wie ein Fleck auf ansonsten makelloser Haut werden sie von beinahe einem Jahr voller herausragender Auftritte zugunsten der Armen, Unglücklichen und erdrückend Schuldigen ablenken.

Überhaupt dieser verfluchte Derek Clemens. Musste er so verdammt durchschaubar sein?

Amanda beugt sich vor und tätschelt die Hand des neben ihr sitzenden Mannes. Eine weitere Geste für die Geschworenen, obwohl sie sich fragt, ob irgendjemand sich davon täuschen lässt. Diese Leute gucken garantiert auch genug Fernsehen, um die diversen Tricks ihrer Zunft zu kennen: die geheuchelte Empörung, die mitleidigen Blicke, das ungläubige Kopfschütteln. Sie zieht ihre Hand zurück und reibt die Stelle,

wo sie die Haut ihres Mandanten berührt hat, unter dem Tisch mehrfach an ihrem schwarzen Leinenrock ab. *Idiot,* denkt sie, während sie aufmunternd lächelt. *Nicht mal ein Quäntchen Selbstkontrolle war drin. Du musstest sie auch noch beißen.*

Der Angeklagte lächelt zurück, zum Glück mit geschlossenem Mund. Die Geschworenen werden demnächst noch mehr als genug von Derek Clemens' Zähnen zu sehen bekommen.

Mit seinen achtundzwanzig Jahren und der drahtigen Statur von einsfünfundsiebzig ist Derek Clemens genauso alt und groß wie die Frau, die ausgewählt worden ist, ihn zu vertreten. Selbst ihr Haar ist von dem gleichen zarten Blond, ihre Augenfarbe eine Variation desselben kühlen Blaus, wobei ihre Augen dunkler und undurchsichtiger sind als seine, die blasser wirken und ins Pastellige tendieren. Unter anderen, angenehmeren Umständen hätte man Amanda Travis und Derek Clemens für Geschwister halten können, vielleicht sogar für Zwillinge.

Amanda schüttelt den unschönen Gedanken ab, wie immer froh darüber, ein Einzelkind zu sein. Sie dreht sich auf ihrem Stuhl um und blickte zu der langen Fensterfront auf der Rückseite des Gerichtssaals. Draußen ist es ein typischer Februartag in Südflorida – der Himmel türkisfarben, die Luft warm, der Strand eine Versuchung. Sie unterdrückt den Impuls, aufzustehen, den Kopf an die getönten Scheiben zu lehnen und über den Intercoastal Waterway hinweg auf den Ozean zu blicken. Nur in Palm Beach konnte es der Meerblick aus einem Gerichtssaal mit der Aussicht aus dem Penthouse eines Top-Hotels aufnehmen.

Perverserweise sitzt Amanda lieber hier im Gerichtssaal 5C des Palm Beach County Court House neben irgendeinem asozialen Abschaum, der der Körperverletzung sowie der massiven Bedrohung und sexuellen Nötigung seiner bei ihm lebenden Freundin beschuldigt wird, als neben einem zu leicht bekleideten, überfütterten Schneevogel auf dem kühlen Sand in der Sonne zu liegen. Ein paar Minuten auf dem Rücken, die

nackten Füße von der Brandung umspült, reichen Amanda Travis meistens, bis sie sich wieder nach dem heißen Pflaster des Bürgersteigs sehnt.

»Ich würde die Ereignisse vom Vormittag des 16. August gern noch einmal Schritt für Schritt durchgehen, Miss Fletcher«, sagt der stellvertretenden Distriktstaatsanwalt, und seine tiefe Baritonstimme lenkt Amandas Aufmerksamkeit so unverzüglich auf die Geschehnisse im Gerichtssaal zurück wie das verführerische Seufzen eines Geliebten.

Caroline Fletcher nickt und spielt weiter an ihren zu stark gebleichten Haaren herum, während ihr chirurgisch vergrößerter Busen die Knöpfe ihrer lächerlich konservativen blauen Bluse zu sprengen droht. Es hilft dem Angeklagten, dass die Frau, die verletzt und gedemütigt zu haben man ihn beschuldigt, aussieht wie eine Stripperin, obwohl sie tatsächlich in einem Frisörsalon arbeitet. Amanda lächelt in dem Wissen, dass das weniger wichtig ist als das projizierte Bild. Vor Gericht wie in so vielen anderen Bereichen des Lebens zählt die Erscheinung weit mehr als die Substanz. Es ist schließlich der *Anschein* von Gerechtigkeit, nicht Gerechtigkeit an sich, den es zu verwirklichen gilt.

»Der 16. August?« Die Frau schiebt mit der Zunge das Kaugummi, auf dem sie seit Beginn ihrer Zeugenaussage kaut, auf die Seite.

»Der Tag des Angriffs«, erinnert der Ankläger sie, geht auf den Zeugenstand zu und baut sich vor seiner Starzeugin auf. Tyrone King ist knapp einsachtzig groß, mit schokoladenbrauner Haut und rasiertem Schädel. Als Amanda vor gut einem Jahr in die Kanzlei von Beatty und Rowe eingetreten ist, drangen Gerüchte an ihr Ohr, der attraktive stellvertretende Distriktstaatsanwalt wäre ein Neffe von Martin Luther King, aber als sie ihn danach fragte, erwiderte er lachend, dass man allen Schwarzen mit dem Nachnamen King nachsagte, mit dem ermordeten Bürgerrechtler verwandt zu sein. »Sie

haben ausgesagt, dass der Angeklagte schlecht gelaunt von der Arbeit nach Hause gekommen ist.«

»Er war immer schlecht gelaunt.«

Amanda steht halb von ihrem Stuhl auf und erhebt Einspruch gegen diese Verallgemeinerung. Dem Einspruch wird stattgegeben. Die Zeugin zupft fester an ihren Haaren.

»Wie hat sich diese Laune manifestiert?«

Die Zeugin sieht ihn verwirrt an.

»Ist er laut geworden? Hat er gebrüllt?«

»Sein Boss hat ihn angebrüllt, also hat er zu Hause mich angebrüllt.«

»Einspruch.«

»Stattgegeben.«

»Warum hat er gebrüllt?«

Die Zeugin verdreht die Augen zu der hohen Decke. »Er hat gesagt, es würde aussehen wie in einem Saustall und dass nie was zu essen im Haus wäre und dass er die Schnauze voll hätte, nach der Nachtschicht in eine unaufgeräumte Wohnung zu kommen, in der es kein Frühstück gibt.«

»Und was haben Sie gemacht?«

»Ich habe gesagt, ich hätte keine Zeit, mir seine Beschwerden anzuhören, weil ich zur Arbeit musste. Und dann sagte er, dass es überhaupt nicht in Frage käme, dass ich ausgehen und ihn den ganzen Tag mit dem Baby allein lassen würde, weil er seinen Schlaf brauchte, und ich hab ihm gesagt, dass ich das Baby ja wohl schlecht mit in den Frisörsalon nehmen könnte und immer so weiter.«

»Können Sie uns sagen, was genau passiert ist?«.

Die Zeugin zuckt die Achseln und schiebt das Kaugummi mit der Zunge nervös von einer Wange zur anderen. »*Genau* weiß ich es nicht mehr.«

»So genau, wie Sie sich erinnern können.«

»Wir haben angefangen, uns anzuschreien. Er sagte, ich würde nichts in der Wohnung tun und den ganzen Tag bloß auf meinem knochigen Arsch rumsitzen, und wenn ich schon nicht kochen oder sauber machen würde, könnte ich wenigstens auf die Knie gehen und ihm einen …« Caroline Fletcher bricht ab, strafft die Schulter und sieht die Geschworenen flehend an. »Sie wissen schon.«

»Er hat Oralsex von Ihnen verlangt?«

Die Zeugin nickt. »Dafür sind sie ja nie zu müde.«

Die sieben Frauen in der Jury glucksen wissend, genau wie Amanda, die hinter vorgehaltener Hand ebenfalls lächelt und beschließt, auf einen Einspruch zu verzichten.

»Was ist dann passiert?«, fragt der Ankläger.

»Er hat mich Richtung Schlafzimmer gezerrt. Ich hab immer wieder nein gesagt, ich hätte keine Zeit, doch er hat nicht zugehört. Dann ist mir ein Film wieder eingefallen, den ich im Fernsehen gesehen habe, mit Jennifer Lopez, glaube ich, aber ich weiß nicht mehr so genau, jedenfalls hat dieser Typ sie angegriffen, und sie hat gemerkt, je mehr sie sich gewehrt hat, umso geiler wurde er und umso schlimmer wurde es für sie, also hat sie aufgehört, sich zu wehren, was ihn irgendwie aus der Fassung gebracht hat, und sie konnte fliehen. Ich dachte, das probier ich auch.«

»Sie haben aufgehört, sich zu wehren?«

Wieder nickt Caroline Fletcher. »Ich hab mich ganz schlaff gestellt, so als würde ich nachgeben, und als wir an der Schlafzimmertür waren, habe ich ihn weggeschubst, bin ins Zimmer gerannt und hab abgeschlossen.«

»Und was hat Derek Clemens dann getan?«

»Er war total wütend. Er hat gegen die Tür gehämmert und gebrüllt, er würde mich platt machen«, erläutert Caroline Fletcher.

»Und wie haben Sie das interpretiert?«

»Ich dachte, dass er mich platt machen würde«, erklärte Caroline Fletcher.

Amanda blickt die Geschworenen direkt an. Diesen Ausbruch, sagen ihre Augen, kann man doch gewiss nicht als ernsthafte Morddrohung betrachten. Sie nimmt ihren Bleistift und fügt ihrer Einkaufsliste den Posten *Weizenkleie* hinzu.

»Fahren Sie fort, Miss Fletcher.«

»Also, er hämmerte gegen die Tür und brüllte rum. Und natürlich ist Tiffany aufgewacht und hat angefangen zu weinen.«

»Tiffany?«

»Unsere Tochter. Sie ist fünfzehn Monate alt.«

»Wo war Tiffany denn die ganze Zeit?«

»In ihrem Kinderbett im Wohnzimmer. Dort haben wir es hingestellt, weil die Wohnung nur ein Schlafzimmer hat, und Derek sagt, dass er seine Ruhe braucht.«

»Sein Gebrüll hat also das Baby geweckt.«

»Sein Gebrüll hat das ganze Haus geweckt.«

»Einspruch.«

»Stattgegeben.«

»Und was dann?«

»Also, mir wurde klar, wenn ich die Tür nicht aufmache, tritt er sie einfach ein, also hab ich ihm gesagt, dass ich aufmachen würde, aber nur wenn er verspricht, sich vorher zu beruhigen. Er hat es versprochen, und dann war es bis auf das Weinen des Babys ganz still, also hab ich die Tür aufgemacht, und ehe ich

wusste, wie mir geschah, war er über mir, hat mich geschlagen und an meinem Kleid gerissen.«

»Ist dies das Kleid?« Mit zwei Schritten steht der stellvertretende Distriktsstaatsanwalt vor dem Tisch der Anklage, wo er ein formloses graues Jerseykleid in die Hand nimmt, das erkennbar schon bessere Tage gesehen hat. Er zeigt es der Zeugin, bevor er es den Geschworenen zur Begutachtung präsentiert.

»Ja, das ist es.«

Amanda lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück, um ihre Sorglosigkeit zu bekunden. Sie hofft, dass die Geschworenen von den beiden winzigen Rissen unten an beiden Seitensäumen ebenso wenig beeindruckt sind wie sie selbst; Risse, die Caroline Fletcher ebenso gut selbst verursacht haben könnte, als sie sich das Kleid über die Hüften zog, wie Derek Clemens, als er es nach oben zerrte.

»Was geschah, nachdem er Ihr Kleid zerrissen hatte?«

»Er hat mich aufs Bett geworfen und mich gebissen.«

Wie durch Zauberei tauchen die inkriminierenden Fotos in der Hand des stellvertretenden Distriktsstaatsanwalts auf. Sie werden rasch als Beweismittel zu Protokoll genommen und unter den Geschworenen verteilt. Amanda beobachtet sie, während sie den Abdruck von Derek Clemens' Zähnen auf Caroline Fletchers Rücken betrachten, sieht den Ekel über ihre Mienen huschen wie den Widerschein der Flammen an einem Lagerfeuer, während sie sich bemühen, den Anschein von Unparteilichkeit zu wahren.

Die Jury ist wie immer ein bunt zusammengewürfelter Haufen – ein alter jüdischer Rentner sitzt eingeklemmt zwischen zwei schwarzen Frauen mittleren Alters, ein glatt rasierter Lateinamerikaner mit Anzug und Krawatte neben einem jungen Mann mit Pferdeschwanz, Jeans und T-Shirt, eine schwarze Frau mit weißen Haaren hinter einer weißen Frau mit schwarzen

Haaren; Korpulente und Schlanke, Beflissene und Blasierte. Und alle haben eins gemeinsam – die Verachtung in ihrem Blick, als sie von den Fotos zu dem Angeklagten schauen.

»Was geschah, nachdem er Sie gebissen hat?«

Caroline Fletcher blickt zögernd auf ihre Füße. »Er hat mich auf den Rücken gedreht und Sex mit mir gehabt.«

»Er hat Sie vergewaltigt?«, formuliert der Ankläger ihre Antwort sorgfältig um.

»Jawohl. Er hat mich vergewaltigt.«

»Er hat Sie vergewaltigt«, wiederholt Tyrone King. »Und was dann?«

»Als er fertig war, hab ich im Salon angerufen und gesagt, dass ich ein bisschen später kommen würde, und er hat mir das Telefon aus der Hand gerissen und es mir an den Kopf geworfen.«

Was zum Anklagepunkt des Angriffs mit einer tödlichen Waffe geführt hat, denkt Amanda und schreibt eine ernst gemeinte Frage unter ihre Einkaufsliste. *Sie haben den Salon angerufen und nicht die Polizei?*

»Er hat Ihnen das Telefon an den Kopf geworden?«, wiederholt der Ankläger in einer Art, die schnell zur ermüdenden Marotte wird.

»Ja. Es hat mich seitlich am Kopf getroffen und ist dann auf den Boden gefallen und zerbrochen.«

»Was geschah danach?«

»Ich habe mich umgezogen und bin zur Arbeit gegangen. Er hat mir das Kleid zerrissen«, erinnert sie die Geschworenen. »Also musste ich mich umziehen.«

»Und haben Sie die Vorfälle der Polizei gemeldet?«

»Jawohl.«

»Wann war das?«

»Ein paar Tage später. Er fing wieder an, mich zu schlagen, und ich hab ihm gesagt, wenn er nicht aufhören würde, würde ich zur Polizei gehen, und er hat nicht aufgehört, also habe ich es getan.«

»Was haben Sie der Polizei erzählt?«

Caroline Fletcher wirkt verwirrt. »Na, was der Beamte Ihnen schon erzählt hat.« Sie meint Sergeant Dan Peterson, den Zeugen vor ihr, einen Mann, der derartig kurzsichtig ist, dass sein Gesicht beinahe während der gesamten Zeugenaussage buchstäblich in seinen Notizen verschwunden war.

»Sie haben ihm von der Vergewaltigung berichtet?«

»Ich hab ihm erzählt, dass Derek und ich gestritten haben, dass Derek mich immer schlägt und so, und dann hat er ein paar Fotos gemacht.«

Tyrone King hebt seine langen, eleganten Finger und bedeutet seiner Zeugin, eine Pause zu machen, in der er etliche weitere Fotos findet, die er Caroline Fletcher zeigt. »Sind das die Fotos, die der Polizeibeamte gemacht hat?«

Caroline verzieht das Gesicht, als sie die verschiedenen Bilder betrachtet. Ziemlich überzeugend, denkt Amanda und fragt sich, ob ihre Aussage einstudiert ist. *Haben Sie keine Angst, Gefühle zu zeigen*, kann sie Tyrone King mit seinem verführerischen Bariton förmlich flüstern hören. *Die Sympathie der Geschworenen ist entscheidend.*

Amanda blickt in ihren Schoß und versucht, die Fotos mit den Augen eines Geschworenen zu sehen. Nichts allzu Vernichtendes. Ein paar Kratzer auf der Wange der Frau, die auch die tastenden Finger ihrer kleinen Tochter hinterlassen haben könnten, ein kleine rote Stelle an ihrem Kinn, ein verblassender violetter Fleck am Oberarm, den man sich bei allem Möglichen hätte zuziehen können. Kaum der Stoff für eine schwere Körperverletzung. Nichts, was ihren Mandanten direkt belastet.

»Und dann hab ich ihm erzählt, dass Derek mich gebissen hat«, fährt Caroline unaufgefordert fort. »Und er hat Fotos von meinem Rücken gemacht und mich gefragt, ob Derek mich auch sexuell genötigt hätte, und ich habe gesagt, ich wüsste nicht so genau.«

»Sie wussten nicht so genau?«

»Nun, wir waren seit drei Jahren zusammen. Wir hatten ein Baby. Ich war mir über meine Rechte nicht im Klaren, bis Sergeant Peterson sie mir erklärt hat.«

»Und dann haben Sie beschlossen, Anzeige gegen Derek Clemens zu erstatten?«

»Ja. Ich habe also Anzeige erstattet, und die Polizei hat mich nach Hause gefahren, und dann haben sie Derek verhaftet.«

Ein Telefonklingeln unterbricht die natürliche Geräuschkulisse im Raum. Eine Melodie ertönt. *Camptown ladies sing dis song – Doodah! Doodah.* Und dann noch einmal. *Camptown ladies sing dis song …*

Amanda blickt zu der Handtasche neben ihren Füßen. Sie hat ihr Handy doch bestimmt nicht angelassen, hofft sie, greift jedoch wie mehrere Frauen aus der Jury dann doch in ihre Handtasche. Der Lateinamerikaner klopft sein Jackett ab. Der Staatsanwalt sieht vorwurfsvoll seine Assistentin an, aber sie reißt die Augen kopfschüttelnd auf, als wollte sie sagen: *ich nicht.*

»Oh mein Gott«, ruft die Zeugin plötzlich, und alle Farbe weicht aus ihrem ohnehin blassen Gesicht, als sie einen riesigen Leinenbeutel vom Boden aufhebt und darin herumkramt, während die Melodie immer lauter und aufdringlicher wird.

Camptown ladies sing dis song …

»Tut mir Leid«, entschuldigt sie sich bei dem Richter, der sie über die Metallfassung einer Lesebrille hinweg tadelnd ansieht, während sie ihr Handy abschaltet und wieder in ihre Tasche

wirft. »Ich hab den Leuten gesagt, sie sollen mich nicht anrufen«, entschuldigt sie sich.

»Lassen Sie Ihr Telefon heute Nachmittag bitte zu Hause«, erklärt der Richter knapp und nutzt die Gelegenheit, die Sitzung für die Mittagspause zu unterbrechen. »Und Ihr Kaugummi auch«, fügt er noch hinzu, bevor er alle Anwesenden auffordert, sich um vierzehn Uhr wieder einzufinden.

»Und wo gehen wir essen?«, fragt Derek Clemens lässig und streift beim Aufstehen Amandas Arm.

»Ich esse mittags nicht.« Amanda sammelt ihre Unterlagen ein und verstaut sie in ihrem Aktenkoffer. »Ich schlage vor, Sie holen sich in der Cafeteria was zu beißen.« Sofort bereut sie ihre Wortwahl. »Ich treffe Sie in einer Stunde wieder hier.«

»Wohin gehen Sie?«, hört sie ihn fragen, ist jedoch schon auf halbem Weg den Mittelgang des Gerichtssaals hinunter. Als sie die Halle betritt und auf die Fahrstühle auf der rechten Seite zusteuert, hört sie wie von ferne das Tosen des Ozeans. Ein Fahrstuhl öffnet sich in dem Moment, als sie zur Tür kommt, was sie als gutes Omen nimmt. Sie betritt die Kabine und blickt auf die Uhr. Wenn sie sich beeilt, kommt sie gerade noch rechtzeitig zum Beginn des Spinning-Kurses in ihrem Fitness-Studio.

Während sie die Olive Street bis zur Clematis Street hinuntereilt, hört sie die Mailbox ihres Handys ab. Sie hat drei Nachrichten. Zwei stammen von Janet Berg, die in der Wohnung direkt unter ihr lebt und mit deren Ehemann Amanda vor einigen Monaten eine kurze und nicht weiter bemerkenswerte Affäre hatte. Ist es möglich, dass Janet davon erfahren hat? Amanda löscht rasch beide Nachrichten und hört sich die dritte an, die zum Glück von ihrer Sekretärin Kelly Jamieson ist. Amanda hat die gnadenlos muntere junge Frau mit den stacheligen roten Haaren von ihrer Vorgängerin bei Beatty und Rowe geerbt, einer Frau, die offenbar enttäuscht davon,

überarbeitetes und unterbezahltes Mitglied einer der am meisten beschäftigten Kanzleien in der Stadt zu sein, es vorgezogen hatte, die Vorzeigeehefrau eines alternden Schwerenöters zu werden.

Dagegen ist nichts einzuwenden, denkt Amanda, als sie sich der Kreuzung Olive und Clematis Street nähert. Sie findet den Berufszweig Vorzeigeehefrau durchaus ehrenhaft.

Schließlich war sie selbst mal eine.

Sie ruft im Büro an und fängt an zu reden, bevor ihre Sekretärin Hallo sagen kann. »Was gibt's, Kelly?« Sie überquert die Straße, während die Ampel von Dunkelgelb auf Rot umspringt.

»Gerald Rayner hat angerufen, um zu fragen, ob Sie einer weiteren Verschiebung im Fall Buford zustimmen; Naxine Fisher möchte wissen, ob Sie am Mittwoch um elf statt am Donnerstag um zehn kommen können; Ellie hat angerufen, um Sie an das Mittagessen morgen zu erinnern; Ron sagt, er bräuchte sie bei einem Termin am Freitag; und ein Ben Myers aus Toronto hat angerufen. Er möchte, dass Sie ihn zurückrufen; er sagt, es sei dringend. Er hat seine Nummer hinterlassen.«

Amanda bleibt wie angewurzelt mitten auf der Straße stehen. »Was haben Sie gesagt?«

»Ben Myers aus Toronto hat angerufen«, wiederholt ihre Sekretärin. »Sie stammen doch aus Toronto, oder?«

Amanda leckt frische Schweißperlen von ihrer Oberlippe.

Ein Auto hupt, kurz danach ein weiteres. Amanda versucht, einen Fuß vor den anderen zu setzen, aber erst als sie mehrere Wagen ungeduldig auf sich zurollen sieht, setzen sich ihre Beine widerwillig in Bewegung.

Püppchen!, hört sie ferne Stimmen rufen, während sie sich durch den fließenden Verkehr einen Weg auf die andere Straßenseite bahnt.

»Amanda? Amanda, sind Sie noch da?«

»Ich melde mich später.« Amanda schaltet das Handy aus und lässt es wieder in ihre Handtasche fallen. Mehrere Sekunden steht sie keuchend auf dem Bürgersteig, als wollte sie jeden Hauch der Vergangenheit ausatmen. Bis sie den verglasten Eingang des Fitness-Studios erreicht hat, ist es ihr fast gelungen, das Gespräch mit ihrer Sekretärin wieder aus ihren Gedanken zu radieren.

Noch etwas, was Amanda Travis nicht mag: Erinnerungen.

2

Als Amanda sich umgezogen, ihre Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und ihre Turnschuhe geschnürt hat, ist der Spinning-Kurs bereits voll im Gange, und alle Räder sind besetzt. »Verdammt«, murmelt sie, schlägt mit der flachen Hand auf ihre schwarze Lycra-Hose und stellt erstaunt fest, dass sie den Tränen gefährlich nahe ist. Das Studio sollte wirklich mehr Räder anschaffen, denkt sie, weil acht für einen derart beliebten Kurs wohl kaum ausreichen. Sie spielt kurz mit dem Gedanken, eine andere Frau vom Sattel zu schubsen, wobei sie sich zwischen einem muskulösen Teenager in der ersten Reihe und einer atemlosen Frau Mitte fünfzig, die sich weiter hinten abstrampelt, zu entscheiden versucht. Ihre Wahl fällt auf Letztere, da es ihrerseits wahrscheinlich ein Akt der Gnade wäre, sie von ihrem Platz zu vertreiben. Die arme Frau kriegt noch einen Herzinfarkt, wenn sie nicht aufpasst. Weiß sie nicht, dass Spinning-Kurse für diejenigen sind, die sie eigentlich gar nicht nötig haben?

Amanda steht eine Weile unschlüssig in der Tür und beobachtet voller Neid den Kurs, während sie hofft, dass eine der Teilnehmerinnen die Verzweiflung in ihrem Blick lesen und ihr ihren Platz abtreten wird. Versteht denn niemand, dass sie nur begrenzt Zeit hat? Dass sie im Gegensatz zu den meisten anderen hier einen richtigen Job hat, zu dem sie zurückkehren muss, dass sie in etwas mehr als einer Stunde wieder vor Gericht erwartet wird und diese fünfundvierzig Minuten quälenden Strampelns braucht, um ein wenig von dem am Vormittag angestauten Dampf abzulassen und ihre Kräfte für den Nachmittag zu sammeln?

»Okay, alle miteinander Popo hoch«, bellt der männliche Trainer über das ununterbrochene Wummern der Rockmusik

hinweg. Die Frauen, denen der Schweiß schon in die glasigen Augen und offenen Münder tropft, heben unverzüglich ihr Hinterteil in die Höhe und strampeln schneller und härter und schneller und härter, um mit dem Vorturner mitzuhalten, während Blondie aus den Lautsprechern plärrt.

Die Erinnerung an das Gespräch mit ihrer Sekretärin schleicht sich erneut von hinten an und flüstert in Amandas Ohr. *Und ein Ben Myers aus Toronto hat angerufen,* sagt ihre Sekretärin. *Er möchte, dass Sie ihn zurückrufen. Er sagt, es sei dringend.*

Eilig flieht Amanda in den großen Raum des Studios, stürzt sich auf das erste unbesetzte Laufband vor den Fenstern mit Blick auf die unten liegende Straße und beschleunigt das Tempo, bis sie rennt. Drei Fernseher blicken strategisch platziert auf sie herab, ohne Ton, aber den Nahaufnahmen kann man sich nicht entziehen, und am unteren Bildrand laufen ununterbrochen die neuesten Nachrichten. Amanda spürt hinter ihren Augen den Ansatz von Kopfschmerzen und wendet den Blick ab, als der Nachrichtensprecher gerade eine wichtige aktuelle Entwicklung aus dem Nahen Osten vermeldet.

Er sagt, es sei dringend.

»Das sollten Sie nicht tun«, sagt ein Mann und bleibt neben ihr stehen.

Amanda spürt seinen warmen Atem auf ihrem nackten Arm.

»Was sollte ich nicht tun?«, fragt sie, ohne ihn anzusehen. Seine Stimme klingt unbekannt, und sie versucht, sich vorzustellen, wie er aussieht. Um die dreißig, entscheidet sie. Dunkle Haare, braune Augen, muskulöse Arme, kräftige Schenkel.

»Wenn Sie die Neigung so steil einstellen, riskieren Sie eine Verletzung. Ich spreche aus Erfahrung«, fügt er hinzu, als sie seine Warnung ignoriert. »Ich habe mir im letzten Jahr den Adduktor gerissen. Hat alles in allem ein halbes Jahr gedauert.«

Ohne ihre Schritte zu verlangsamen, blickt Amanda in seine

Richtung und ist zufrieden, dass er ziemlich genauso aussieht, wie sie ihn sich vorgestellt hat, außer dass er wahrscheinlich eher vierzig als dreißig ist und keine braunen, sondern grüne Augen hat; auf eine übertrieben gepflegte Art attraktiv, nie allzu weit von seinem Föhn entfernt. Sie hat ihn schon öfter gesehen und weiß, dass sie ihm nicht zum ersten Mal auffällt. Sie drückt auf einen Knopf und spürt, wie der Aufstieg unter ihren Füßen weniger steil wird. »So besser?«

»Am besten wäre es ehrlich gesagt, wenn Sie ganz ohne Steigung laufen würden. Sie laufen ohnehin schon gegen Druck an. Die Steigung bedeutet nur eine zusätzliche Belastung Ihrer Unterleibsmuskulatur.«

»Na, das wollen wir doch nicht.« Amanda reduziert die Steigung auf null. »Vielen Dank«, sagt sie und fragt sich, wie lange der Mann braucht, um sich vorzustellen.

»Carter Reese«, sagt er, bevor sie den Gedanken zu Ende gedacht hat.

»Amanda Travis.« Sie verschlingt ihn mit einem Blick, während er auf das Laufband neben sie steigt: die breiten Schultern, die muskulösen Beine, der dicke Hals. Hat im College wahrscheinlich Football gespielt. Jetzt spielt er Golf und geht ins Fitness-Studio. Bestimmt ein Investment-Berater. Frisch geschieden oder seit kurzem getrennt. Dem fehlenden Ehering nach zu urteilen. Mehrere Kinder. Kein Interesse an etwas Ernstem. Sie gibt ihm drei Minuten, bis er vorschlägt, dass man sich später noch auf einen Drink treffen könnte.

»Nennen die Leute Sie Mandy?«

»Nie.«

»Okay, dann also Amanda. Kommen Sie oft hierher?«, fragt er nur halb im Scherz.

Amanda lächelt. Sie mag Männer, die sich im Klischee zu Hause fühlen. »So oft ich kann.«

»Normalerweise sehe ich Sie auf einem dieser verrückten Fahrräder.«

»Leider bin ich heute ein bisschen zu spät gekommen. Sie waren alle besetzt.«

»Wohnen Sie in der Nähe?«

»Ich wohne in Jupiter. Und Sie?«

»In West Palm. Erzählen Sie mir nicht, dass Sie den weiten

Das überrascht Amanda nicht, die an bessere Ideen von Männern wie Carter Reese gewöhnt ist.

»Ich kenne da ein fantastisches kleines Lokal in Ihrer Gegend. Wir könnten uns dort auf einen Drink treffen, vielleicht zusammen essen …«

»Klingt gut.« Amanda beobachtet, wie das Grinsen in seiner Stimme sich über sein kantiges Gesicht ausbreitet. Er ist ungeheuer stolz auf sich, denkt sie und ist selbst auch ziemlich zufrieden mit sich. Wenn es um den Abbau von Stress geht, ist Sex schließlich beinahe so gut wie Spinning.

»Hatten Sie nach dem Zwischenfall am 16. August noch Sex mit dem Angeklagten?«, fragt Amanda die Zeugin zu Beginn des Kreuzverhörs. Sie erhebt sich von ihrem Stuhl, knöpft den obersten Knopf ihrer maßgeschneiderten Kostümjacke zu und geht forsch auf Caroline Fletcher zu, die den Staatsanwalt flehend ansieht.

»Einspruch«, lässt er sich folgsam vernehmen.

»Weswegen?«, höhnt Amanda.

»Die Frage ist irrelevant«, erwidert Tyrone King und geht auf den Richtertisch zu. »Es geht hier um die Ereignisse an dem fraglichen Vormittag, Euer Ehren, und nicht darum, was möglicherweise später passiert ist.«

»Im Gegenteil«, widerspricht Amanda. »Meinem Mandanten werden mehrere schwere Verbrechen vorgeworfen. Die Zeugin behauptet, dass sie am Morgen des 16. August vergewaltigt wurde; Derek Clemens besteht darauf, dass der Sex im gegenseitigen Einvernehmen stattfand, und führt als Beweis dafür an, noch am selben Tag ein weiteres Mal mit der Zeugin geschlafen zu haben.«

»Der Einspruch ist abgelehnt«, stimmt der Richter ihr zu und weist die Zeugin an, die Frage zu beantworten.

»Wir hatten Sex, ja«, antwortet Caroline Fletcher.

»Am selben Abend?«

»Als ich von der Arbeit nach Hause gekommen bin.«

Amanda wendet sich den Geschworenen zu und zieht in einer gut einstudierten Geste der Ratlosigkeit ihre gezupften Brauen hoch. »Warum?«, fragt sie schlicht.

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich offen gesagt auch nicht. Ich meine, Sie behaupten, dass Derek Clemens Sie am Morgen des Tages vergewaltigt hat. Warum haben Sie dann nur wenige Stunden später einvernehmlichen Sex gehabt?«

»Er hat gesagt, es täte ihm Leid«, antwortet Caroline ehrlich.

»Er hat gesagt, es täte ihm Leid?«

»Wenn er will, kann er sehr überzeugend sein.«

»Verstehe. Das war also nicht das erste Mal, dass so etwas passiert ist?«

»Dass *was* passiert ist?«

»Lassen Sie mich die Frage umformulieren.« Amanda atmet tief ein. »Wie würden Sie Ihre Beziehung zu dem Angeklagten beschreiben, Miss Fletcher?«

»Ich weiß nicht genau.«

»Würden Sie sie als stürmisch bezeichnen?«

»Wahrscheinlich.«

»Sie haben sich oft gestritten?«

»Er hat ständig wegen irgendwas rumgebrüllt.«

»Haben Sie zurückgebrüllt?«

»Manchmal.«

»Und waren diese Auseinandersetzungen schon vor dem Morgen des 16. August irgendwann einmal tätlich geworden?«

»Er hat mich manchmal geschlagen.«

»Und haben Sie je zurückgeschlagen?«

»Nur zur Selbstverteidigung.«

»Die Antwort ist also: Ja, Sie haben manchmal zurückgeschlagen.«

Die Zeugin funkelt Amanda wütend an. »Er ist viel stärker als ich.«

»Okay, nur um das noch mal klarzustellen: Sie und Derek Clemens hatten eine sehr stürmische Beziehung, Sie haben oft gestritten, was manchmal auch zu Handgreiflichkeiten führte. Ist das zutreffend?«

»Ja«, bestätigt Caroline widerwillig.

»Und haben diese Auseinandersetzungen häufig mit Sex geendet?«

Die Zeugin windet sich auf ihrem Stuhl. »Manchmal.«

»Ist es dann nicht möglich, dass Derek Clemens am Morgen des 16. August einfach gedacht hat, dass es Ihr übliches Spiel war?«

Caroline Fletcher verschränkt trotzig die Arme vor ihrer geblähten Brust. »Er wusste genau, was er tat.«

Amanda macht eine Pause und wirft einen Blick auf den Zettel in ihrer Hand, obwohl sie die Notizen längst auswendig kennt. »Miss Fletcher, als Mr. King Sie nach den Geschehnissen an jenem Vormittag befragt hat, haben Sie gesagt, dass Derek Clemens Sie aufs Bett geworfen, auf den Rücken gedreht und Sex mit Ihnen gehabt hätte.«

»Ich habe gesagt, dass er mich vergewaltigt hat.«

»Ja, aber Ihre eigenen Worte waren zunächst, dass er Sex mit Ihnen hatte. Und Sie haben zugegeben, dass Sie erst nach dem Gespräch bei der Polizei entschieden haben, dass Sie vergewaltigt worden sind.«

»Ich war mir meiner Rechte wie gesagt nicht sicher, bis Sergeant Peterson sie mir erklärt hat.«

»Sie brauchten jemanden, der Ihnen erklärt, dass Sie vergewaltigt worden sind?«

»Einspruch.«

»Stattgegeben«, sagt der Richter. »Fahren Sie fort, Miss Travis.«

Amanda wirft erneut einen überflüssigen Blick auf ihre Notizen. »Und nach dem angeblichen Angriff haben Sie den Frisörsalon angerufen, in dem Sie arbeiten.«

»Um Bescheid zu sagen, dass ich ein bisschen später komme.«

»Sie haben nicht die Polizei angerufen«, stellt Amanda fest.

»Nein.«

»Um genau zu sein, haben Sie sich erst zwei Tage später bei der Polizei gemeldet.«

Caroline Fletcher verzieht das Gesicht.

»Als Derek Clemens sagte, er würde Sie platt machen, haben Sie sich also nicht ernsthaft bedroht gefühlt, oder, Miss Fletcher?«

»Ich habe mich bedroht gefühlt.«

»Sie wussten, dass es nur so eine Redensart war, oder?«

»Ich habe mich ernsthaft bedroht gefühlt«, beharrt die Zeugin.

»So ernsthaft, dass Sie am Abend nach der Arbeit nach Hause zurückgekehrt sind?«

»Ich habe ein Baby, um das ich mich kümmern musste.«

»Ein Baby, das Sie ohne Probleme mit einem Mann alleine gelassen hatten, der Sie, wie Sie behaupten, geschlagen und vergewaltigt hat. Von der Morddrohung ganz zu schweigen.«

»Derek würde dem Baby nie etwas tun.«

»Oh, da bin ich mir ziemlich sicher«, stimmt Amanda ihr herzlich zu und lächelt den Angeklagten an. »Tatsache ist, dass Derek Clemens ein wundervoller Vater ist, oder nicht?«

»Er ist ein guter Vater«, räumt die Zeugin sichtlich widerstrebend ein.

»Er ist Tiffanys Hauptbezugsperson, oder nicht?«

»Na ja, er war derjenige, der tagsüber zu Hause war.«

»Und jetzt?«

»Was jetzt?«

»Wer kümmert sich jetzt um Tiffany, nachdem Sie und Derek Clemens sich getrennt haben?«

»Wir beide.«

»Ist es nicht so, dass sie bei ihrem Vater lebt?«

»Die meiste Zeit.«

»Und Sie leben jetzt mit einem anderen Mann zusammen?« Amanda konsultiert ihre Notizen. »Mit einem Adam Johnson?«

»Nicht mehr.«

»Sie haben sich getrennt? Warum?«

Der stellvertretende Distriktstaatsanwalt ist sofort auf den Beinen. »Einspruch, Euer Ehren. Ich kann nicht erkennen, inwiefern die Intention dieser Frage für die Verhandlung relevant sein soll.«

»Ich glaube, dass ich die Relevanz mit der nächsten Frage deutlich machen kann, Euer Ehren.«

»Fahren Sie fort.«

»Ist es wahr, dass Adam Johnson eine Verfügung gegen Sie erwirkt hat, Miss Fletcher?«

»Einspruch.«

»Abgelehnt.«

»Warum hat Adam Johnson eine Verfügung gegen Sie erwirkt, Miss Fletcher?«

Die Zeugin schüttelt den Kopf und fängt an, nervös am Lack des Mittelfingers ihrer linken Hand zu kauen. »Adam Johnson ist ein Lügner. Er will mir bloß Ärger machen.«

»Ach so. Es hat also nichts mit der Tatsache zu tun, dass Sie ihn mit einer Schere angegriffen haben?«

»Es war bloß eine Nagelschere«, protestiert Caroline Fletcher matt.

»Ich habe keine weiteren Fragen an die Zeugin.« Als Amanda zu ihrem Verteidigertisch geht, bemüht sie sich, nicht zu lächeln.

Das Telefon klingelt, als Amanda an ihrer Sekretärin vorbei in ihr kleines Büro eilt. »Ich bin nicht da«, sagt sie im Vorbeigehen, macht die Tür hinter sich zu und blättert die Nachrichten durch, die sich auf ihrem Schreibtisch stapeln. Sie zieht ihre Jacke aus, streift die schwarzen Leinenpumps ab, die den ganzen Nachmittag gekniffen haben, und lässt sich in ihren schwarzen Ledersessel fallen. Sie ist kurz versucht, die Füße triumphierend auf die Tischplatte zu legen, wie es Männer in Filmen tun, wenn sie besonders selbstzufrieden sind, doch dafür ist es noch zu früh. Der Prozess ist noch lange nicht gelaufen, bloß weil die wichtigste Belastungszeugin des Anklägers keinen Starauftritt hingelegt hat. Da ist immer noch die Sache mit den grässlichen Bissspuren. Kann Derek Clemens es wirklich schaffen, die Geschworenen zu überzeugen, die Beweise vor ihren Augen zu übersehen?

Ein weiterer Grund, warum Amanda zögert, die Füße hochzulegen, ist der Umstand, dass dafür kein Platz ist. Ihr Blick schweift von dem leeren Computerbildschirm in der Mitte des Schreibtischs über diverse Akten und Unterlagen, die sich an beiden Seiten stapeln. Ein Dutzend schwarzer Filzstifte liegt zwischen einer wahllosen Sammlung von Briefbeschweren und Kristallminiaturen verstreut – ein kleiner Pudel, ein

aufgeschlagenes Buch, ein vergoldeter Federkiel mit einem winzigen Tintenfass. Seltsame Erwerbungen für jemanden, der Nippes eigentlich nicht leiden kann, denkt sie abwesend, während sie aus dem Fenster ihres Büros im zweiten Stock blickt und wie jedes Mal das Gesicht verzieht, als sie das kaugummipinke Gebäude gegenüber sieht. Dabei ist sie in Dekorationsfragen nicht unbedingt in der Position, den ersten Stein zu werfen, nachdem ihr Versuch gescheitert ist, die Mächtigen bei Beatty und Rowe dazu zu überreden, ihre kanariengelbe Fassade mit einem gefälligeren Weiß zu überstreichen.

Es klopft leise, bevor die Tür aufgeht und Amandas Sekretärin den Kopf hereinsteckt. Unter ihrem orangeroten Schopf schielt Kelly Jamieson leicht, trotz einer Augenoperation und dicker Brille. Sie hat ein Mondgesicht mit einer langen, dünnen Nase; ihre Brust ist flach, ihre Beine sind kurz und etwas gebogen. Seltsamerweise ergeben diese kleinen Makel zusammen ein eigenartig reizendes Ganzes.

»Das war wieder Ben Myers«, verkündet sie mit einer Stimme, die klingt wie im Feuer knackende Holzscheite.

Amanda nimmt eine Akte zur Hand und tut so, als ob sie liest.

»Ich habe ihm gesagt, dass Sie noch bei Gericht sind. Er hat seine Privatnummer hinterlassen und gesagt, Sie könnten ihn so spät anrufen, wie Sie wollen.«

Amanda lässt die Akte auf den Tisch fallen und spielt mit der Ecke einer anderen. »Es ist schon spät«, sagt sie. »Warum machen Sie nicht Feierabend?«

Kelly bleibt einen Moment im Türrahmen stehen. »Darf ich Sie etwas fragen?«

Amanda hebt den Blick, sieht ihre Sekretärin an und ertappt sich dabei, den Atem anzuhalten.

»Wer ist dieser Typ?«

Binnen Sekunden hat Amanda ein halbes Dutzend Lügen erdacht und ebenso schnell wieder verworfen. »Er ist mein Ex-Mann.«

»Ihr Ex-Mann?«, fragt ihre Sekretärin, ohne ihre Überraschung zu verbergen. Sie kneift die Augen zusammen. »Ich dachte, Ihr Ex-Mann wäre Sean Travis.«

»Der auch.«

»Sie haben zwei Ex-Männer?«

Amanda hört den stummen Zusatz – *mit achtundzwanzig!*

»Was soll ich sagen? Ich bin eine sehr gute Anwältin und eine sehr schlechte Ehefrau.«

Amanda wartet auf Kellys Protest – *oh nein, ich bin sicher, Sie waren eine wunderbare Ehefrau* –, der jedoch unterbleibt. »Was glauben Sie, was er will?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Er hat gesagt, es wäre wirklich wichtig.«

Amanda nickt und spürt, wie sich ihr ganzer Körper anspannt.

»Rufen Sie ihn später an?«

»Nein.«

Schweigen. Ihre Sekretärin tritt von einem Fuß auf den anderen. »Okay, also, dann gehe ich jetzt wohl mal nach Hause.«

Amanda nickt zustimmend, während Kelly wie festgewachsen stehen bleibt. »Sonst noch was?«, fragt Amanda nervös.

Kelly macht ein paar Schritte auf sie zu und hält ihr einen kleinen Zettel hin. »Seine Privatnummer«, sagt sie und legt das pinkfarbene Memo auf Amandas Schreibtisch. »Falls Sie es sich anders überlegen.«

3

Drei Gründe, warum Amanda Travis weiß, dass Carter Reese verheiratet ist, bevor er es gesteht: Nummer eins, das kleine entlegene Lokal, das er zum Abendessen ausgewählt hat, ist *so* klein und entlegen, dass Amanda, die die Gegend gut kennt, zweimal durch das nichts sagende Einkaufszentrum kurvt, bevor sie es schließlich eingeklemmt zwischen einer Zoohandlung und einem Schuh-Discount-Outlet entdeckt; Nummer zwei, in dem fensterlosen Raum ist es so dunkel, dass sie kaum erkennen kann, was sie isst, während sie beobachtet, dass ihr Begleiter jedes Mal nervös zur Tür blickt, sobald die sich öffnet; Nummer drei, er berührt ständig den Ringfinger seiner linken Hand, als wollte er sich vergewissern, dass er daran gedacht hat, seinen Ehering abzunehmen, eine nervöse Marotte, die absolut verräterisch ist.

»Es ist okay«, erklärt sie schließlich, nachdem sie ihre letzte Muschel gegessen und entschieden hat, ihn von seinem Elend zu erlösen. »Ich hab kein Problem damit, dass du verheiratet bist.«

»Was?« Selbst in dem schwachen Licht ist das Entsetzen in seinem Gesicht unübersehbar.

»Es macht mir nichts aus, dass du verheiratet bist«, wiederholt Amanda aufrichtig. »Im Grunde genommen macht es die Sache sogar leichter.«

»Was?«, fragt Carter Reese noch einmal.

»Ich bin nicht auf der Suche nach einer ernsthaften Beziehung. Ich habe einen sehr arbeitsintensiven Beruf und im Moment ein Million Dinge auf dem Zettel, und so ist es unkomplizierter. Du kannst dich also entspannen. Du musst mich nicht anlügen. Jedenfalls meistens nicht«, fügt sie lächelnd hinzu.

Einen Moment lang herrscht Schweigen, während Carter

Reese versucht zu entscheiden, ob dies einer dieser schicksalhaften Momente ist. Die Flamme der Kerze auf dem Tisch flackert bedrohlich, als er haucht: »Ist das eine Art Test?«

Amanda lacht. »Ich sage bloß, dass es nicht wichtig ist, mehr nicht.«

Carter lehnt sich kopfschüttelnd zurück, verschränkt die muskulösen Arme vor der Brust und starrt in die Dunkelheit.

»Gibt es irgendein Problem?«, fragt Amanda.

»Ich weiß ehrlich gesagt nicht genau, wie ich das nehmen soll.«

»Wie meinst du das?«

Er lacht verlegen. »Nun, ich weiß wirklich nicht genau, ob ich begeistert oder beleidigt sein soll.«

Amanda fasst über den Tisch hinweg seine Hand. »Ich hatte bestimmt nie die Absicht, dich zu beleidigen.«

Er atmet ein weiteres Mal tief aus. »Also, gut.« Sein Lächeln schwankt bedrohlich zwischen *Ich bin wohl der größte Glückspilz auf Erden* und *Irgendeinen Haken muss die Sache haben.* »Also gut«, wiederholt er und drückt ihre Finger. »Dann begeistert.«

Amanda lacht. »Schön. Nachdem wir das geklärt haben, können wir vielleicht einen Nachtisch bestellen.« Sie sieht sich nach dem Kellner um, kann jedoch im Halbdunkel nur vage Konturen ausmachen.

»Möchtest du irgendetwas wissen?«, fragt Carter.

»Worüber?«

»Über meine Ehe.«

Amanda denkt kurz über die Frage nach. Er hat offensichtlich das Gefühl, ihr irgendeine Erklärung zu schulden, aber es gibt ehrlich gesagt nichts, was sie über seine Ehe wissen will. Aber sie spürt, dass es ihn verletzen würde, wenn sie das sagt, und

entscheidet sich deshalb für die offensichtlichste Frage. »Wie lange seid ihr verheiratet?«

»Seit fünfzehn Jahren. Zwei Kinder. Ein Junge, Jason, er ist dreizehn, und ein Mädchen, Rochelle, die im März elf wird. Sandy ist eine Künstlerin«, fährt er unaufgefordert fort, als würde seine Frau neben ihm stehen und darauf warten, vorgestellt zu werden. »Sie malt. Sie ist sehr talentiert.«

Amanda gibt sich alle Mühe, interessiert zu wirken. Sie hofft, dass er nicht zu der bußfertigen Sorte Männer gehört, die so erleichtert sind, ertappt worden zu sein, dass sie den ganzen Abend ihre kleinen sündigen Geheimnisse wiederkäuen.

»Sie ist wirklich eine sehr nette Frau.«

»Ich bin sicher, sie ist wundervoll.«

»Mit unserer Ehe ist alles in Ordnung. Es ist nur, dass …«

»Ihr habt euch auseinander gelebt«, hilft Amanda ihm auf die Sprünge, weil sie das Drehbuch und den Text aller Beteiligten auswendig kennt.

»Es ist niemandes Schuld. Es ist einfach, na ja, du weißt schon.«

Amanda zieht ihre Hand zurück und rückt in der Hoffnung, ihn abzulenken, den tiefen Ausschnitt ihres schwarzen Pullis zurecht.

»Die Kindern verlangen ihr viel Zeit und Kraft ab«, fährt Carter fort, der ihr imposantes Dekollete scheinbar gar nicht bemerkt. »Sie hat kein besonders großes Interesse an Sex mehr. Sie sagt, sie ist zu müde und so.«

Amanda nickt, obwohl sie sich nicht vorstellen kann, je zu müde für Sex zu sein. Sie leert ihr Weinglas mit einem großen Schluck.

»Und«, sagt er mit dem Gespür, dass es vielleicht an der Zeit ist, das Thema zu wechseln, »erzähl mir etwas von dir. Wie ist eine so schöne Frau in einem so hässlichen Beruf gelandet?«

Amanda zuckt die Achseln. »Ich dachte, es würde Spaß machen.«

»Spaß?«

»Ich dachte, es wäre interessant«, verbessert sie sich, obwohl *Spaß* den Kern der Sache eigentlich besser trifft.

»Und ist es das?«

»Manchmal.«

»Hängt vermutlich von dem Verbrecher ab«, meint Carter.

»Nein«, entgegnet Amanda. »Im Allgemeinen sind die Verbrecher an sich ein ziemlich langweiliger Haufen und einander erstaunlich ähnlich. Die meisten sind nicht besonders intelligent oder phantasievoll. Es sind nur ihre Verbrechen, die sie interessant machen. Und die Tatsache, dass keiner von ihnen glaubt, er könnte erwischt werden.«

»Er?«

»Meistens schon. Vor allem bei Gewaltverbrechen.«

»Frauen sind nicht gewalttätig?«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwidert sie und denkt an Caroline Fletcher.

»Sandy hat mir mal ein Omelett an den Kopf geworfen.«

Die beiläufige Erwähnung von Carters Frau lässt Amanda blass werden. Für eine Frau, die bis vor kurzem noch gar nicht existiert hat, ist sie sehr plötzlich zu einer Kraft geworden, mit der man rechnen muss. »Ein Omelett?«

»Sie hat Frühstück gemacht, und ich habe sie gefragt, ob sie in letzter Zeit ein paar Pfunde zugelegt hätte. Ehe ich mich versah, segelte das Omelett durchs Zimmer und klatschte direkt auf meine Stirn.«

Angriff mit einem tödlichen Ei, denkt Amanda. Laut sagt sie: »Es war wahrscheinlich nicht das Klügste, ihr das gleich morgens als Erstes zu sagen.«

Carter schmunzelt über die Erinnerung. »Gibt es dafür überhaupt einen guten Zeitpunkt?«

»Wohl nicht.«

»Warst du je verheiratet?«

»Nein«, lügt Amanda, weil sie es leichter findet. Zwei Ex-Männer wären zu viel Ablenkung für Carter Reese, der schon genug Probleme hat, den Gedanken an seine eigene Frau zu bewältigen. Außerdem hat sie keine Lust, die langweiligen Einzelheiten herunterzuleiern, warum ihre beiden Ehen gescheitert sind. Einfach ausgedrückt war sie beim ersten Mal noch zu jung, und beim zweiten Mal war er zu alt. Nun, vielleicht war es nicht ganz so einfach, aber welchen Unterschied macht das? Sie glaubt kaum, dass Carter Reese sich so lange halten wird, dass es eine Rolle spielen könnte. Sie ertappt sich bei dem Wunsch, dass er sie überrascht, und lächelt ihn mit der stummen Bitte an, vom vorgeschriebenen Drehbuch abzuweichen. Ich will, wenn du willst, versucht sie ihm mit Blicken zu sagen. Er tätschelt ihre Hand und blickt nervös zur Tür.

Als plötzlich der Kellner neben dem Tisch steht, zuckt Amanda zusammen, weil sie ihn nicht hat kommen sehen.

»Hat es Ihnen geschmeckt?«, fragt er und fängt an, das Geschirr abzuräumen.

»Köstlich.«

»Danke«, sagt er, als hätte er das Essen persönlich zubereitet. »Vielleicht ein Dessert? Wir haben eine ausgezeichnete Limonen-Tart.«

»Klingt gut.«

»Für mich einen koffeinfreien Cappuccino«, erklärt Carter dem Kellner. »Und eine zusätzliche Gabel.«

Amanda erstarrt. Sie hat es immer gehasst, ihr Essen zu teilen, und mag es nicht, wenn ein anderer auf ihren Teller langt.

»Und was hat dich nach Florida geführt?«, fragt Carter.

Amanda fällt plötzlich auf, wie still es geworden ist, so als hätten alle Anwesenden ihre Gespräche eingestellt, um ihre Antwort zu hören. Sie späht durch das Halbdunkel zu den wenigen anderen Gästen, die alle mit dem Essen beschäftigt und auch ansonsten beruhigend desinteressiert an ihrer Anwesenheit wirken. »Vor acht Jahren habe ich hier Urlaub gemacht«, erklärt sie ihm. »Und was ich gesehen habe, hat mir gefallen. Also bin ich geblieben.«

Ab wann wird eine Halbwahrheit zur Lüge, fragt sie sich und denkt an den Eid, den alle Zeugen vor Gericht ablegen müssen. *Schwören Sie die Wahrheit zu sagen, die* ganze *Wahrheit..?*

Sagt irgendjemand je die ganze Wahrheit?

Vor acht Jahren habe ich hier Urlaub gemacht (um meinem ersten Mann zu entfliehen), *und was ich gesehen habe* (meinen zweiten Mann) *hat mir gefallen. Also bin ich geblieben.*

»Hast du hier Jura studiert?«

»Ja, ich habe Jura studiert.« *Habe wieder geheiratet.*

»Habe die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen.«

Bin wieder geschieden worden. »Habe für ein Jahr in einer kleinen Kanzlei in Jupiter gearbeitet, bevor das Angebot kam, bei Beatty und Rowe anzufangen.«

»Und wo lebt deine Familie?«

»Meine Mutter ist in Toronto. Mein Dad ist vor elf Jahren gestorben.«

»Ich habe meine Mutter im letzten Jahr verloren«, sagt Carter leichthin, als ob er sie lediglich verlegt hätte und sie, wenn er nur gründlich genug suchte, vielleicht einfach wieder auftauchen würde. »Krebs.«

Amanda nickt mitfühlend. »Es ist schwer …«

»Für meinen Vater nicht. Er hat zwei Monate später wieder geheiratet. Das Mädchen von nebenan«, fügt Carter bitter hinzu und verzieht die Mundwinkel zu einem höhnischen Grinsen.

Amanda findet die Mischung aus Verbitterung und einem höhnischen Grinsen beinahe unwiderstehlich. Sie verleihen einer ansonsten faden Stimme Charakter und Gesichtszügen ganz allgemein etwas Attraktives. Sie bereut es, einen Nachtisch bestellt zu haben. Je schneller sie von all den unerwünschten Verwandten loskommen, desto besser. »Ich habe übrigens auch eine Cappuccino-Maschine zu Hause«, sagt sie verführerisch.

Carter Reese ist sofort auf den Beinen. »Kellner«, bellt er in die Dunkelheit, wobei es ihm entweder entgeht oder plötzlich gleichgültig ist, dass er jetzt im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit steht. »Die Rechnung, bitte.«

Amanda trifft sich mit Carter Reese vor der eleganten, in Marmor und Glas gehaltenen Lobby ihres Apartmentgebäudes am North Ocean Boulevard. Sie haben ihre Autos geparkt, sie auf ihrem markierten Parkplatz in der Tiefgarage, er auf dem Gästeparkplatz vor dem Haus. »Guten Abend, Joe«, begrüßt sie den älteren Portier und schiebt Carter in Richtung der Aufzüge im hinteren Teil der Halle.

Während sie auf den Aufzug warten, hebt Carter seinen Blick kaum von den Troddeln an seinen schwarzen Slippern. Das helle Licht in der Lobby und all die Spiegel an den Wänden, die ihm das Bild des willigen Ehebrechers zigfach entgegenhalten, sind ihm sichtlich unangenehm. »Langsame Fahrstühle«, bemerkt er leise, obwohl sie noch gar nicht lange warten.

Als der Lift nach ein paar weiteren Sekunden endlich aufgeht, tritt eine attraktive Frau mittleren Alters mit einem weißen, an seiner Leine zerrenden Pudel aus der Kabine. Als der Hund Carter sieht, bellt er und stürzt sich auf ihn.

»Pussycat«, ermahnt ihn sein Frauchen und zieht heftig an dem strassbesetzten Halsband des Tieres.

»Der Mann ist ungefährlich«, versichert Amanda sowohl der Frau als auch ihrem Hund, folgt Carter in den leeren Aufzug und drückt auf den Knopf für den 15. Stock. »Oder vielleicht auch nicht«, sagt sie lachend, als seine Hände ihre Hüften umschlingen, noch bevor sich die Fahrstuhltür wieder geschlossen hat. Er zieht sie an sich, bis ihre Lippen nur noch Zentimeter voneinander entfernt sind, als die Fahrstuhltür ruckend stockt und dann wieder aufgeht.

»Oh«, sagt die Frau, die die Kabine betritt.

Carter lässt unverzüglich die Hände sinken und blickt wieder zu Boden.

»Janet«, sagt Amanda, während die Frau demonstrativ auf die Tür starrt. Dies ist vermutlich nicht der beste Zeitpunkt, sie nach den beiden Anrufen in ihrer Kanzlei zu fragen, entscheidet Amanda, als auch noch ein attraktiver Mann Mitte dreißig mit einem Hawaii-Hemd und grimmiger Miene in den Fahrstuhl drängt. »Victor«, begrüßt Amanda ihn, während Janet ihren Mann wütend anstarrt. Amanda sucht im Gesicht der Frau nach Spuren einer angeblichen Schönheits-OP.

Bis das Paar im 14. Stock aussteigt, sagt niemand ein Wort.

»Freundliche Leute«, sagt Carter und nimmt sie wieder in die Arme, während er sanft ihren Hals küsst.

Schon im Flur vor ihrer Wohnung hören sie das klingelnde Telefon.

»Geh nicht ran«, sagt Carter, als sie die Wohnung betreten.

»Das habe ich auch nicht vor.« Sie wirft ihre Handtasche auf die weißen Fliesen und drängt sich an ihn, während das Telefon beharrlich weiterklingelt.

Er küsst ihren Hals und lässt seine Zungenspitze über ihre Ohrmuschel gleiten.

Sie nimmt seine Hand, führt ihn, verfolgt vom schrillen Klingeln des Telefons, vorbei an dem in Mondlicht getauchten, komplett weißen Wohnzimmer in das ebenfalls völlig weiße Schlafzimmer.

Nach viermaligem Klingeln ist es still, weil der Anrufbeantworter sich eingeschaltet hat. »Und was hältst du von meiner Aussicht?«

»Spektakulär«, sagt er und drückt ihr eine Reihe von Küssen auf die Wange, ohne das beeindruckende Panorama mit Meeresbrandung zu betrachten, das sich vor der komplett verglasten Front ausbreitet.

Sie lacht, als er unter ihren Pullover greift und ihre nackten Brüste mit den Händen umfasst. »Vollmond«, bemerkt sie.

»Das weckt das Tier in mir.« Er legt ihre Hand auf die Vorderseite seiner Hose und küsst sie heftig.

Das Telefon klingelt.

»Das ist aber ein hartnäckiger kleiner Quälgeist«, sagt Carter mit einem Blick auf das Telefon auf dem Nachttisch.

»Beachte es gar nicht.«

»Ganz sicher?«

Als Antwort zieht sich Amanda den Pullover über den Kopf und wirft ihn auf den Boden.

»Mein Gott, bist du schön«, flüstert Carter, und das Telefon hört auf zu klingeln.

Sie zerrt an seiner Gürtelschnalle, bis seine Hose über seine Hüften gleitet, und stolpert mit ihm auf das Bett in der Mitte des Raumes zu. Sekunden später liegen sie auf der weißen Decke und mühen sich mit ihren restlichen Kleidungsstücken ab. Noch ein wenig später sind sie nackt, und er streicht mit den Händen rau über ihren Körper, während seine Zunge die ihre sucht. Genau das, was der Arzt empfohlen hat, denkt sie, als er sich hinkniet und fest in sie eindringt, sodass sein Körper gegen ihren

klatscht und das Rauschen der Wellen, das Summen der Klimaanlage und das erneute Klingeln des Telefons übertönt.

Carter wendet den Kopf in Richtung des Geräuschs.

»Vielleicht ist es ein Notfall.«

Amanda packt seine Pobacken und zieht ihn noch tiefer in sich hinein. Sie greift zwischen seine Beine und signalisiert ihm, das Tempo seiner Stöße zu erhöhen. Weitere Ermutigung braucht er glücklicherweise nicht, und die nächsten zwanzig Minuten verstreichen aufs Angenehmste in einer bunten Folge leidenschaftlicher Positionen.

»Wow«, keucht er hinterher begeistert. »Das war eine Klasse für sich.«

Welche Klasse, liegt es Amanda auf der Zunge, doch stattdessen fragt sie: »Bereit für eine Zugabe?« Sie streckt die Hand nach ihm aus, als das schmerzhafte Schrillen des Telefons wieder loslegt.

»Warum nimmst du das verdammte Ding nicht einfach ab? Wer immer es ist, er gibt offensichtlich sowieso keine Ruhe.«

Amanda nickt, weil sie weiß, dass Carter Reese Recht hat. Mit ihrer Weigerung schiebt sie das Unvermeidliche nur auf und zieht die Tortur in die Länge. Also reißt sie den Hörer von der Gabel und zieht die Schnur über Carters Brust.

»Hallo?«, faucht sie.

»Hab ich dich endlich weich gekocht, was?«, sagt die einst vertraute Stimme.

Amanda atmet tief ein, um ihr wütend pochendes Herz zu beruhigen. »Ich hoffe, es ist was wirklich Wichtiges.«

»Es geht um deine Mutter«, sagt Ben Myers.

Amanda versucht sich ihren Ex-Mann vorzustellen, aber es fällt ihr schwer, nicht den gefährlich gut aussehenden jungen Rebellen in schwarzer Lederjacke vor sich zu sehen, der ihr bei ihrer ersten Begegnung gegenüberstand. Sie fragt sich, ob er

noch immer so schlaksig ist wie damals oder ob er in den Jahren, in denen sie sich nicht gesehen haben, zugelegt hat, ob sein dunkles Haar schütterer und seine weichen braunen Augen mit der Zeit härter geworden sind. Wahrscheinlich hat er immer noch Grübchen, wenn er lächelt, denkt sie, obwohl sein Lächeln immer vorsichtig war und sich nur zögernd zeigte. Amanda schiebt sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht und lehnt sich an die Kopfleiste ihres Bettes. »Meine Mutter«, wiederholt sie benommen.

»Ist sie tot?«

»Nein.«

»Krank?«

»Nein. Mandy …«

»Nenn mich nicht Mandy. Hatte sie einen Unfall oder so?«

»Sie steckt in Schwierigkeiten.«

»Tatsächlich? Wen hat sie umgebracht?«

Carter Reeses Stirn verschwindet hinter einer Reihe von tiefen Runzeln, die alle stumm die Frage wiederholen: *Wen hat sie umgebracht?*

»Ben?«

Das nachfolgende Schweigen dauert vielleicht einen Tick zu lange. »Einen Mann namens John Mallins.«

»Was?!«

»Schon mal gehört?«

»Wovon redest du überhaupt?«

»Gestern Nachmittag um vier Uhr hat deine Mutter in der Lobby des Four Seasons Hotels einen Mann namens John Mallins erschossen.«

Amanda spürt, wie heiße Wut durch ihren ganzen Körper schießt. »Was für ein kranker Witz soll das sein?«

»Glaub mir. Es ist kein Witz.«

»Willst du mir ernsthaft erzählen, dass meine Mutter gestern Nachmittag in der Lobby des Four Seasons Hotels jemanden erschossen hat?«

»Deine Mutter hat jemanden erschossen?«, fragt Carter Reese.

»Einen Mann namens John Mallins«, erklärt Ben Amanda.

»Wer zum Teufel ist John Mallins?«

»Du hast keine Ahnung?«

»Woher sollte ich? Als ich zum letzten Mal mit meiner Mutter gesprochen habe, waren wir noch nicht geschieden.«

Carter kneift die Augen zusammen. *Du hast mir erzählt, du wärst nie verheiratet gewesen,* sagt sein vorwurfsvoller Blick.

»Was sagt meine Mutter?«

»Sie sagt gar nichts.«

»Warum überrascht mich das nicht?«

»Du musst nach Hause kommen, Amanda.«

»Was? Auf keinen Fall.«

»Deine Mutter sitzt im Gefängnis. Sie ist wegen Mordes verhaftet worden.«

»Meine Mutter sitzt im Gefängnis. Sie ist wegen Mordes verhaftet worden«, wiederholt Amanda und denkt, dass sie in einen postkoitalen Albtraum geraten sein muss.

Carter beginnt sich zentimeterweise zurückzuziehen und sucht in den Falten des Bettüberwurfs nach seiner Unterhose.

»Hör mal, dass Ganze ist offensichtlich ein Irrtum.«

»Nein, es ist kein Irrtum, Püppchen. Tut mir Leid.«

»Was?«

»Deine Mutter hat vor mindestens zwanzig Zeugen dreimal auf den Mann geschossen. Sie hat bereits gestanden.«

»Du hast kein Recht, mich so zu nennen.«

»Ich glaube, du hörst mir nicht zu.«

»Oh doch, ich höre dir zu. Glaub mir, ich hab dich gehört.«

»Dann verstehst du auch, dass du so bald wie möglich nach Hause kommen musst.«

»Das geht nicht. Ich stecke mitten in einem wichtigen Prozess. Ich kann nicht einfach alles stehen und liegen lassen.«

»Dann beantrage eine Vertagung.«

»Unmöglich. Ich bin sicher, du wirst dort schon alles regeln.«

»Unmöglich«, wirft er ihr ihr eigenes Wort an den Kopf.

»Ich kann nicht nach Hause kommen, Ben.«

»Sie ist deine Mutter.«

»Sag das *ihr*.« Amanda legt auf und zieht wütend den Stecker aus der Wand, bevor sie in die Küche stürmt und auch das Telefon dort außer Betrieb setzt. Dann marschiert sie ins Wohnzimmer, schiebt die gläserne Schiebetür auf, tritt auf den überdachten Balkon und atmet die kühle Meeresluft ein, verzweifelt bemüht, ein wenig Feuchtigkeit in ihre ausgedörrte Lunge zu saugen.

Püppchen, säuseln die Wellen unten. *Püppchen. Püppchen.*

Amanda kehrt eilig in ihr Wohnzimmer zurück. »Carter«, ruft sie und zieht die Balkontür hinter sich zu, während sie verzweifelt versucht, die ungebetene Stimme zum Schweigen zu bringen. Sie blickt ängstlich zum Schlafzimmer. »Carter, beweg deinen knackigen Arsch hierher. Der Abend hat gerade erst angefangen.«

Aber der Mond scheint in eine leere Wohnung, und das Schweigen verrät ihr, dass Carter Reese verschwunden ist.

4

»Schwören Sie die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?«, deklamiert der Gerichtsschreiber ernst, als Derek Clemens seine linke Hand auf die Bibel legt und die rechte erhebt.

»Ich schwöre.«

Während er seinen Namen angibt und buchstabiert und dem Gericht seine Adresse nennt, mustert Amanda ihren Mandanten. Obwohl er auf ihre Anweisung ein sauberes weißes Hemd und eine gebügelte schwarze Hose trägt, wirkt seine Erscheinung irgendwie verlottert. Der offene Kragen schmiegt sich zu lässig um seinen Hals; sein Wildledergürtel ist zerkratzt und ausgefranst, die langen blonden Haare, in der Mitte gescheitelt und zu einem Pferdeschwanz gebunden, sehen strähnig und ungewaschen aus.

(»Ich habe sie heute Morgen gewaschen«, hat er ihr gereizt versichert.)

Amanda erhebt sich und knöpft ihre schwarze Jacke auf, dieselbe Jacke, die sie gestern getragen hat, genau wie denselben Rock und dieselben schwarzen Schuhe, die noch immer kneifen. Nur ihre weiße Bluse ist eine andere, allerdings ein Duplikat derjenigen, die sie gestern getragen hat. Sie geht die grundsätzlichen Tatsachen der Beziehung des Angeklagten zu Caroline Fletcher durch, das frühere Wohnarrangement, die häufigen Streitereien, der Hang zu heftigen Auseinandersetzungen und anschließender Versöhnung.

»Ich schlage vor, Sie erzählen uns am besten, was am Vormittag des 16. August geschehen ist, so wie Sie es erlebt haben«, sagt sie und lässt den Blick über die Reihe der Geschworenen schweifen, um sicherzugehen, dass alle mit der

gebotenen Aufmerksamkeit bei der Sache sind. Dankbar stellt sie fest, dass alle die Augen offen und den Blick auf den Angeklagten gerichtet haben. Noch droht niemand einzunicken.

Natürlich haben sie wahrscheinlich alle gut geschlafen, denkt sie neidisch und erinnert sich an die frustrierenden Stunden zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens, in denen sie sich schlaflos im Bett hin und her gewälzt und alles Kanadische verflucht hat. Wie konnte Ben es wagen, sie nach all den Jahren anzurufen. Wie konnte er solche unverschämten Forderungen stellen. Wie konnte er es wagen, sie Püppchen zu nennen.

Sie war niemandes Püppchen mehr.

Du musst so schnell wie möglich nach Hause kommen.

Das geht nicht.

Ich stecke mitten in einem wichtigen Prozess.

»Ich meine, ich arbeite nachts«, sagt Derek Clemens, und Amanda fragt sich, wie viel von seiner Aussage sie schon verpasst hat. »Und ich finde, es ist nicht zu viel verlangt, dass sie wenigstens dafür sorgt, dass Milch im Haus ist, damit ich eine Schale Cornflakes essen kann, wenn ich morgens nach Hause komme.«

»Sie hatten also die ganze Nacht gearbeitet und waren müde und hungrig?«

»Ich arbeite von elf Uhr abends bis sieben Uhr morgens …«

Ungefähr die Zeit, die sie im Bett wach gelegen hat, denkt Amanda und nickt mit aufrichtigem Mitgefühl.

»… also, ja, ich war müde und hungrig. Die Wohnung sieht aus wie ein Schweinestall. Und sie macht sich zum Ausgehen fertig. Sprüht sich mit Parfüm ein. Nicht mal ein ›Hallo, wie geht’s?‹ Ich gehe also in die Küche und schütte mir Special K in eine Schale, obwohl ich das Zeug eigentlich nicht besonders mag, aber was anderes haben wir nicht, weil Caroline dauernd irgendeine Diät macht. Und wir haben keine Milch mehr. Ich

meine, was für eine Mutter ist sie, wenn sie nicht mal dafür sorgt, dass Milch für das Baby im Haus ist?«

Sie ist deine Mutter.

Sag das *ihr*.

»Und das hat Sie wütend gemacht?«, fragt Amanda und schüttelt die zudringlichen Stimmen mit einer Kopfbewegung ab.

»Das hat mich verdammt noch mal sauer gemacht.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich hab ihr gesagt, dass sie, wenn sie mir schon den ganzen Tag das Baby aufhalst, wenigstens Milch kaufen könnte, bevor sie zur Arbeit geht. Und sie sagt, sie hätte keine Zeit. Ich sage, was soll das heißen, du hast keine Zeit? Es ist noch nicht mal acht, und der Salon macht erst in einer Stunde auf. Sie sagt, sie will ein bisschen früher da sein, weil Jessica ihr versprochen hat, ihr die Haare zu schneiden, bevor die anderen kommen. Dann wacht Tiffany auf und fängt an zu schreien, und ich bin echt todmüde, Mann, ich will einfach schlafen. Also sage ich ihr, dass sie das Baby mitnehmen soll. Sie sagt, kommt nicht in Frage. Und dann versucht sie, mich aus dem Weg zu schubsen, weil ich vor der Tür stehe. Also hab ich ihren Arm gepackt, und dann hat sie mir eine Ohrfeige verpasst.«

»*Sie* hat *Ihnen* eine Ohrfeige gegeben?«

»Ja. Caroline ist echt jähzornig. Eine Kleinigkeit genügt, und sie explodiert.«

»Einspruch.« Tyrone King ist schon halb aufgestanden, bevor der Richter seinem Einspruch stattgibt.

»Beantworten Sie nur die Fragen, Mr. Clemens«, weist der Richter den Angeklagten an.

»Tut mir Leid, Euer Ehren.«

»Was ist geschehen, nachdem Caroline Sie geschlagen hat?«, fragt Amanda.

»An die genaue Abfolge der Ereignisse kann ich mich nicht erinnern.« Dereks sorgfältige Wortwahl klingt aus seinem Mund wie eine Fremdsprache. »Aber ich *weiß* noch, dass ich versucht habe, mein Gesicht zu schützen. Ich kellnere am Wochenende, und da macht es keinen guten Eindruck, wenn man mit ramponiertem Gesicht aufläuft.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Caroline Sie mehr als einmal geschlagen hat?«

»Oh ja. Sie hat mindestens drei oder vier Treffer gelandet, bevor es mir zu viel wurde.«

Deine Mutter hat vor mindestens zwanzig Zeugen dreimal auf den Mann geschossen.

»Und was haben Sie dann gemacht?«, fragt Amanda lauter als beabsichtigt.

»Ich hab sie gepackt, aus dem Weg geschubst und gesagt, sie soll machen, dass sie abhaut, weil ich die Schnauze voll hätte von ihrem Mist und schlafen wollte.«

»Und was hat sie gemacht?«

»Sie ist mir ins Schlafzimmer gefolgt und hat gekreischt und mit den Fäusten auf meinen Rücken getrommelt. Ich hab sie gewarnt, sie soll mich in Ruhe lassen, aber sie hat sich aufgeführt wie eine Irre.«

»Sie haben von ihr keinen Oralsex verlangt?«

»Machen Sie Witze? Das Letzte, was ich wollte, war, ihr meinen Schwanz anzuvertrauen. Verzeihung, Euer Ehren«, sagt Derek Clemens unter dem gedämpften Gelächter einiger Geschworener.

»Vielleicht könnten Sie Ihre Schilderungen ein bisschen weniger farbenfroh halten«, ermahnt ihn der Richter, aber an seinem Zwinkern erkennt Amanda, dass er den Ausbruch durchaus genossen hat.

»Und trotzdem hatten Sie schließlich Sex mit ihr«, erinnert Amanda den Angeklagten.

»Ja.« Er schüttelt ungläubig den Kopf. »Das war ziemlich typisch für uns. In einem Moment keilen wir aufeinander ein, im nächsten Moment sind wir nackt und rammeln wie die Kaninchen.«

»Haben Sie ihr Kleid zerrissen?«

Er schüttelt den Kopf. »Diese Nähte reißen doch schon, wenn man sie scharf anguckt. Caroline hat sich dauernd darüber beschwert.«

»Haben Sie sie zum Geschlechtsverkehr gezwungen?«

»Auf keinen Fall.«

Du musst nach Hause kommen, Amanda.

Was? Auf keinen Fall.

Amanda atmet tief ein. »Wie erklären Sie sich die Bissspuren, Mr. Clemens?«

Derek Clemens ist so einsichtig, ernsthaft verlegen auszusehen. Auch er atmet tief ein, bevor er sich den Geschworenen zuwendet, um ihnen seine Geschichte direkt zu erzählen. »Nach dem Sex fing Caroline wieder an, sich aufzuregen. Ich hätte sie aufgehalten, und jetzt hätte Jessica keine Zeit mehr, ihr die Haare zu schneiden, und das wäre alles meine Schuld. Ich hab ihr gesagt, sie soll den Mund halten, weil ich schlafen wollte, und sie fängt wieder an, auf mich einzuschlagen. Ich hab es geschafft, aus dem Bett zu steigen, und versuche von hinten, ihre Hände zu packen, damit sie aufhört, mich zu schlagen, und sie packt plötzlich meine Haare. Meine Haare sind ziemlich lang.« Zur Anschauung schwenkt er seinen Pferdeschwanz hin und her. »Sie packt also fest zu und fängt an, daran zu ziehen. Ich schwöre, ich dachte, sie reißt mir die Haare vom Kopf, also brülle ich, sie soll loslassen. Und was macht sie? Sie zieht natürlich noch fester. Es hat höllisch

wehgetan, und ich wusste nicht, wie ich sie bremsen sollte. Also habe ich sie gebissen. Sie hat immer noch nicht losgelassen. Also hab ich sie noch mal gebissen. Fester diesmal. Und dann hat sie endlich meine Haare losgelassen.«

»Wollen Sie sagen, dass Sie sie in Notwehr gebissen haben?«

»Ich wollte nur, dass sie aufhört, an meinen Haaren zu ziehen«, jammert er.

»Und was ist dann geschehen?«

»Dann hat sie das Telefon genommen und nach mir geworfen. Ich habe es aufgefangen und zurückgeworfen. Es war ein Reflex. Ich wollte sie nicht treffen.«

»Haben Sie sie gegen ihren Willen in der Wohnung festgehalten?«

»Himmel noch mal, nein. Ich hab eher gebettelt, dass sie verdammt noch mal endlich verschwindet.«

»Was haben Sie gemeint, als Sie gedroht haben, sie platt zu machen?«

Derek Clemens zuckt die Achseln. »Das ist nur so eine Redensart. Wenn jemand Angst um seine Haut hatte, dann ich.«

»Wie groß sind Sie, Mr. Clemens?«

»Ein Meter fünfundsiebzig.«

»Und wie viel wiegen Sie?«

»Fünfundsiebzig Kilo.«

»Und Sie wollen uns erzählen«, fährt Amanda fort, weil sie weiß, dass der Staatsanwalt die Frage stellen wird, wenn sie es nicht tut, »obwohl Sie gut zehn Zentimeter größer und knapp zwanzig Kilo schwerer sind als Caroline Fletcher, waren Sie derjenige, der Angst um sein Leben hatte?«

»Hey«, erwidert Derek mit einem beinahe schüchternen Lächeln. »Es ist nicht die Größe der *Pistole,* die einen umbringt. Es sind die hässlichen kleinen Patronen.«

Die Geschworenen kichern immer noch, als Amanda die Zeugenbefragung für beendet erklärt.

»Und wie lange werden die Geschworenen brauchen?«, fragt Ellie Townshend zwischen zwei Bissen von ihrem Krautsalat. Ellie Townshend ist Amandas beste Freundin, obwohl sie sich kaum öfter als einmal im Monat sehen. Und seit Ellie und Michael sich verlobt haben, sogar noch seltener.

»Kommt drauf an, wie clever sie sind«, antwortet Amanda und fragt sich, ob die Geschworenen schlau genug sein werden zu erkennen, dass die Ereignisse sich unmöglich so abgespielt haben können wie in Dereks Geschichte. Sie müssten nur die Abfolge der Ereignisse wie vom Angeklagten beschrieben durchspielen, um zu erkennen, dass Derek Clemens, wenn er tatsächlich hinter Caroline Fletcher gestanden und sie auf die von ihm behauptete Weise an seinen Haaren gezogen hätte, mit dem Mund nicht wesentlich tiefer als unterhalb ihrer Schulter gekommen wäre, von der *Mitte ihres Rückens* ganz zu schweigen. Eine schlichte Unmöglichkeit, es sei denn, er hätte direkt auf ihr gehockt.

Aber natürlich hatte Amanda nicht vor, die Version ihres eigenen Mandanten in Zweifel zu ziehen.

»Und hast du schon ein Kleid für die Hochzeit gefunden?«, fragt Ellie und reißt ihre hellbraunen Augen in eifriger Erwartung auf, während ihr bernsteinfarbenes Haar in weichen Wellen auf ihre Wangen mit den niedlichen Grübchen fällt.

»Noch nicht.« Amanda lässt den Blick über die geschäftige Hauptverkehrsstraße schweifen. Sie sitzen im offenen Fenster der Big City Tavern auf der Clematis Street und beobachten die planlose Parade von Touristen, die an ihnen vorbeischlendert. Eine weiche Brise zupft träge an den Ecken der Papiertischdecken, die Temperatur liegt bei angenehmen dreißig Grad. Ein weiterer perfekter Tag im Süden Floridas, denkt

Amanda und hat ein vage schlechtes Gewissen, weil sie ihn nicht mehr genießt.

»Was soll das heißen, noch nicht? Worauf wartest du?«

»Die Hochzeit ist erst im Juni«, erinnert Amanda ihre Freundin sanft.

»Also praktisch übermorgen. Oh mein Gott. Dreh dich nicht um.«

Amanda dreht sich instinktiv auf ihrem Stuhl um.

»Scheiße«, murmelt sie, als sie Sean Travis nahen sieht, der den Arm beschützend um seine neue Frau gelegt hat. Scheiße, Scheiße, Scheiße, denkt sie und stöhnt vernehmlich, als er sie entdeckt. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit? Gleich zwei Ex-Männer an zwei aufeinander folgenden Tagen. Hatte ihre Sekretärin vergessen, sie daran zu erinnern, dass es die nationale Ex-Männer-Woche war?

»Amanda«, begrüßt Sean sie und legt seinen Arm noch enger um seine junge Frau.

»Sean, wie geht's?«

»Gut. Und dir?«

»Gut«, antwortet sie. »Erinnerst du dich an Ellie?«

»Natürlich. Wie geht's?«

»Gut.«

Gut, gut, gut, denkt Amanda. »Sie müssen Jennifer sein.«

Leidenschaftslos mustert sie ihren früheren Mann und seine neue Frau und stellt fest, dass ihre schwarzen Haare und grauen Augen gut zu Seans ergrautem Haar und seinen schwarzen Augen passen.

Die neue Ehefrau schüttelt Amandas Hand und legt ihre dann wieder auf ihren leicht gewölbten Bauch.

»Wir sind für Juli ausgerechnet«, sagt Sean stolz, als er Amandas Blick bemerkt.

»Herzlichen Glückwunsch«, erwidert sie aufrichtig.

»Wir können es kaum erwarten«, schwärmt Jennifer.

»Nun, es war nett, dich zu treffen«, erklärt Sean Amanda und klingt, als ob er es ernst meinen würde. »Und guten Appetit.«

»Viel Glück«, ruft Amanda ihnen nach.

»Das Schwein«, empört Ellie sich. »Dir ihre Schwangerschaft so unter die Nase zu reiben.«

»Ich glaube nicht, dass das seine Absicht war.«

Ellie zuckt die Schultern, um anzudeuten, dass sie keineswegs überzeugt ist.

»Ich war diejenige, die keine Kinder wollte, Ellie.«

»Was ich nie verstehen werde. Du wärst eine tolle Mutter.«

»Ja, klar. Wo ich ein so gutes Vorbild hatte.« Amanda stellt sich vor, wie ihre Mutter in Toronto in einer Gefängniszelle sitzt, und vertreibt das ungewollte Bild gleich wieder. Doch die Gestalt will nicht vor ihrem inneren Auge verschwinden, sondern verharrt trotzig am Rand ihres Blickfelds, während Amanda überlegt, ob sie Ellie von Bens Anruf erzählen soll. Als sie schließlich den Mund aufmacht, bemerkt sie, dass Ellie schon mitten im Satz ist. »Verzeihung, was?«

»Ich habe gefragt, wie es sich angefühlt hat, Sean wieder zu sehen.«

Amanda schüttelt die letzten Spuren des Gespensts ihrer Mutter ab. »Ein bisschen komisch irgendwie. Die Vorstellung, einem Menschen, von dem man einmal geglaubt hat, man würde den Rest seines Lebens mit ihm verbringen, nichts zu sagen zu haben, ist seltsam.«

»Bereust du irgendwas?«

»Alles Mögliche«, gibt Amanda seufzend zu. »Ich war keine sehr gute Ehefrau.«

»Ihr habt einfach nicht besonders gut zueinander gepasst, das ist alles.«

Amanda lächelt ihre Freundin dankbar an. »Das ist lieb von dir. Danke.«

»Es ist die Wahrheit. Sean Travis mag ein sehr netter Mann sein, aber er war nie der Mann für dich.«

In ihrem Augenwinkel flackert ein Bild von Ben Myers auf, das Amanda sofort mit einem Blinzeln zu vertreiben sucht.

»Alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut.«

»Du siehst aus, als ob du mir etwas erzählen willst.«

»Dir etwas erzählen?« *Nun, also gut, da du fragst. Ich hatte gestern Abend einen ziemlich beunruhigenden Anruf, nachdem ich gerade absolut bedeutungslosen Sex mit einem praktisch Fremden gehabt hatte. Angerufen hat mein Ex-Mann, nicht der Mann, mit dem wir gerade gesprochen haben, sondern ein Mann, von dessen Existenz du gar nichts weißt, mein erster Ex-Mann – es tut mir Leid, ich weiß nicht, warum ich dir nie von ihm erzählt habe, bitte verzeih mir. Jedenfalls hat er mich angerufen, um mir zu berichten, dass meine Mutter verhaftet wurde, nachdem sie in der Lobby des Four Seasons Hotels in Toronto einen Mann erschossen hat.* Amanda piekst ein Salatblatt auf und stopft es sich in den Mund, bevor sie irgendwas davon laut sagen kann. »Nein«, antwortet sie stattdessen und lächelt ihre Freundin so überzeugend wie möglich an. »Nichts.«

Nach dem Mittagessen überlegt Amanda, in die Kanzlei zurückzukehren, entscheidet sich jedoch dagegen, weil sie sich nicht Kellys fragenden Blicken aussetzen will. Ins Fitness-Studio kann sie auch nicht gehen, weil sie dort Carter Reese treffen könnte. Und zum Gericht zurückzukehren ist sinnlos. Es

ist noch viel zu früh. Es könnte Stunden oder sogar Tage dauern, bevor die Geschworenen zu einem Urteil gekommen sind.

Spontan springt sie auf die altmodische grüne Straßenbahn, die zwischen der Clematis Street und dem nahen City Place pendelt, einem kürzlich errichteten Mekka aus Läden und Restaurants, das sich über mehrere Blocks erstreckt.

Vielleicht sollte sie ins Kino gehen, denkt sie, als sie aus der Bahn steigt und sich durch die träge Menge einen Weg zu den Rolltreppen bahnt. Aber offenbar hat ganz Palm Beach die gleiche Idee, denn vor dem Multiplex reiht sich eine lange Schlange. Amanda kehrt in die viel gepriesene Einkaufspassage im Erdgeschoss zurück und betrachtet auf der Suche nach einem Kleid für Ellies Hochzeit stundenlang abwesend Schaufenster. Selbst als sie in einem Betsey-Johnson-Shop ein langes schwarzes Kleid hängen sieht, das sie reizen könnte, betritt sie den Laden nicht. Stattdessen schreitet sie wie in Trance eine Straße nach der anderen ab, bevor sie sich für eine Weile auf eine leere Bank neben einem dekorativen Brunnen in der Mitte eines belebten Platzes setzt. Sie sieht den Kindern zu, die um die Erwachsenen auf der Terrasse des italienischen Restaurants Bellagio herumtollen; ein Restaurant, das eher für die Größe seiner Portionen als für die Qualität seiner Speisen berühmt ist.

Sie merkt, dass es sie doch aufgewühlt hat, Sean mit seiner neuen Frau zu treffen, obwohl sie nicht genau weiß, warum. Vielleicht ein Hauch von Nostalgie. Er war ein guter Mann, ein gütiger Mann, mit dem sie buchstäblich zusammengeprallt war, als sie ziellos über einen vollen Strand gelaufen war. Sie waren etwas trinken und schließlich essen gegangen. Sie fand es leicht, mit ihm zu reden. Vielleicht war ihr auch nur nach Reden zumute. Und ihm gefiel offensichtlich, was er hörte. Zumindest am Anfang.

Anfänge sind leicht, denkt Amanda. Im Anfangen bin ich super.

Im Beenden auch, beschließt sie, springt auf und hätte um ein Haar ein älteres Paar umgerempelt, das sich vorsichtig über das unebene Pflaster tastet. Es war ihre Entscheidung, die Ehe mit Sean zu beenden, genauso wie sie ihren ersten Ehemann Ben verlassen hatte. Dieser ganze Zusammen-alt-werden-Quatsch ist nichts für sie. Lieben und links liegen lassen ist ihr Motto. Und es ist immer besser, wenn man selbst diejenige ist, die Schluss macht.

Püppchen, hört sie jemanden rufen. *Hierher, Püppchen. Hierher.*

Amanda reiß ihren Kopf herum, sieht jedoch nur eine Gruppe spielender Kinder. »Hierher, du Penner«, brüllt ein Junge seinen Freund an. »Nein, du Idiot, hierher!«

Püppchen! Püppchen!

Amanda flüchtet in den nächstbesten Laden, um dem Geschrei zu entkommen, nimmt mehrere Bügel von einem Ständer und steuert die Kabinen im hinteren Teil des Raumes an.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt eine Verkäuferin. Sie ist ungefähr achtzehn, so alt, wie Amanda war, als sie Ben geheiratet hat.

Ob er wieder geheiratet hat, fragt sie sich. »Nein, nicht da entlang«, sagt sie laut und reibt sich die Stirn, um alle Gedanken an Ben auszuradieren.

»Verzeihung?«, fragt die Verkäuferin. »Sie wollen die Sachen *nicht* anprobieren?«

»Was? Ja, doch. Natürlich.« Minuten später steht sie in dem beengten Raum, der sich Umkleidekabine schimpft, und betrachtet sich in dem langen, schmalen Spiegel, aus dem ihr das jugendliche Gesicht ihrer Mutter entgegenblickt.

Hallo, Püppchen, sagt ihre Mutter.

Amanda läuft es kalt den Rücken hinunter. Sie war sechs Jahre alt, als ihre Mutter den alten Mr. Walsh mit einem Fluch belegt

hat, weil er seinen Wagen immer in der Mitte der gemeinsam genutzten Einfahrt parkte. Zwei Monate später war der arme Mann tot. So stark war die schreckliche Macht ihrer Mutter.

Und jetzt ist ein weiterer Mann tot, denkt Amanda. Mit drei Schüssen vermutlich aus kurzer Entfernung getötet.

Was ist los, Mom? Wirken dir Flüche mittlerweile nicht mehr schnell genug?

Püppchen, ruft ihre Mutter vor der Tür.

»Verzeihung. Was?«

»Ich habe gefragt, ob alles in Ordnung ist«, antwortet die Verkäuferin.

»Alles bestens«, sagt Amanda, obwohl sie noch immer kein einziges Teil anprobiert hat. »Danke.«

»Ist das Ihr Telefon, das klingelt?«, fragt die Verkäuferin.

Jetzt bemerkt auch Amanda das irgendwo neben ihr klingelnde Handy. »Oh. Oh, ja.« Sie greift in ihre schwarze Lederhandtasche. »Hallo?«, fragt sie ängstlich.

Hab ich dich endlich weich gekocht, was?

»Was?«

»Das Gericht hat eben angerufen«, informiert ihre Sekretärin sie. »Die Geschworenen sind zurück.«

5

»Im Anklagepunkt der Morddrohung befinden Sie den Angeklagten für?«

»Nicht schuldig.«

»Im Anklagepunkt der Freiheitsberaubung befinden Sie den Angeklagten für?«

»Nicht schuldig.«

»Im Anklagepunkt der sexuellen Nötigung befinden Sie den Angeklagten für?«

»Nicht schuldig.«

»Im Anklagepunkt des Angriffs mit einer tödlichen Waffe befinden Sie den Angeklagten für?«

»Nicht schuldig.«

»Im Anklagepunkt der Körperverletzung befinden Sie den Angeklagten für?«

»Schuldig.«

»Vielen Dank«, sagt der Richter, entlässt die Geschworenen und setzt einen Termin für die Urteilsverkündung fest.

»Was lief da gerade ab?« Derek Clemens' Blick huscht zwischen seiner Anwältin und der drallen jungen Frau hin und her, mit der er zusammengelebt hat und die jetzt hinten im Gerichtssaal weint.

»Sie sind in vier von fünf Anklagepunkten freigesprochen worden.«

»Und wie kommt es, dass sie mich im fünften Punkt für schuldig erklärt haben?«

»Weil Sie sie gebissen haben, Derek«, erinnert Amanda ihn.

»Ich habe sie auch vergewaltigt«, sagt er. »Und in dem Punkt haben sie mich freigesprochen.«

Amanda schüttelt halb angewidert, halb fassungslos den Kopf. Wenn sie daran denkt, dass sie sich eingeredet hat, zumindest einen Teil seiner Geschichte zu glauben. »Ich sehe Sie dann bei der Urteilsverkündung.«

»Meinen Sie, ich muss ins Gefängnis?«

»Es handelt sich um ein Erstvergehen; Sie sind Tiffanys Hauptversorger. Wahrscheinlich werden Sie mit Bewährung davonkommen.«

»Ich schwöre, ich bring die Schlampe um, wenn ich im Knast lande.«

»Schön. Vergessen Sie bloß nicht, sich einen anderen Anwalt zu besorgen.« Amanda streift ihre Handtasche über die rechte Schulter und marschiert gefolgt von Derek Clemens Richtung Tür.

»Hey, warten Sie. Ich dachte, wir könnten vielleicht noch was trinken gehen. Zur Feier.«

Amanda verlangsamt nicht einmal ihre Schritte.

Der Vollmond verfolgt sie auf ihrer Fahrt die Congress Avenue hinunter. Auf dem Beifahrersitz ihres drei Jahre alten Thunderbird Cabriolet liegt eine frisch erworbene, teure Flasche Rotwein. Der Thunderbird war ein Geschenk von Sean zu ihrem vierten und, wie sich herausstellte, letzten Hochzeitstag. Der Wein war ein Geschenk von ihr selbst. Sie hatte schließlich dazu beigetragen, die Welt für gemeine Kannibalen allenthalben zu einem sicheren Ort zu machen. »Ich habe meinen Job gemacht«, erinnert sie sich, biegt links in die 45th Street und fährt weiter Richtung Interstate 95.

Es ist nicht ihre Schuld, dass Derek Clemens ein so überzeugender Lügner ist. Es ist nicht ihre Schuld, dass Caroline

Fletcher ihr eigener schlimmster Feind ist. Das Justizsystem ist im günstigsten Fall ein Würfelspiel, weshalb ein guter Anwalt triftigen Gründen stets vorzuziehen ist. Häufig leiden die Unschuldigen, und die Schuldigen kommen regelmäßig ungestraft davon. Zum Glück verschwimmen die Gesichter im Laufe der Zeit, weiß Amanda. Schon morgen wird sie sich nicht mehr daran erinnern können, wie Caroline Fletcher aussah, als sie hinten im Gerichtssaal geweint hat. Das heißt, mit ein wenig Glück und einem Gläschen Wein zur Feier des Tages. Amanda tätschelt die Flasche auf dem schwarzen Ledersitz neben sich. Der neue Tag wird einen neuen Schwung Verbrecher auf ihren Schreibtisch spülen, der bearbeitet und beraten sein will. Zahlen Sie hier, ziehen Sie Ihr Los. Und dann raus mit Ihnen und weiter.

Als Amanda in die rechte Spur wechselt, blickt sie in den Rückspiegel und sieht hinter ihren eigenen Augen die ihrer Mutter lauern. Manche Gesichter verschwimmen nicht so schnell wie andere, warnt deren Blick.

Sie nimmt die Auffahrt auf die Interstate 95 einen Tick zu schnell und schert vor einem schicken weißen Geländewagen auf die Fahrbahn. Dessen Fahrer weicht ihr aus und schüttelt in fruchtloser Empörung die Faust. Wohin soll es denn so verdammt eilig gehen, scheint er zu fragen, während Amanda wie unbeteiligt weiterhin auf den Verkehr starrt, der sich Richtung Norden auf mehreren Spuren staut.

Der Highway ist wie üblich eine von Autos verstopfte Arterie. Müde Pendler auf dem Heimweg, ahnungslose Touristen auf der Suche nach dem neuesten angesagten Laden, barfüßige Teenager mit gefälschten Ausweisen unterwegs in die schicksten Bars, Rentner, denen man schon vor Jahren den Führerschein hätte entziehen sollen, da sie keine Ahnung haben, wo sie sind, geschweige denn, wohin sie wollen. Ein typischer Freitagabend im Februar. Der Länge des Staus und dem Schneckentempo nach zu urteilen hat es wahrscheinlich

irgendwo einen Unfall gegeben. Selbst Schuld, denkt sie mit einem Blick auf die Uhr im Armaturenbrett. Fast sieben. Sie hätte nach dem Gerichtstermin nicht so lange im Büro bleiben sollen. Sie hätte sich in dem Spirituosenladen nicht so viel Zeit mit der Auswahl des Weines lassen sollen. Sie hätte an einem Freitagabend im Februar um sieben nicht die Interstate nehmen dürfen. Normalerweise dauert die Fahrt nach Jupiter zwanzig Minuten, und jetzt kann sie froh sein, wenn sie um acht zu Hause ist. Amanda lehnt ihren Kopf an die Kopfstütze. Es hat keinen Zweck, sich über etwas aufzuregen, worauf sie keinen Einfluss hat.

Diese Philosophie funktioniert ungefähr zehn Minuten, dann ist sie kurz vor dem Explodieren. »Okay, das reicht jetzt. Macht voran, Leute.« Sie starrt auf den cremig gelben Mond vor sich, als ob die lächelnde Miene, die sie in seinen Zügen erkennt, auf irgendeine Weise für ihre Unpässlichkeit verantwortlich wäre. Vollmond ist eine gefährliche Zeit, wie sie weiß. Sie blickt in den Wagen neben sich und sieht eine Frau in einem pinkfarbenen Twinset, die in ihr Handy spricht.

Ich könnte jemanden anrufen, denkt sie und greift in ihre Handtasche, obwohl sie nicht genau weiß, wen sie anrufen soll. Ellie würde es seltsam finden, an einem Tag zweimal von ihr zu hören, und sie erinnert sich vage, dass Kelly ein Abendessen bei ihren Eltern wähnt hat. »Ellie und Kelly«, sagt Amanda laut und lässt die Namen über ihre Zunge rollen. »Ellie und Kelly. Kelly und Ellie, sind ganz spezielli, Ellie und Kelly.« Na super. Jetzt bin ich komplett verrückt geworden, denkt sie und beschließt, ihre Freundin Vanessa anzurufen. »Na klar. Ruf Vanessa an. Sie hat wie lange nichts mehr von dir gehört? Zwei Jahre?« Oder wie wär's mit Judy Knelman? Als du noch mit Sean verheiratet warst, hast du sie und ihren Mann alle paar Wochen getroffen. Und die andere Frau, die Seans Freund Bryce Hall geheiratet hatte? Wie hieß sie noch gleich? Edna, Emma, Emily? »Oh ja,

Seans Freunde sind bestimmt alle ganz wild darauf, von dir zu hören.«

Warum denkt sie immer noch an Sean? Nur weil sie ihn beim Mittagessen zufällig getroffen hat? Er ist ihr auch schon früher unerwartet über den Weg gelaufen. Einmal vor ein paar Jahren im Kravits Center. Damals war er noch ziemlich verbittert, und obwohl sie bei ihrer Scheidung nichts von ihm verlangt hatte, tat er so, als hätte er sie nicht gesehen, und verschwand in der Herrentoilette, als sie auf ihn zuging, um ihn zu begrüßen. Sie hatte den Zwischenfall verdrängt und kaum noch daran gedacht. Wenn etwas vorbei war, war es vorbei und erledigt. Aus den Augen, aus dem Sinn. War das nicht immer ihr Motto gewesen?

Natürlich war da Jennifer noch nicht auf der Bildfläche erschienen. Jennifer mit der samtweichen hellbraunen Haut und den langen, glänzenden, schwarzen Haaren. Und guter Hoffnung.

Guter Hoffnung …

Fräuleins Bäuchlein, Fräuleins Bäuchlein, Fräuleins Bäuchlein.

Sind ihre Gefühle deshalb so durcheinander?

Das hätte ich sein können, erinnert sie sich. Ich war diejenige, die immer betont hat, keine Kinder zu wollen. Ich war diejenige, die gesagt hat, dass ich nicht zur Mutter bestimmt sei. *Du wärst eine tolle Mutter,* hatte Ellie ihr beim Mittagessen gesagt. Logo. Genau wie meine Mutter – eine Frau, deren mütterliche Instinkte sich nur auf zwei Arten zeigten: Gleichgültigkeit und Wut. Seltsamerweise war ihr die Wut immer lieber gewesen.

Amanda blickt wieder zu der Frau mit dem pinkfarbenen Twinset, die sie anlächelt, während sie weiter in ihr Handy spricht.

Als Amanda ihre Mutter zum letzten Mal gesehen hat, trug sie eine Bluse in beinahe dem gleichen Farbton. Ihr kurzes, honiggelbes Haar war frisch gewaschen und wie immer sauber

frisiert. Amanda kann sich eigentlich überhaupt nicht erinnern, wann ihre Mutter einmal nicht so ausgesehen hätte, als käme sie direkt aus einem Schönheitssalon. Selbst wenn sie voller war als die sprichwörtliche Haubitze und über alles stolperte, saß ihre Frisur immer perfekt.

Was hat sie jetzt wieder gemacht?

Das betrifft mich wirklich nicht.

Wen hat sie umgebracht?

Das ist nicht mein Problem.

Sie ist deine Mutter.

Nicht mehr.

Amanda wischt das Bild ihrer Mutter mit der Hand beiseite, als würde sie eine lästige Fliege verscheuchen. »Können wir die Show jetzt bitte auf den Weg bringen?«, fleht sie die anderen Fahrer an, und tatsächlich nehmen die Fahrzeuge langsam Fahrt auf. »Danke«, sagt sie zu dem lächelnden Gesicht des Mondes.

Vierzig Minuten später ist sie zu Hause.

»Hi, Joe.« Sie winkt dem Portier zu.

»Haben Sie in dem Stau auf der Interstate 95 festgesteckt?«

»Und ob.«

»Im Radio haben sie gesagt, es hätte einen Unfall bei der Ausfahrt Riviera Beach gegeben.«

»Am Straßenrand standen noch Polizeiwagen«, berichtet Amanda.

»Erwarten Sie noch Besuch?« Er weist mit dem Kopf auf die Flasche in ihrer Hand.

Amanda spürt, wie sie innerlich versteift. Ist es bloß Neugier, die sie in seiner Stimme hört, oder ein abschätziges Urteil? »Heute Abend nicht.«

Er lächelt. »Na, dann einen schönen.«

»Ihnen auch.«

Er hat nur nichts sagende Konversation gemacht, beruhigt sie sich im Fahrstuhl und ist froh, dass die Fahrt in den 15. Stock ereignislos verläuft. Keine unnötigen Stopps. Keine ehemaligen Liebhaber. Keine argwöhnischen Ehefrauen. »Nur ich und meine Flasche«, erklärt sie dem leeren Flur, als die Fahrstuhltür aufgeht. Sie marschiert forsch zu ihrem Apartment in der Südwestecke des Gebäudes, wobei sie beinahe über ein Stück des hellbraun eingefassten, roten Teppichs stolpert, der sich von der bernsteinfarbenen Wand gelöst hat. Morgen muss sie den Hausverwalter anrufen und ihn bitten, einen Handwerker vorbeizuschicken, bevor sich jemand verletzt. Man will schließlich nicht, dass ein ehrgeiziger junger Anwalt wie sie selbst auf Schadensersatz klagt.

Andererseits sind private Schadensersatzklagen gar nicht mein Fachgebiet, denkt Amanda. Nein, ihr Fachgebiet ist die Verteidigung von brutalen Schlägern, die ihre Freundinnen verschlingen wollen. Ganz zu schweigen von Typen, die Fremde in einer Kneipe zusammenschlagen oder einen 7-Eleven-Supermarkt überfallen und ein paar unschuldige Passanten erschießen. Wenn der Schütze allerdings der Sohn eines prominenten Politikers oder einer der Passanten zufällig jung und hübsch ist, sodass die Geschichte gute Chancen hat, auf der Titelseite der *Palm Beach Post* zu landen, dann wird es ein Fall für Jackson Beatty oder Stanley Rowe, die all die wirklich guten Sachen für sich behalten.

»Die wirklich guten Sachen«, sagt Amanda laut und fragt sich, wann sie so zynisch geworden ist. Und worüber sie sich mehr aufregt – die Tatsache, dass Derek Clemens in vier Anklagepunkten frei- oder in einem schuldig gesprochen worden ist?

Ein paar Sekunden steht sie vor ihrer Wohnungstür, bevor sie beinahe zögernd eintritt. Wie viele Nachrichten von ihrem Ex-Mann erwarten sie auf dem Anrufbeantworter? Obwohl er in der

Kanzlei überraschenderweise keine Mitteilungen mehr hinterlassen hatte.

Auch hier nicht. »Gut«, sagt Amanda und entkorkt in der Mitte ihrer ganz in Weiß gehaltenen Küche die Weinflasche.

»Gut«, sagt sie noch einmal und fühlt sich ein kleines bisschen versetzt. Sie gießt ein Weinglas fast voll und trinkt einen großen Schluck, bevor sie beschließt, dass sie wahrscheinlich besser etwas essen sollte. Sie macht den Kühlschrank auf, der jedoch nur eine Flasche Orangensaft und ein Dutzend Fruchtjoghurts enthält. Sie überprüft das Verfallsdatum auf dem Erdbeer-Kiwi-Joghurt und stellt fest, dass es vor fünf Tagen abgelaufen ist, was bedeutet, dass auch die anderen Joghurts nicht mehr taufrisch sein können, weil sie sie alle am selben Tag gekauft hat. Wie lange ist das her? Wann war sie zum letzten Mal einkaufen? Es ist nicht mal Milch im Haus, Herrgott noch mal.

Was für eine Mutter ist sie, wenn sie nicht mal dafür sorgt, dass Milch für das Baby im Haus ist?

»Zum Glück hab ich kein Baby«, stellt Amanda fest, als würde sie in eigener Sache plädieren. Mit dem Weinglas in der einen Hand und der Weinflasche in der anderen schlendert sie ins Wohnzimmer. »Sehen Sie? Kein Baby.« Sie trinkt einen weiteren Schluck Wein, streift die Schuhe ab und lässt sich auf das weiße Stoffsofa fallen, bevor sie das halbe Glas mit einem großen Schluck leert, so wie ihre Mutter es immer getan hat.

Es ist eigentlich gar nicht überraschend, dass Ben nicht angerufen hat, denkt sie. Er hat nie zu der Sorte Männer gehört, die eine zarte Andeutung nicht verstehen. Er wusste immer, wann er aufhören, aufgeben, die Verluste abschreiben und das Weite suchen musste.

Überraschend ist vielmehr, dass er sie überhaupt angerufen hat.

Amanda kichert. Die Umstände waren natürlich auch ziemlich außergewöhnlich. Schließlich begeht die eigene Mutter nicht jeden Tag einen Mord.

Wer konnte andererseits wissen, wie viele Menschen ihre Mutter im Laufe der Jahre umgebracht hat. John Mallins war vielleicht der Erste, den sie derart öffentlich erledigt hatte, aber Amanda ist überzeugt, dass überall Leichen lauern.

Sie leert ihr Glas in einem Zug und gießt es wieder voll, wobei ein paar Tropfen auf die weißen Fußbodenfliesen fallen und die Ecke ihres weißen, mit einer schwarzen Borte verzierten Teppichs nur knapp verfehlen. Sie sollte wirklich ein paar neue Möbel anschaffen. Einen Stuhl für die Lücke an der linken Wand, vielleicht einen Couchtisch und eine weitere Lampe. Ihre Wohnung hat immer irgendwie unfertig ausgesehen, als ob sie erst demnächst einziehen wollte. Oder ausziehen.

Genauso wie ich es mag, denkt sie und trinkt noch einen Schluck, während sie die nackten weißen Wände betrachtet und spürt, dass sich ihre Schultern endlich entspannen.

»Auf den Mann im Mond«, sagt sie, nickt ihm zu und nippt an ihrem Wein. »Und auf Ben, meinen ersten Ex-Mann.«

Diesmal trinkt sie einen größeren Schluck. »Und auf Sean, meinen zweiten.« Noch ein Schluck und dann noch einer.

»Verdammt, auf alle meine gewesenen und zukünftigen Ex-Männer.« Sie hebt ihr Glas in die Höhe. »Und auf alle ahnungslosen Opfer meiner Mutter: der alte Mr. Walsh; John Mallins. Meinen Vater«, flüstert sie und rappelt sich hoch.

»Oh nein. Nicht das wieder. Kommt überhaupt nicht in Frage.«

Es klingelt. Amanda starrt auf die Tür, ohne sich zu rühren. Nach ein paar Sekunden klingelt es erneut.

»Mach auf, aufmachen«, befiehlt eine Frau.

Amanda erhebt sich und öffnet die Tür, ohne zu fragen, wer es ist. »Janet«, sagt sie zu der Besucherin mit dem dichten hellbraunen Pony und fragt sich, wieso man sich erst die Stirn liften lässt, wenn man sie anschließend komplett verdeckt. Sie erwägt zu fragen, wie sie zu der Ehre kommt, entscheidet jedoch, dass sie es eigentlich längst weiß, und sagt stattdessen: »Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, danke.«

Amanda lächelt und gießt den Rest aus der Flasche in ihr Glas.

»Kann ich reinkommen?«

Amanda macht einen Schritt zurück, lässt Janet herein und folgt ihr ins Wohnzimmer, wo sie auf das Sofa weist.

»Setz dich, bitte.«

»Nein, danke, ich bleibe nicht lange.«

Warum wolltest du dann hereinkommen, wundert Amanda sich, fragt jedoch nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist von Janets unnatürlich geschwollenen Lippen in Beschlag genommen. Was treibt eine attraktive Frau wie Janet dazu, sich derart schreckliche Dinge anzutun, fragt sie sich und verdrängt den Gedanken gleich wieder, weil sie die Antwort kennt. Die Antwort ist eine Frau wie sie selbst. Amanda nippt erneut an ihrem Wein.

»Du weißt bestimmt, warum ich hier bin.«

»Tut mir Leid. Ich wollte dich zurückrufen. Ich war in letzter Zeit nur so beschäftigt …«

»Mir kannst du nichts vormachen, gib dir keine Mühe.«

»Ich glaube, ich setze mich lieber.« Amanda lässt sich aufs Sofa sinken, das Zimmer dreht sich vor ihren Augen.

»Ich weiß über dich und meinen Mann Bescheid.«

Amanda sagt gar nichts. Sie erinnert sich an den Sinnspruch, dass Angriff die beste Verteidigung ist, hat aber weder die

Energie noch die Willenskraft, sich auf eine Diskussion einzulassen.

»Victor hat mir von eurer kleinen Affäre erzählt.«

Amanda schüttelt verwundert den Kopf. Was hat es bloß mit den Männern und ihrer furchtbaren Sehnsucht, alles zu gestehen, auf sich? Und wieder weiß sie die Antwort. Eine Beichte ist vielleicht gut für die Seele, aber sie ist sogar noch besser, um Schuldgefühle loszuwerden.

Janet missversteht Amandas Kopfschütteln als Leugnen.

»Willst du behaupten, du hättest keine Affäre mit meinem Mann gehabt?«

»Eine Affäre würde ich das kaum nennen.«

»Ach ja? Wie würdest du es denn nennen, wenn du mit dem Ehemann einer anderen Frau schläfst?«

Amanda ist viel zu müde für einen guten Konter. »Gedankenlos«, hört sie sich sagen. »Und dumm. Sehr dumm.«

»Na, an dem Punkt hast du zumindest Recht«, stimmt Janet ihr zu und wirkt ein bisschen unschlüssig, so als ob sie mit der Aussicht auf einen guten Kampf hergekommen und noch nicht ganz bereit ist, einen so leichten Sieg zu akzeptieren. Sie starrt auf das Weinglas in Amandas Hand.

»Bist du sicher, dass du nichts trinken möchtest?«, fragt Amanda.

»Was ist los, Mandy? Keine verheirateten Männer mehr übrig, mit denen du trinken kannst?«

»Nenn mich bitte nicht Mandy.«

»Oh Verzeihung. Dürfen dich so nur die Männer nennen, mit denen du schläfst?«

Amanda kämpft sich auf die Füße hoch, obwohl sie sich eigentlich nur noch hinlegen will. »Vielleicht solltest du jetzt besser gehen.«

»Erst wenn ich gesagt habe, was ich sagen wollte.«

»Tut mir Leid. Ich dachte, das hättest du schon … getan.«

»Für dich ist das alles ein Spiel, nicht wahr? Du spielst mit dem Leben anderer Menschen. Ist es dir egal, ob andere verletzt werden? Dass eine Nacht gedankenloser Spaß für dich für andere ein Leben voller Kummer bedeutet? Dass meine Ehe sich vielleicht nie wieder erholt?«

»Ich glaube wirklich, dass du viel zu viel aus der Sache machst. Es war nur eine Nacht. Es hat keinem von uns besonders viel bedeutet.«

»Mir hat es etwas bedeutet«, erwidert Janet schlicht.

Amanda wird unvermittelt rot. »Es tut mir Leid«, murmelt sie beschämt.

»Halt dich einfach von meinem Mann fern«, sagt Janet, marschiert zur Tür und knallt sie hinter sich zu.

Die Schwingungen durchzucken Amandas Körper wie ein Stromschlag. Dies wäre wahrscheinlich ein guter Zeitpunkt, die Stadt zu verlassen, denkt sie, bevor sie sich auf ihren weißen Wohnzimmerteppich übergibt.

Als Amanda auf dem Fußboden ihres Wohnzimmers aufwacht, ist es beinahe zwei Uhr nachts. »Oh Scheiße«, murmelt sie, als ihr der noch beunruhigend frische Gestank ihres Erbrochenen in die Nase steigt. Sie starrt auf den großen roten Fleck mitten auf ihrem Teppich. Sieht aus wie Blut, denkt sie, und ahnt schon, dass sich der Fleck nie im Leben wieder herauswaschen lässt. »Scheiße«, sagt sie noch einmal, während es in ihrem Kopf so unbarmherzig rauscht wie die Brandung vor ihrem Fenster. Sie berührt ihr Haar und ertastet von Galle verklebte Strähnen.

»Du bist widerlich«, sagt sie laut, als sie vollständig bekleidet in die Dusche steigt und warmes Wasser aus dem überdimensionierten Duschkopf auf sich herabströmen lässt. Sie

weiß, dass sie ihr Kostüm ruiniert. Genau wie den Teppich. Von ihrem Leben ganz zu schweigen, denkt sie melodramatisch, gießt sich fast eine ganze Flasche Shampoo über die Haare und gräbt die Nägel tief in ihre Kopfhaut.

Na ja. Wie die Mutter, so die Tochter.

Obwohl sie sich eigentlich nicht daran erinnern kann, dass ihre Mutter sich nach einem ihrer Gelage je übergeben hätte. Sie trank sich in die Selbstvergessenheit, um dort zu bleiben – distanziert und unerreichbar, körperlich präsent, aber emotional abwesend.

Nach der Dusche zieht Amanda ihre nassen Kleider aus, rubbelt sich mit einem großen weißen Handtuch ab und kriecht ins Bett. Um den Teppich wird sie sich morgen kümmern, obwohl sie ihn im Grunde ohnehin nur zusammenrollen und wegschmeißen kann. Selbst nach einer professionellen Reinigung würde immer noch der Schatten einer formlosen rötlichen Pfütze unter der Oberfläche durchscheinen. Sie fragt sich, was der Direktor des Four Seasons Hotels in Toronto mit dem Teppich in seiner Lobby gemacht hat. Bei drei Kugeln spritzt eine Menge Blut. »Vielleicht sollte ich ihn anrufen und ihn fragen, wie er die Situation geregelt hat.«

Amanda greift nach dem Telefon neben ihrem Bett und wählt die Nummer, von der sie noch gar nicht wusste, dass sie sie bereits im Gedächtnis abgespeichert hat.

»Hallo?«, meldet sich am anderen Ende eine schläfrige Stimme.

»Was haben sie mit dem Teppich gemacht?«

»Amanda?«

Sie stellt sich vor, wie Ben sich aufrichtet und mehrere lose Strähnen aus seinen verschlafenen Augen streicht. »Ich vermute, dass es eine Menge Blut gegeben haben muss«, fährt sie fort. »Ich habe mich bloß gefragt, was sie mit dem Teppich gemacht haben.«

»Ich weiß nicht«, antwortet er, als wäre es vollkommen natürlich, um diese Tageszeit dieses Gespräch zu führen.

»Wer zum Teufel ist John Mallins?«

»Viele Details haben wir noch nicht.«

»Was *habt* ihr denn?«

»Wir wissen, dass er aus England kommt und hier mit seiner Frau und seinen Kindern Urlaub gemacht hat.«

»Und in welcher Verbindung steht er zu meiner Mutter?«

»So weit die Polizei feststellen konnte, in gar keiner.«

»Willst behaupten, meine Mutter hätte einen wildfremden Menschen erschossen?«

»Sieht ganz so aus.«

Amanda lässt ihren Kopf zurücksinken. Das war ziemlich exzessiv, selbst für ihre Mutter. »War sie betrunken?«

»Nein«, sagt Ben. »Du musst wirklich nach Hause kommen, Amanda.«

Ohne sich zu verabschieden, legt Amanda auf, geht ans Fenster und starrt auf den Mond.

6

Das Flugzeug von Palm Beach nach Toronto startet mit einer Stunde Verspätung.

Amanda stößt einen Seufzer der Erleichterung aus, als sie endlich die Startbahn hinunterrollen, dankbar, dass sie nicht mehr die Möglichkeit hat, schreiend den Mittelgang entlangzulaufen und zu rufen: »Ich hab's mir anders überlegt. Lasst mich hier raus.« Was sie bestimmt getan hätte, wenn sie nicht ganz hinten in einer vollen 737 eingeklemmt zwischen einem Kaugummi kauenden Teenager und einem Geschäftsmann mittleren Alters gesessen hätte, der so vertieft in seinen Spionagethriller ist, dass er nicht einmal aufgeblickt hat, als sie über ihn geklettert ist, um auf ihren Sitz zu gelangen.

Was Amanda auch nicht leiden kann: Mittelplätze in Flugzeugen, Mädchen, die laut Kaugummi kauen, ihn noch lauter knallen lassen und ihr langes glattes Haar über die Schultern werfen, sodass die Strähnen ihr Gesicht streifen; den formlosen schwarzen Wollmantel, den sie zum ersten Mal seit acht Jahren trägt und den sie schon damals hätte wegschmeißen sollen.

Warum hat sie es nicht getan? Jeglicher Chic, den das Teil vielleicht einmal besessen hat, ist verschwunden, und außerdem kratzt der Stoff auf ihren nackten Oberarmen. Sie überlegt, den Mantel auszuziehen, aber in dem winzigen Raum, der ihr zugeteilt ist, bleibt kaum genug Platz zum Atmen, geschweige denn, Schichten von Kleidung abzulegen. Geschieht mir recht, denkt sie, während mehrere Haarsträhnen ihrer Nachbarin ihre Wange streifen. Ich hätte meinen Mantel ausziehen sollen, bevor ich mich hinsetze. Ich hätte das blöde Ding in den Müll werfen sollen, als ich Toronto verlassen habe.

»Ich hätte überhaupt nie in diese verdammte Flugzeug steigen sollen«, sagt sie laut und blickt sich verlegen um. Aber das Mädchen am Fenster kaut ihr Kaugummi jetzt zum Rhythmus von lauter Rockmusik, die aus ihren Kopfhörern dringt, und der Mann am Gang hat sich noch tiefer in sein Buch vergraben, sodass offensichtlich keiner von beiden ihren Ausbruch bemerkt hat.

Sie fragt sich, warum sie nicht daran gedacht hat, ein Buch mitzubringen, und versucht sich zu erinnern, wann sie sich zum letzten Mal den Luxus gegönnt hat, es sich mit einem guten Roman gemütlich zu machen. Mit einem Krimi wie dem, in den der Mann neben ihr so vertieft ist, irgendwas, das ihr helfen könnte, die zweieinhalb Stunden zu vertreiben, die sie in der Luft sein wird, etwas, das ihr helfen könnte zu vergessen, wohin sie fliegt. Und warum.

Amanda weiß nicht mehr, wann genau sie entschieden hat, nach Toronto zu fliegen. Nachdem sie Ben gesprochen hatte, war sie in einen unruhigen Schlaf gefallen und hatte geträumt, dass sie von einer schwangeren Jennifer Travis, einer wütenden Janet Berg und einer schluchzenden Caroline Fletcher auf der Interstate 95 verfolgt wurde. Irgendwann während der Verfolgungsjagd hatte sie Halt gemacht, um ein Bild von Carter Reese' Frau Sandy zu kaufen. Schließlich war sie schweißgebadet mit dem Gedanken aufgewacht, dass es definitiv an der Zeit war, aus Dodge City zu verschwinden.

Um kurz nach sechs hatte sie die Fluggesellschaften abtelefoniert und den letzten Platz in einem Direktflug von Palm Beach nach Toronto um halb drei nachmittags ergattert. Dann hatte sie ihre Sekretärin zu Hause angerufen, ohne daran zu denken, dass die arme junge Frau an einem Samstagmorgen vielleicht lieber etwas länger geschlafen hätte, und ihr erklärt, dass sie am Montag nicht in die Kanzlei kommen würde.

»Kann ich den Leuten irgendeinen Grund nennen?«, fragte Kelly und klang schon zu dieser frühen Morgenstunde beunruhigend munter.

»Nein.«

»Werden Sie am Dienstag wieder da sein?«

»Das weiß ich noch nicht.«

In der nachfolgenden Pause konnte Amanda förmlich hören, wie die Rädchen in Kellys Gehirn rotierten, und sie wusste, dass es ihre Sekretärin drängte, sie zu fragen, ob diese plötzliche Änderung ihrer Pläne etwas mit dem Anruf von Ben Myers zu tun hatte.

»Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich meine weiteren Pläne kenne«, sagte Amanda und legte auf. Dann warf sie eine schwarze Hose und einen schwarzen Rollkragenpullover in eine Reisetasche, dazu ihr Schminktäschchen und Unterwäsche zum Wechseln, rief Ben an und teilte ihm mit, dass sie am Nachmittag um fünf Uhr in Toronto landen würde. Sie nahm ein Taxi zum Flughafen, wo sie ein Frühstück, bestehend aus einem Stück Pizza mit Pepperoni und einer großen Cola, einnahm, ihre Boardingkarte abholte, unbeanstandet durch die Sicherheitskontrolle kam und in der Abflug-Lounge dankbar einschlief, während sie auf den Abflug wartete.

Zu ihrem Glück – oder auch Unglück, wie sie jetzt denkt – hat sie jemand schlafen gesehen und rechtzeitig für ihren Flug geweckt. Das Flugzeug wollte gerade die Tür schließen, als sie an Bord ging, wo sie ihre Reisetasche in ein bereits volles Gepäckfach stopfte und sich selbst auf den Mittelsitz der vorletzten Reihe quetschte. Dort rief sie sich mit dem Gedanken zur Ordnung, dass man in der Not nicht wählerisch sein darf, als der Pilot verkündete, dass der Start sich wegen eines kleinen technischen Problems um zehn Minuten verzögern würde. Aus zehn Minuten wurden zwanzig, dann dreißig und irgendwann fünfzig, während es Amanda in ihrem schwarzen Wollmantel

immer heißer und sie selbst immer unruhiger wurde. Aber jetzt rollen sie endlich auf die Startbahn, nachdem das unbekannte Problem offenbar gelöst ist.

»Auf geht's«, flüstert Amanda, als das Flugzeug abhebt. Sie packt die Armlehnen und versucht ihre Panik zu unterdrücken. Ihr letzter Flug liegt acht Jahre zurück. Selbst in den Flitterwochen mit Sean waren sie nur per Schiff und nie im Flugzeug gereist. Eine Kreuzfahrt durch die Karibik, erinnert sie sich wehmütig und denkt daran, dass sie und Ben überhaupt keine Flitterwochen hatten.

Sie vertreibt sein Bild aus ihrem Kopf. Sie wird ihn noch früh genug sehen. »Buch mir ein Zimmer am Tatort«, hat sie ihm am Morgen am Telefon aufgetragen. »Ich ruf dich an, sobald ich mich eingerichtet habe.«

Das Mädchen neben Amanda lässt ihr Kaugummi dreimal kurz hintereinander laut knallen, sodass es sich anhört wie Schüsse aus einer kleinen Pistole. Mit was für einer Waffe hat meine Mutter den mysteriösen Fremden erschossen, fragt Amanda sich und spürt, wie ihre Haut unter dem Mantel feucht wird.

Ein altes Bild taucht auf, und die unerwartete Erinnerung schlägt Wurzeln und wuchert wie Unkraut, bevor Amanda sie ausreißen kann. Sie sieht sich als Kind auf der Suche nach einem Paar schicker Schuhe den Kleiderschrank ihrer Mutter durchwühlen, etwas mit hohen Absätzen und schmaler Spitze, am liebsten in Gold oder Silber, geeignet, um sich als Märchenprinzessin zu verkleiden, doch auf dem Boden des Schranks reihten sich nur vernünftig flache Paare. Aber als sie aufblickte, entdeckte sie auf dem Regal über der Stange mit den Kleidern ihrer Mutter einen Schuhkarton und dachte, dass ihre Mutter darin ihre besonderen Schuhe aufbewahren musste, wie sie eine Märchenprinzessin tragen würde. Sie rannte in die Küche, holte die kleine Trittleiter, baute sie vor dem Kleiderschrank auf, stieg auf die dritte, oberste Stufe und streckte die Arme nach dem Karton aus. Ihre Finger streiften

über die Pappe, fanden jedoch keinen Halt, doch es gelang ihr, den Karton so weit zu verschieben, dass er im Fall ihren Kopf knapp verfehlte und auf dem Teppich landete, wobei sich der Deckel öffnete und sein Inhalt sich zu ihren Füßen ergoss.

Eine Pistole, erinnert Amanda sich jetzt mit stockendem Atem, so wie ihr damals der Atem gestockt haben musste. Klein und schwarz und erstaunlich schwer.

Sie sieht, wie das Kind Amanda das seltsame Objekt in die Hand nimmt, wendet und unter ihre Nase hält, um seinen kalten metallischen Duft einzuatmen. Und plötzlich steht ihre Mutter in der Tür, weint, schreit, schwenkt die Arme wie eine geisteskranke Puppe und reißt die Pistole aus Amandas Hand. Das Kind flieht voller Angst aus dem Zimmer. Und als Amanda später in das Zimmer ihrer Mutter zurückkommt, um alles zu erklären, starrt ihre Mutter durch sie hindurch, als würde sie gar nicht existieren.

Als sich Amanda das nächste Mal ins Zimmer ihrer Mutter schlich und einen Blick in den Kleiderschrank riskierte, war der Schuhkarton nicht mehr da. Auch sein Inhalt wurde nie wieder erwähnt. Die Frage blieb all die Jahre ungestellt: Was machte ihre Mutter mit einer Pistole?

Und nun der Nachtrag: War es dieselbe Waffe, mit der sie John Mallins erschossen hat?

»Wer zum Teufel ist John Mallins?«, fragt Amanda laut.

»Verzeihung. Sprechen Sie mit mir?« Der Mann neben ihr sieht sie mit warmen braunen Augen an.

»Was? Oh nein. Tut mir Leid. Ich habe bloß Selbstgespräche geführt. Ich wollte Sie nicht stören.«

»Kein Problem. Das geht mir ständig so.« Sein Blick wandert wieder zu seinem Buch zurück.

Amanda ertappt sich dabei, sein Profil zu mustern. Ein nettes Gesicht, entscheidet sie. Nicht besonders attraktiv, aber auch

nicht unattraktiv. Lange Nase, hohe Wangenknochen, volle Lippen, kräftiges Kinn. Sanfte Augen, denkt sie und wünscht sich, dass sie sie noch einmal ansehen. »Gutes Buch?«

»Was?«

»Sie scheinen ja ganz gefesselt davon.«

»Es ist okay.«

»Bloß okay?« Warum belatschert sie den armen Mann? Er ist offensichtlich nicht an einer längeren Unterhaltung interessiert. Er hat nicht das Bedürfnis, abgelenkt und unterhalten zu werden. Seine Mutter hat nicht in der Lobby des Four Seasons Hotels einen Fremden erschossen.

»Bis jetzt ist es ziemlich gut.« Er legt das aufgeschlagene Buch auf seinen Schoß. »Aber ich wappne mich gegen eine Enttäuschung.«

»Wieso das?«

»Ich lese eine Menge Krimis, und die meisten fangen gut an und fransen dann irgendwie auseinander.«

Amanda nickt zustimmend, obwohl sie in ihrem Leben nicht viele Krimis gelesen hat. Das Leben ist schon verwirrend genug, denkt sie. »Und wie wappnet man sich gegen eine Enttäuschung?«

Der Mann lächelt und überlegt eine Weile. »Man denkt über die Vergangenheit nach«, sagt er schließlich.

Sofort bricht Schweiß auf Amandas Oberlippe aus. Sie spürt, wie ihre Wangen rosa anlaufen und feucht werden, als hätte sie sich über ein offenes Feuer gebeugt.

»Alles in Ordnung?«, fragt der Mann und kneift besorgt seine braunen Augen zusammen.

»Es ist der Mantel«, lügt sie. »Ich bin fast so weit, dass ich schreien könnte.«

»Kommen Sie«, bietet er an. »Ich helfe Ihnen.« Er zupft den Mantel von ihren Schultern und hält ihn, während sie ihre Arme

aus den bauschigen Ärmeln zieht, wobei ihre rechte Hand nur knapp das Kinn des Mädchens neben ihr verfehlt.

»Tut mir Leid«, sagt Amanda.

Ein lautes Kaugummiknallen verrät Amanda, dass ihre Entschuldigung angenommen worden ist.

»Soll ich den nach oben packen?«, fragt der Mann und weist auf das Gepäckfach über ihren Köpfen.

»Danke.«

»Jetzt bequemer?«

Amanda klopft auf den tiefen V-Ausschnitt ihres weißen T-Shirts und atmet tief ein. »Viel. Danke.«

Sein Blick folgt ihrer Handbewegung. »Möchten Sie ein Glas Wasser? Ich kann nach der Stewardess klingeln.«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Vielen Dank noch mal.«

Er lächelt und streckt die Hand aus. »Jerrod Sugar.«

Amanda braucht einen Moment, bis sie begreift, dass das kein exotisches Getränk, sondern sein Name ist. »Amanda«, sagt sie und schüttelt seine Hand. »Amanda Travis.«

»Fliegen Sie nach Hause, Amanda?«, fragt Jerrod Sugar.

»Nein, eigentlich ist Florida mein Zuhause.«

»Wirklich? Ich dachte, ich hätte den Hauch eines Akzents gehört«, bemerkt er glucksend.

»Nein, ich bin in Florida geboren«, erklärt Amanda steif.

»Und Sie?«

»Ich stamme ursprünglich aus Milwaukee. Letztes Jahr bin ich nach Abacoa gezogen.«

Amanda sieht die kleine funkelnagelneue Gemeinde vor sich, die zwischen Palm Beach und Jupiter aus dem Boden gesprossen ist. Obwohl die Stadt erst halb bevölkert ist, nennt sie bereits ein Stadion, einen Golfplatz und eine ausgewachsene Universität ihr Eigen. Außerdem stellt sie sich eine Frau und

drei kleine Mini-Sugars vor. »Warum Abacoa?«

»Ich bin Dozent«, sagt er. »Man hat mir ein Angebot gemacht, das ich nicht ablehnen konnte.«

»Und was dozieren Sie so?«

Er lacht, und Amanda entscheidet, dass sie den Klang mag. Sie lehnt sich näher an ihn, sodass ihre linke Brust seinen Arm streift. »Wirtschaftswissenschaft«, sagt Jerrod Sugar und greift in seine Tasche, um eine Visitenkarte zu zücken, wobei er darauf achtet, dass sein Arm den Kontakt zu ihrer Brust nicht verliert.

Sie studiert demonstrativ seine Karte. »Ich fürchte, ich weiß absolut nichts über Wirtschaft.«

»Ich vermute, Sie wissen eine ganze Menge. Über alles Mögliche.«

Nun ist es an Amanda zu kichern. »Und warum fliegen Sie nach Toronto?«

»Ein Kongress. Und Sie?«

»Urlaub«, sagt sie, weil es das Erste ist, was ihr einfällt.

»Urlaub? Wer macht denn im Februar Urlaub in Toronto?«

Amanda zuckt die Achseln. Er hat natürlich Recht.

»Kommen Sie, gestehen Sie.« Diesmal beugt er sich vor, sodass sein Blick in ihren Ausschnitt fällt.

Amanda ist sich nicht sicher, ob es sein unverhohlener Blick oder sein »Gestehen Sie« ist, aber sie hört sich unvermittelt sagen: »Eigentlich hat mich mein Ex-Mann angerufen, um mir zu sagen, dass meine Mutter wegen Mordes verhaftet wurde. Er meinte, es wäre vielleicht gut, wenn ich sie besuche.«

Jerrods Gesicht zerbricht unter seinem Lächeln fast in zwei Hälften. »Sie machen Witze, oder?«

»Klar mach ich Witze«, bestätigt Amanda unverzüglich.

Er lacht, aber sie hört einen nervösen Unterton, der vorher nicht da war. Er wendet sich ab und ist Sekunden später bereits wieder in sein Buch vertieft.

Amanda war vierzehn, als sie ihre Unschuld verlor.

Es passierte in irgendjemandes Ferienhaus in Haliburton. Der Jemand war Perry Singleton, dessen Schwester Claire mit Amanda in eine Klasse ging und dessen Eltern Amanda an einem Wochenende im Juli in ihr Ferienhaus eingeladen hatten. Die Singletons hatten wohl gehofft, dass die Einladung den Funken einer Freundschaft zwischen ihrer schüchternen und introvertierten Tochter und ihrer lebhafteren Klassenkameradin zünden würde, doch sie befeuerte lediglich die Lenden von Claires älterem Bruder.

Mit sechzehn war Perry Singleton bereits der Typ, vor dem einen Mütter warnen – gut aussehend, draufgängerisch und wild. Amanda hatte ihn durch die Flure des Jarvis Collegiate stolzieren sehen, Getuschel über seine Potenz und Gerüchte gehört, dass er eine detaillierte Liste seiner diversen Eroberungen führte mit einem komplizierten Bewertungssystem aus roter Tinte, Sternchen und goldenen Sternen. Außerdem wusste sie, dass er sich durchaus dazu herabließ, seine Informationen mit seinen Freunden zu teilen. Oft hatte sie frisch abgelegte Mädchen in der Toilette weinen hören, die alle der Illusion unterlegen waren, dass sie anders waren und diejenige sein würden, die ihn verändern, zur Vernunft und auf die Knie bringen würden.

Selbst mit vierzehn hegte Amanda keinerlei derartige Illusionen. Sie erwartete nicht, den draufgängerischen Frosch in einen langweiligen Prinzen zu verwandeln, und wollte es auch gar nicht. Was sie sich erhoffte – das Einzige, was sie sich erhoffte, um ehrlich zu sein –, war, die höchst bewertete Kerbe

in seinem abgetragenen Gürtel zu werden. Sie wollte die rote Tinte und die Sternchen, und zwar in Gold.

Als er in dem Ferienhaus hinter sie trat und seine Hand von hinten in ihre Shorts schob, hatte sie ihm also keine Ohrfeige verpasst oder schockiert und abweisend reagiert. Stattdessen hatte sie sich umgedreht, ihre eigene Hand fest auf die Vorderseite seiner Jeans gedrückt und ihm erklärt, dass sie in sein Zimmer kommen würde, wenn Claire eingeschlafen war.

Von Vorspiel hielt er offenbar nicht so viel, was Amanda recht war, weil sie sein hastiges Gegrapsche vor allem ärgerlich fand. Als er zum ersten Mal in sie eindrang, spürte sie eigentlich gar nicht viel. Es tat weh, aber nicht zu sehr, wahrscheinlich auch, weil das Ganze in weniger als einer Minute vorbei war. Er schien nicht mitbekommen zu haben, dass es ihr erstes Mal war. Oder es war ihm egal, wogegen Amanda ebenfalls nichts einzuwenden hatte. Sie brauchte nicht lange, um herauszufinden, was Perry mochte –, praktisch alles, was in irgendeiner Form mit seinem Penis zu tun hatte –, und sie hatte genug Filme gesehen, um die richtigen Bewegungen draufzuhaben und zu wissen, wann man sie einsetzen musste. Persönliche Befriedigung würde ihr keine goldenen Sternchen einbringen.

Es reicht wohl zu berichten, dass Perry Singleton am Boden zerstört war, als sie ihm zwei Monate später den Laufpass gab.

Sie machte schnell mit Ronnie Leighton weiter, danach kamen in rascher Folge Fred Coons, Norman McAuliff, Billy Kravitz und Spenser Watt. Alle noch vor ihrem sechzehnten Geburtstag.

Bevor sie siebzehn wurde, folgten Ken Urbach, Jeremy Walberg, Ian Fitzhenry, Brian Castleman, Larry Burton, Stuart Magily und mindestens ein halbes Dutzend mehr.

Bis sie schließlich auf jemanden traf, der ihr ebenbürtig war.

Amanda wölbt ihren Rücken und blickt an dem dösenden Mädchen vorbei aus dem Fenster. Ihr Kinn ist nach wie vor

eigenartig aktiv, so als würde sie sogar im Schlaf kauen.

In der kleinen Scheibe sieht sie Ben Myers, seine Augen die Farbe von Bitterschokolade, einen Stoppelbart auf den Wangen. Er trägt die engsten und abgerissensten Jeans, die sie je gesehen hat, und seine langen schwarzen Haare riechen nach Bier und Joints. Er will von niemandem irgendwas, wie er jedem versichert, der zuhört. Die Leute sind Heuchler; Karriere ist scheiße, Sicherheit was für Memmen; nur dass er nicht *Memmen,* sondern *Mösen* sagt. Und der Klang seiner Stimme, wenn er das sagt, erregt Amanda.

Ist es ein Wunder, dass sie einander entdecken? Dass sie voneinander angezogen werden wie entgegengesetzte Pole eines Magneten? Dass sie sich Hals über Kopf in die Arme des anderen stürzen?

»Meine Eltern sind absolute Versager«, vertraut er ihr eines Abends an. »Sie haben nicht die leiseste Ahnung, wie ich ticke.«

»Meine wissen nicht mal, wo ich bin«, erwidert sie und denkt, dass sie lieber missverstanden als unbemerkt wäre.

»Ich bin ganz schlechter Umgang«, sagt er.

»Ich bin noch schlimmer.«

Der Kapitän gibt über Bordlautsprecher bekannt, dass der Landeanflug auf Toronto begonnen hat. Amanda spürt ein schmerzhaftes Knacken in den Ohren, überlegt, ob sie das Mädchen nach einem Kaugummi fragen soll, hat jedoch Angst, dass sie einfach in ihren Mund greifen und ein Stück von dem Streifen abbrechen könnte, auf dem sie seit Stunden herumkaut. Also verzieht sie nur das Gesicht und sagt gar nichts.

»Stimmt irgendwas nicht?«, fragt Jerrod Sugar.

Amanda zeigt auf ihre Ohren.

»Versuchen Sie zu schlucken.«

Amanda befolgt seinen Rat und versucht, darin keinerlei sexuelle Untertöne zu hören, verspürt jedoch nur mäßige

Linderung. Sie erinnert sich plötzlich daran, dass die gefährlichsten Phasen eines Fluges der Start und die Landung sind, und umklammert die Armlehnen.

»Ich hätte Sie gar nicht für den ängstlichen Typ gehalten«, sagt Jerrod Sugar lächelnd.

»Ich stecke voller Überraschungen.«

»Das glaube ich gern.« Diesmal wendet er den Blick nicht ab.

Amanda spürt, dass ihm der Vorschlag auf der Zunge liegt, sich einen Wagen vom Flughafen zu teilen oder später noch etwas trinken zu gehen, doch er sagt nichts, und diesmal wendet Amanda den Blick ab. Sie guckt wieder aus dem Fenster und sieht, wie die Wolken langsam die Sicht auf eine schneebedeckte Landschaft freigeben.

»Sieht aus wie ein anderer Planet«, murmelt sie und denkt, dass es das auch ist.

Plötzlich dreht sich das Mädchen neben ihr zu Amanda um. »Ich bin so aufgeregt«, verkündet sie, als wäre Amanda eine lange verschollene gute Freundin. »Ich habe meinen Freund seit einem halben Jahr nicht gesehen. Wir gehen auf verschiedene Colleges, und das ist das erste Mal, dass wir gleichzeitig in der Stadt sind. Sehe ich okay aus?« Sie streicht ihre Haare glatt und sieht Amanda mit grimmig mahlendem Kiefer erwartungsvoll an.

»Vielleicht solltest du das Kaugummi ausspucken«, schlägt die vor.

Sofort spuckt das Mädchen den pinkfarbenen Knubbel in ihre Hand. »Den habe ich ganz vergessen.« Sie kichert.

»Igitt. Es ist schon ganz fade.« Sie wirft ihn in eine Kotztüte. »Besser?«

»Viel.«

»Danke. Ich bin so nervös, ich glaube, ich muss mal.«

»Soweit ich weiß, soll man während des Landeanflugs auf

seinem Platz sitzen bleiben.« Amanda weist auf das erleuchtete *Fasten Your Seatbelts*-Zeichen über ihren Köpfen.

»Treffer«, sagt das Mädchen und sinkt auf ihren Sitz zurück.

Amanda denkt unwillkürlich an ihre Mutter.

Nach der Landung holt Jerrod Sugar Amandas Reisetasche aus dem Gepäckfach und hilft ihr in den Mantel, wobei seine Hände einen Tick länger als nötig auf ihren Schultern verharren.

»Ich bin bis Dienstag im Metro Convention Center«, erklärt er ihr. »Warum rufen Sie mich nicht mal an, wenn Sie Zeit haben.«

7

Der Weg vom Flugzeug zum kanadischen Zoll ist endlos. Amanda bewegt sich langsam den langen Flur hinunter, der Riemen der unförmigen schwarzen Reisetasche zerrt an ihrer rechten Schulter. Sie hätte sich einen dieser praktischen Rollkoffer kaufen sollen, die alle anderen hinter sich herziehen. Aber wozu? Räder bedeuten Geschwindigkeit, was wiederum bedeutet, dass man sein Ziel schneller erreicht, während sie eigentlich am liebsten gar nicht ankommen würde.

Sie betritt eine lange Rolltreppe und beginnt einen weiteren Abstieg. Unten angekommen schließt sie sich einer von einem Dutzend langer Schlangen an, in denen Hunderte von Menschen vor dem kanadischen Zoll warten. Sie hört, wie eine Frau sich beklagt, dass zwei Jumbos gleichzeitig gelandet sind, weshalb es wahrscheinlich eine Stunde dauern würde, bis sie den Anfang der Schlange erreicht haben. Amanda zuckt die Achseln und ist wahrscheinlich die einzige Person in der überfüllten Halle, die diese unangenehme Nachricht willkommen heißt. Sie sieht sich nach Jerrod Sugar um, der etliche Reihen entfernt mit einer attraktiven Frau plaudert, die eher in seinem Alter ist. Doch als sie ihn kurz darauf wieder sieht, spricht er angeregt in sein Handy. Bei ein paar winzigen Schritten vorwärts wird Amanda klar, dass Jerrod Sugar eines dieser Gesichter hat, die einem immer bekannt vorkommen. Außerdem fällt ihr auf, dass sie, obwohl sie fast den ganzen Nachmittag neben dem Mann gesessen und zwischenzeitlich aktiv mit ihm geflirtet hat, im Grunde keine Ahnung hat, wie er aussieht, und dass sie ihn wahrscheinlich nicht wiedererkennen würde, sollte sie seine Einladung annehmen und ihn anrufen.

Trotz der Menschenmassen und den strengen Einreisebestimmungen geht die Abfertigung relativ flott

vonstatten, sodass sich Amanda nach einer halben Stunde fast am Anfang der Schlange wieder findet. »Anlass Ihres Besuches?«, hört sie den Zollbeamten das Pärchen vor ihr anblaffen.

»Geschäftlich«, sagt der Mann.

»Privat«, sagt seine Frau.

Was denn nun, will Amanda fragen und betrachtet das Einreiseformular in ihrer Hand. Sie lacht beinahe laut auf, als sie sieht, dass sie *Privat* angekreuzt hat. Es müsste ein Kästchen für *Pflicht* oder *Schuldgefühle* geben. Oder wie wär's mit einem für *Mutter ist eine Mörderin?*

»Miss?«, sagt eine Stimme neben ihr.

Irgendjemand tippt ihr auf die Schulter. »Sie sind dran«, sagt der Mann hinter ihr und weist auf den Schalter.

Amanda nickt, und als sie dem wartenden Beamten ihr Formular und den Pass gibt, rast ihr Herz, als wäre sie eine illegale Einwanderin, die versucht, sich ins Land zu schmuggeln.

»Woher kommen Sie?«, fragt er, obwohl er alle Informationen vorliegen hat.

»Florida.« Sie fragt sich, ob die Daten, die er auf seinem Computer aufruft, etwas anderes sagen, dass sie nämlich direkt hier in Toronto geboren ist und man ihr, weil sie diese Wahrheit verschwiegen hat, Handschellen anlegen und sie in das nächste Flugzeug zurück in die Staaten setzen würde.

»Und was führt Sie um diese Jahreszeit nach Toronto?«, fragt der Mann freundlich.

Amanda fällt erst jetzt auf, dass der Beamte jung und auf eine anämische Art attraktiv ist, mit blasser Haut, schon leicht schütterem braunen Haar und einer überraschend tiefen Stimme. »Ich besuche meine Mutter«, sagt sie und verschluckt sich beinahe an dem letzten Wort.

Er muss ihr Zögern gespürt haben. Wahrscheinlich wird er sie nach Einzelheiten fragen. *Wer ist Ihre Mutter*, wird er zu wissen verlangen. *Wann haben Sie sie zum letzten Mal gesehen? Wie kommt es zu dieser langen Entfremdung? Warum müssen Sie sie jetzt besuchen? Wer sind Sie? Wer sind Sie* wirklich?

»Wie lange bleiben Sie?«, fragt er stattdessen.

»Nur ein paar Tage.«

»Führen Sie irgendwelche Geschenke ein?«

Amanda hätte fast gelacht. Wann hatten sie und ihre Mutter sich zum letzten Mal etwas geschenkt? Hatten sie das überhaupt je getan? »Nein. Keine Geschenke.«

»Zigaretten oder Alkohol?«

Sie hat noch ein Kratzen im Hals von dem Wein am Abend zuvor. »Nein.«

»Dann genießen Sie Ihren Aufenthalt.« Der Beamte stempelt ihr Formular ab, gibt es ihr zusammen mit ihrem Pass zurück und winkt den nächsten Wartenden heran.

»Danke.« Zögerlich verlässt Amanda seinen Schalter und reiht sich in den Menschenstrom ein, der zu den Gepäckbändern strebt. Zum Glück hat sie kein Gepäck aufgegeben und kann direkt zum Ausgang weitergehen, wo ein weiterer Beamter wartet, der ihr Formular überprüft.

»In Ordnung«, sagt er, nimmt ihr das Formular ab und erspart ihr die Erniedrigung, wenn die eigene Tasche von einem Fremden durchwühlt wird, obwohl eine solche Suche nur ein Schminktäschchen, eine schwarze Hose, einen passenden schwarzen Rollkragenpullover und durchweg unspektakuläre Baumwollunterwäsche zum Wechseln zutage fördern würde. Amanda schleppt sich zum Ausgang, als ob sie durch dicke Brocken frisch geregneten Betons waten würde, während ihr Blick über die erwartungsvollen Gesichter der Leute huscht, die einen lieben Menschen abholen. Überall um sich herum

vernimmt sie fröhliche Worte des Wiedersehens – *Hallo, Schatz. Hattest du einen guten Flug? Lass dich angucken! Du bist so groß geworden, ich hätte dich fast nicht wieder erkannt! Willkommen zu Hause, Daddy!* Sie sieht, wie sich ihre junge Sitznachbarin in glücklicher Selbstvergessenheit in die ausgebreiteten Arme ihres wartenden Freundes wirft, und spürt einen leichten Stich in der Nähe ihres Herzens. Wann hat sie sich zum letzten Mal buchstäblich in irgendjemandes Arme geworfen? Wann hat es zum letzten Mal jemanden gegeben, der darauf wartete, sie aufzufangen?

»Wo haben die denn hier ihre verdammten Taxis«, murmelt sie, ohne die Lippen zu bewegen. Schon jetzt spürt sie, wie die bitterkalte Februarluft am Boden sich auf ihre Beine zubewegt wie eine giftige Schlange. Wahrscheinlich muss ich mir ein paar Stiefel kaufen, denkt sie und ist schon genervt, bevor sie auch nur den Flughafen verlassen hat. »Blödes Mistwetter«, schimpft sie laut.

»Führst du wieder Selbstgespräche?«, fragt eine Stimme, und Amanda bleibt wie angewurzelt stehen und weigert sich, sich umzudrehen. »Du hast schon immer gern mit dir selbst geredet.«

Amandas Herz schlägt pochend in ihren Ohren, bis sie nur noch den Pulsschlag ihrer eigenen Nervosität hört. »Du musstest doch nicht den weiten Weg herkommen«, antwortet eine alarmierend ruhige Stimme von irgendwoher. »Ich hab gesagt, ich ruf dich an, wenn ich mich einquartiert habe.«

»Ich dachte, du fändest es vielleicht schön, ein freundliches Gesicht zu sehen.«

»Ist es denn freundlich?«, hört sie sich fragen.

»Warum drehst du dich nicht um und siehst selbst?«

Langsam verlagert Amanda ihr Gewicht und dreht sich zu der Stimme um. Zögernd hebt sie den Blick und nimmt das Bild des Mannes, der vor ihr steht, in sich auf, lässt seine Gesichtszüge in ihr Bewusstsein sinken, wie ein Schwamm, der sich voll saugt.

Ben Myers sieht noch genauso aus wie der Mann, vor dem sie vor acht Jahren weggelaufen ist, und gleichzeitig völlig anders. Er ist immer noch groß, schlaksig und auf die lässig abgerissene Art attraktiv, die sie einst wild gemacht hat, aber seine braunen Augen blicken eher besorgt als verletzt, er steht entschlossen aufrecht, und seine Großspurigkeit ist einem stillen Selbstbewusstsein gewichen. Seine schwere schwarze Lederjacke wirkt eher praktisch als provokativ, und Amanda erkennt sofort, dass der böse Junge ein Mann geworden ist. Und ein guter noch dazu.

»Ben«, sagt sie, als das Rauschen in ihren Ohren nachlässt und ihr Herz wieder ungefähr im Normaltakt schlägt.

»Amanda«, begrüßt er sie, »du siehst wundervoll aus.«

»Danke, du auch.«

Er nimmt ihr die Reisetasche ab und wirft sie locker über die Schulter. »Ist das alles?«

»Ja.«

»Wie ich sehe, planst du, nicht lange zu bleiben.«

»Ich dachte, ein oder zwei Tagen würden …« Sie lässt Satz und Gedanken lieber unvollendet. Außerdem ist er bereits losmarschiert, und sie hält nur mühsam mit seinen langen Schritten mit.

»Zum Wagen geht’s hier entlang«, sagt er und bewegt sich auf den Fahrstuhl zu. »Knöpf die Jacke zu«, sagt er, als der Aufzug im fünften Stock hält. »Es ist kalt draußen.«

Sobald sie die Parkgarage betreten, schlägt ihr arktische Luft entgegen, als hätte man ihr ein Glas Eiswasser ins Gesicht gekippt. Nur dass das Wasser schon gefroren wäre, bevor es meine Haut erreicht, denkt sie, drückt den Mantelkragen enger an ihren Hals und verflucht sich, dass sie keinen Schal mitgebracht hat. Oder Handschuhe. Was zum Teufel mache ich hier, denkt sie. Was mache ich in diesem gefrorenen Ödland an

den Fersen eines Mannes, mit dem ich einmal verheiratet war, der mich in ein Hotel fährt, wo meine Mutter, mit der ich seit Jahren nicht gesprochen habe, einen Mann erschossen hat, von dem ich noch nie gehört habe?

»Hier entlang«, sagt Ben.

»Der Mercedes?«

»Knapp daneben.« Er weist auf eine alte weiße Corvette.

»Mein Gott. Du hast sie immer noch.«

»Du kennst mich doch. Ich tue mich schwer mit dem Loslassen.«

Amanda ignoriert die Andeutung und reibt sich in dem erfolglosen Bemühen, ein wenig Wärme zu erzeugen, die Hände, während er den Wagen aufschließt und ihre Tasche in die enge Nische wirft, die als Rückbank durchgeht. Sie streicht mit der Hand über das alte Auto, und warme Erinnerungen lassen die eiskalte Oberfläche ein bisschen auftauen.

Vor zehn Jahren hatte sie beobachtet, wie Ben, ein großspuriger Junge in knallengen schwarzen Jeans und einer kaputten Lederjacke, aus dem unberührten weißen Sportwagen gestiegen und die Stufen zu ihrer Haustür hinaufgesprungen war. Sie war hinausgerannt, um ihn zu empfangen, und hatte gehofft, den missbilligenden Blick ihrer Mutter am Schlafzimmerfenster zu sehen, als sie trotzig ihre Hand in seine legte. Doch als sie nach oben geblickt hatte, waren die Vorhänge im Zimmer ihrer Mutter zugezogen, und wie üblich sah niemand hin. Genauso wie niemand wach saß, um ihr eine Strafpredigt zu halten, als sie sich am nächsten Morgen um kurz vor vier zurück ins Haus schlich.

So viel zu den warmen Erinnerungen, denkt Amanda und steigt in den Wagen.

Das Auto hätte ihr sagen müssen, was für ein Mann Ben wirklich war. Er hatte das verdammte Teil selbst bezahlt; seit er

vierzehn war, hatte er jedes Wochenende und jeden Sommer gearbeitet und jeden verdienten Penny zur Seite gelegt, um sich den Gebrauchtwagen seiner Träume zu kaufen. Das hätte ihr etwas über seinen Antrieb, seine Entschlossenheit und seinen Willen verraten können. Aber sie hatte immer nur die schwarze Lederjacke und die weiße Corvette gesehen. Sie hatte vielleicht die mürrische Neigung seines Kopfes verstanden, aber sein stählernes Rückgrat komplett übersehen. Sie hatte den Trotz in seiner Stimme gehört, wenn er gegen die Autoritäten wetterte, ohne dabei die Autorität in seiner eigenen Stimme zu bemerken.

Sie wusste, sie war nicht die erste Frau, die von einem Bild verführt und von ihren Sehnsüchten betrogen worden war, die sie auf einen anderen Menschen mit eigenen Bedürfnissen projiziert hatte. Sie wollte Stil und hatte Substanz bekommen. Sie wollte den schlimmsten Albtraum ihrer Mutter und bekam einen Mann, der jede Mutter stolz machen würde. Und das war das Letzte, was sie wollte.

»Du musstest wirklich nicht den weiten Weg machen, um mich abzuholen«, erklärt sie ihm jetzt noch einmal, während er beim Parkplatzwächter bezahlt und die hingehaltene Quittung mit einer lässigen Handbewegung zurückweist.

»Vielleicht hatte ich Angst, dass du kalte Füße kriegst, wenn du hier bist, und in den nächsten Flieger zurück steigst.«

»Der Gedanke ist mir gekommen.«

»Dachte ich mir.« Er lächelt, als würde er sie nach all den Jahren immer noch kennen. Als hätte er sie je gekannt.

»Und wie geht es ihr?« Amanda sagt nicht, wen sie meint, und er fragt auch nicht, wofür sie ihm dankbar ist. Sie wissen beide, vom wem die Rede ist.

»Sie hält sich erstaunlich gut.«

»Sie hat ja auch nicht drei Kugeln aus nächster Nähe abgekriegt.«

»Wohl wahr.«

»Und willst du mir jetzt erzählen, was passiert ist?«

»Das habe ich dir schon erzählt.«

»Meine Mutter hat in der Lobby des Four Seasons Hotels einen wildfremden Mann erschossen«, rekapituliert Amanda. Egal wie oft sie es sagt, es ergibt keinen Sinn. Die Worte erscheinen vielmehr mit jeder Wiederholung sinnloser, verlieren wie Kleidung, die durch häufiges Waschen ausbleicht, ihren Glanz und verblassen. Sie könnte ebenso gut in einer fremden Sprache reden. »Und was noch?«

»Sonst nichts.«

»Ben, ich hab den weiten Weg nicht für sonst nichts gemacht.«

»Glaubst du, wenn ich noch etwas wüsste, würde ich es dir verschweigen?«

»Dann erzähl mir *noch einmal,* was du weißt.«

Er macht eine Pause, schnappt nach Luft, als würde er einen Schluck Wasser trinken, bevor er langsam ausatmet, sodass sich sein warmer Atem über die Windschutzscheibe breitet wie ein zähflüssiger Fleck. »Soweit ich weiß, hat deine Mutter in der Lobby des Hotels gesessen, als ein Gast des Hauses, ein Mann namens John Mallins, an die Rezeption kam. Laut zahlreicher Zeugen hat deine Mutter sich in aller Seelenruhe von ihrem Stuhl erhoben, ist durch die Lobby gegangen, hat eine Pistole aus ihrer Handtasche gezogen und dreimal auf John Mallins geschossen, woraufhin sie ihren Platz wieder eingenommen und still auf die Ankunft der Polizei gewartet hat.«

»Du meinst, sie ist in keiner Weise provoziert worden?«

»Offenbar nicht.«

»Und sie hat kein Wort zu ihm gesagt?«

»Jedenfalls hat niemand etwas gehört.«

»Hat er irgendwas zu ihr gesagt?«

»Dazu hatte er keine Gelegenheit.«

»Sie ist einfach auf ihn zu gegangen und hat ihn erschossen«, stellt Amanda fest.

»Offenbar«, sagt Ben noch einmal.

Warum sagt er das ständig, fragt sich Amanda. Nichts an all dem ist offenbar oder offensichtlich.

»Laut Angaben eines Hotelangestellten hat sie den ganzen Nachmittag in der Lobby gesessen«, fährt Ben unaufgefordert fort.

»Was willst du damit sagen? Dass sie ihm aufgelauert hat?«

»Allem Anschein nach.«

Amanda stellt sich vor, wie ihre Mutter in der Ecke einer Hotellobby sitzt und geduldig darauf wartet, einen ahnungslosen Fremden niederzuschießen. »Wie sah dieser Typ überhaupt aus?«

»Mittelgroß, leicht untersetzt, dunkle Haare, Schnurrbart.«

»Wie alt ist er? *War* er?«, verbessert sie sich sofort.

»Ende vierzig.«

»Ende vierzig«, wiederholt Amanda und versucht sich den Mann vorzustellen. »Das kapiere ich nicht. Wer ist dieser Typ?«

»Amanda …«, sagt Ben geduldig.

»Ben«, unterbricht sie ihn, »meine Mutter ist vielleicht ein Fall für die Klapse, aber sie ist nicht so verrückt, dass sie den ganzen Tag in einer Hotellobby sitzt und darauf wartet, einen wildfremden Menschen zu ermorden. Sie kannte den Mann offensichtlich. Sie wusste, dass er in der Stadt war, und sie wusste, wo er wohnte. Das bedeutet, es muss irgendeine Verbindung zwischen ihnen geben.«

»Wenn es die gibt, lässt deine Mutter uns jedenfalls nicht daran teilhaben.«

»Sie sagt, sie hätte wahllos …«

»Sie sagt gar nichts«, erwidert er.

Amanda starrt auf den Schnee, der die Landschaft entlang des Highway 401 dreißig Zentimeter hoch bedeckt, und schüttelt zunehmend frustriert den Kopf. »Kann es sein, dass es irgendeine Krise im Zusammenhang mit den Wechseljahren ist?«

»Dafür ist sie wohl schon ein bisschen zu alt, oder?«

Amanda sieht ihn fragend an. Sie hat ihre Mutter immer für eine relativ junge Frau gehalten, obwohl sie schon vierunddreißig war, als Amanda geboren wurde. Somit ist sie jetzt fast zweiundsechzig, rechnet Amanda, und damit definitiv zu alt für Krisensymptome im Zusammenhang mit den Wechseljahren. Aber wann hatte sich ihre Mutter je an einen anderen Zeitplan als ihren eigenen gehalten?

»Meinst du, es könnte Alzheimer sein?«

»Das ist vermutlich eine Möglichkeit.«

»Aber du glaubst es nicht?«

»Nein, das glaube ich nicht«, gibt er zu.

»Warum?«

»Sie wirkt sehr …«

»Sehr was?«

»Sehr gefasst und vernünftig.«

»Meine Mutter wirkt vernünftig«, wiederholt Amanda.

»Jetzt weiß ich, dass sie verrückt ist.«

Ben lacht, und Amanda stellt fest, wie angenehm sein Lachen klingt und wie selten sie es gehört hat.

»Ist sie von einem Psychologen untersucht worden?«

»Ich weiß nicht, ob es das trifft«, sagt Ben, »da sie sich geweigert hat, auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen. Sie macht es sich selbst nicht leichter.«

»Und das überrascht dich, weil …?«

Er lacht wieder, obwohl es diesmal irgendwie abgewürgt klingt, als würde sich eine Schlinge um seinen Hals langsam zuziehen. »Vielleicht redet sie ja mit dir.«

Amanda schließt die Augen und versucht, sich an das letzte Gespräch mit ihrer Mutter zu erinnern. Sie hört wütende laute Stimmen, achtlos hin und her geworfene Anschuldigungen. *Nun, kein Wunder, dass dein Vater einen Herzinfarkt hatte, bei einer Tochter wie dir!*

»Wann kann ich sie sehen?«

»Ich dachte, dass wir morgen um eins hinfahren.«

»Wo ist sie?«

»Metro West Detention Center.«

»Wie ist es da?«

»Es ist jedenfalls nicht das Four Seasons Hotel.«

»Na, dann bringt sie vielleicht wenigstens nicht noch jemanden um.« Amanda schüttelt den Kopf, als wollte sie fragen: Ist das alles wirklich wahr? Findet dieses Gespräch tatsächlich statt? »Wird es Probleme geben, mich mitzunehmen?«

Ben schüttelt den Kopf. »Ich erzähl ihnen, dass du meine Assistentin bist.«

Amanda ignoriert das verspielte Funkeln in seinen Augen. »Weiß sie, dass ich hier bin?«

»Nein.«

»Hältst du das für eine gute Idee? Sie steht nicht besonders auf Überraschungen.«

»Ich wollte nichts sagen für den Fall, dass …«

»Für den Fall, dass ich nicht aufkreuze?«

»So in etwa.«

Sie blickt wieder aus dem Fenster und liest an einem flachen Backsteingebäude die riesige Aufschrift *Zweite Haut.* Prima

Idee, denkt sie zitternd in ihrem schwarzen Mantel. Eine zweite Haut könnte ich gut gebrauchen.

»Immer noch kalt?«, fragt Ben und dreht an der Heizung. Ein frischer warmer Luftstrom pustet auf ihre Füße.

»Ich habe wohl einfach vergessen, wie kalt es hier um diese Jahreszeit wird.«

»Manche Jahre sind schlimmer als andere.«

Amanda nickt und betrachtet sein Profil. Seine Nase ist länger, als sie sie in Erinnerung hatte, und seine Wangenknochen sind ausgeprägter. In jeder Hinsicht ein attraktiver Mann, denkt sie, spürt ein altes Kribbeln und muss sich zwingen, den Blick abzuwenden. »Und wie ist es dir ergangen?«, fragt sie nach einer längeren Pause.

»Mir geht's gut.«

»Bist du gerne Anwalt?«

»Ja. Und du?«

»Ich auch.« Sie lacht. »Wir hören uns an, als wollten wir heiraten.«

Er lächelt matt. »Ich denke, einmal reicht, meinst du nicht?«

Sie nickt. »Hast du wieder geheiratet?« Seine Hände stecken in dicken schwarzen Lederhandschuhen, aber sie erinnert sich nicht, am Flughafen einen Ring bemerkt zu haben. Sie fragt sich, was er mit seinem alten Ehering gemacht hat, ob es ihm leichter gefallen war, den Ring abzulegen als irgendwann mal auf seine Corvette zu verzichten.

Er schüttelt den Kopf.

»Eine Freundin?«

»Ja, schon, eine Freundin«, gibt er nach kurzem Zögern zu, offensichtlich nur widerwillig bereit, Einzelheiten seines Privatlebens vor ihr auszubreiten.

»Eine Freundin, die deine Freundin ist«, neckt sie ihn, obwohl

die Vorstellung, dass er mit irgendwem zusammen sein könnte, sie auf eigenartige Weise stört. Warum, fragt sie sich, selbst überrascht von dieser fast instinktiven Reaktion. Seit sie ihn verlassen hat, gab es Dutzende von Männern, von einer weiteren Ehe mit anschließender Scheidung ganz zu schweigen. Hat sie ernsthaft geglaubt, dass er sich all die Jahre nach ihr verzehrt und nur darauf gewartet hat, dass sie zur Vernunft und nach Hause kommt? Hat sie auch nur das geringste Interesse daran, den winzigen Funken wieder zu schüren, der offensichtlich noch zwischen ihnen glimmt? Sie lacht laut und verdrängt den beunruhigenden Gedanken.

»Alles in Ordnung?«

»Was macht deine Freundin denn?«, fragt Amanda, ohne seine Frage zu beantworten, und beschließt, dass es vielleicht durchaus nett sein könnte, in Erinnerung an die alten Zeiten noch einmal mit Ben zu schlafen, sie für mehr aber bestimmt nicht zur Verfügung steht. Hatte ich, erinnert sie sich. War ich schon.

»Sie ist auch Anwältin.«

»Sag bloß.«

»Beim Büro des Crown Attorney.«

Das war das kanadische Äquivalent eines US-amerikanischen Distriktstaatsanwalts. »Das heißt, du schläfst mit dem Feind.«

Ben sagt gar nichts, aber Amanda bemerkt die tiefen Falten in den schwarzen Lederhandschuhen, als seine Finger das Steuer fester umklammern.

Wer hätte das gedacht, denkt sie und wiederholt dann laut: »Wer hätte das gedacht?«

»Was?«

»Alles.«

Er nickt. »Wer hätte das gedacht?«, stimmt er ihr zu.

8

Auf dem Highway herrscht zum Glück nicht viel Verkehr, aber als sie den Allen Expressway erreichen, geht es nur noch im Schritttempo vorwärts. Irgendwo zwischen der Lawrence und der Eglinton Avenue schließt sie die Augen und gibt vor zu dösen. Sie hat kein Interesse, die Veränderung zu betrachten, die die Zeit hinterlassen hat, und noch viel weniger Lust, das Gespräch fortzusetzen. Der Trick funktioniert überraschend gut, sodass Amanda tatsächlich einschläft und erst aufwacht, als Ben in die Einfahrt des gepflegten Hotels in Midtown Toronto einbiegt.

»Ich bin eingeschlafen?«

»Komplett mit Schnarchen und allem«, bestätigt Ben.

»Ich hab geschnarcht?«

»Manche Dinge ändern sich vermutlich nie.«

Obwohl ihr, als der Portier ihre Wagentür öffnet, kalte Luft entgegenströmt, spürt Amanda, wie ihre Wangen heiß werden. »Frauen schnarchen nicht«, erklärt sie Ben gereizt, fasst die dargebotene Hand des Portiers und hievt sich aus dem Wagen. »Ich schnarche nicht.« Sie weiß nicht, ob sie wegen seiner beiläufigen – und irgendwie Besitz ergreifenden – Erwähnung ihrer gemeinsamen Vergangenheit wütend auf ihn ist oder auf sich selbst, weil sie eingeschlafen ist und so ihre Verwundbarkeit gezeigt und ihm die Oberhand überlassen hat. Die Oberhand über was, fragt sie sich, greift auf den Rücksitz, um ihre Tasche zu nehmen, und spürt, wie die Lederfinger von Bens Handschuhen ihre nackten Fingerknöchel streifen. »Ich kann das nehmen«, erklärt sie ihm, nimmt die Tasche und schleppt sie in die Lobby. »Du musst nicht mit reinkommen.« Doch er ist schon in der Drehtür, und als sie sich

hindurchgezwängt hat, ist er nur noch wenige Schritte von der Rezeption entfernt.

Amanda bleibt abrupt stehen und spürt den Luftzug der sich hinter ihr weiterdrehenden Tür. Hier ist es also passiert, denkt sie und versucht einen Hauch von Blut in der parfümierten Luft zu erschnuppern. Hier hat meine Mutter einen Mann erschossen.

Sie starrt auf den großen rechteckigen Teppich mit Blumenmuster, der in der Mitte der großen, hell erleuchteten Lobby liegt, und sucht auf der dunklen Wolle vergeblich nach braunen Flecken, was nur bedeuten kann, dass der Teppich ausgetauscht wurde. Man sollte seine sorglosen Gäste schließlich nicht mit einer Blutlache begrüßen. Das macht gar keinen guten Eindruck.

Auf einem Mahagonitisch in der Mitte des Teppichs steht ein Strauß aus echten Blumen. Kupferbrauner Marmor bedeckt Böden und Wände. Säulen aus Spiegelglas strecken sich zu der hohen Decke. Am anderen Ende der Halle befindet sich eine Reihe verzierter Fahrstühle, die Rezeption liegt zu ihrer Rechten. Auf der linken Seite gibt es eine Bar und mehrere bequeme Sitzecken mit jeweils einem Sofa und zwei Stühlen in passenden Beigetönen. Dort hat meine Mutter den ganzen Tag gesessen und darauf gewartet, einen der Gäste zu ermorden, begreift Amanda und versucht zu erraten, welchen Platz ihre Mutter wohl gewählt hat.

»Amanda«, ruft Ben von der Rezeption. »Sie brauchen irgendeinen Ausweis.«

Amanda setzt sich in seine Richtung in Bewegung, obwohl es ihr vorkommt, als hätte sie jedes Gefühl in den Beinen verloren. Sie spürt, wie ihre Knie nachgeben und sie ins Stolpern gerät. Ben ist sofort an ihrer Seite, legt eine Hand auf ihren Ellenbogen und führt sie.

»Alles in Ordnung?«

»Die haben ja ziemlich fix sauber gemacht«, murmelt sie,

weist seine Fürsorge mit einem ungeduldigen Kopfschütteln ab und präsentiert dem Mann an der Rezeption ihren Pass.

»Guten Abend, Miss Travis.« Das Lächeln des jungen Mannes entblößt mindestens ein Dutzend mehr Zähne als notwendig. »Schön, Sie als unseren Gast begrüßen zu dürfen. Wie ich sehe, bleiben Sie eine Woche.«

»Nein«, verbessert ihn Amanda scharf.

Der Angestellte erbleicht sichtlich, und seine Zähne verschwinden hinter dünnen Lippen.

»Zwei Nächte sind mehr als ausreichend.« Amanda sieht ihren Ex-Mann wütend an, als wollte sie sagen: Wie um alles in der Welt kommst du darauf, dass ich in Erwägung ziehen könnte, eine ganze Woche zu bleiben?

Ben sagt nichts. Der Hotelangestellte schiebt ihr ein Formular über den Tresen und zeigt ihr, wo sie unterschreiben muss.

»Brauchen Sie keinen Abzug von meiner Kreditkarte?«, erkundigt sich Amanda, als der Angestellte nicht danach fragt.

»Das hat der Herr schon geregelt.«

Amanda lächelt mit zusammengepressten Lippen und gibt dem Angestellten ihre eigene Kreditkarte, während sie Ben flüsternd anzischt: »Was glaubst du, was du hier machst?«

»Ich versuche lediglich, die Dinge zu beschleunigen.«

»Ich kann mich um mich selber kümmern.«

»Das weiß ich.« Das unvermeidliche »Das hast du immer getan« verkneift er sich, aber sie hört es trotzdem.

Sie fragt sich, was John Mallins an der Rezeption erledigen wollte, als ihre Mutter ihn erschossen hat, und ob es derselbe Angestellte war, mit dem er gesprochen hat.

»Ihr Zimmer ist im 16. Stock«, erklärt ihr der junge Mann, der alles in allem zu vergnügt aussieht, um kürzlich Zeuge eines kaltblütigen Mordes geworden zu sein. Er überreicht ihr einen kleinen Umschlag mit dem Schlüssel und senkt die Stimme, als

wollte er ihr etwas von enormer Bedeutung offenbaren. »Zimmer 1612. Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, zögern Sie nicht, uns anzurufen. Brauchen Sie Hilfe mit Ihrem Gepäck?«

»Nein danke«, erklärt Ben ihm, hängt sich die Reisetasche über die Schulter und marschiert zu den Aufzügen.

Amanda will ihn aufhalten und ihm erklären, dass sie den Rest schon alleine bewältigt, er sie nicht auf ihr Zimmer begleiten muss, sie, bloß weil ihre Mutter in der Lobby just dieses Hotels einen Mann erschossen hat, niemanden braucht, der sie ins Bett bringt und auf sie aufpasst, sie nicht mehr das Fräulein in Nöten ist, das zu retten er bei ihrer Hochzeit geglaubt hat, und dass er es mittlerweile besser wissen müsste.

Es sei denn, er ist in der Stimmung für einen Versöhnungs-Quickie, denkt sie, eine kurze Erinnerung an ihre impulsive Jugend, ein Eingeständnis an die Chemie, die immer noch zwischen ihnen herrscht, um dieses Gefühl ein für alle Mal loszuwerden, eine »Lass uns unsere Neugier befriedigen, dann haben wir es hinter uns«-Nummer, die sie beide genießen könnten, bevor sie vergessen, dass es je passiert ist.

»Von hier aus findest du dich bestimmt allein zurecht«, erklärt er ihr.

Amanda versucht, weder überrascht noch enttäuscht auszusehen. Es ist besser so, entscheidet sie und fragt sich, ob er vorschlagen wird, dass sie sich zum Abendessen treffen, wenn sie sich eingerichtet hat. Sie hat Hunger. Sie hat den ganzen Tag nichts gegessen.

»Ich hol dich dann morgen gegen eins ab«, sagt er stattdessen.

»Gut.« Also Zimmerservice, denkt sie, hebt ihre Tasche vom Boden, als sich links von ihr ein Fahrstuhl öffnet. Sie betritt die Kabine und drückt auf den Knopf für den 16. Stock.

»Oh, das hätte ich fast vergessen.« Ben zieht den Reißverschluss seiner Jacke auf und zückt einen großen

Umschlag, den er ihr in die Hand drückt, als ein Ehepaar mittleren Alters den Fahrstuhl betritt. Auf dem schwarzen Nerzmantel der Frau glitzern Schneeflocken.

»Was ist das?«, fragt Amanda.

»Etwas, was du dir später vielleicht mal ansehen möchtest.«

Der Umschlag wiegt schwer in Amandas Hand, als die Frau in dem schwarzen Nerzmantel auf den Knopf für den 28. Stock drückt, worauf sich die Fahrstuhltür schließt.

Amanda wirft ihre Reisetasche auf das große Einzelbett, tritt ans Fenster und starrt auf die Straße. Es ist sehr dunkel, und nur sehr wenige Menschen sind unterwegs, die Gesichter halb in den hochgeschlagenen Krägen ihrer Wintermäntel vergraben, die Rücken gegen den Wind gebeugt, während Schnee auf ihre Köpfe rieselt wie Konfetti. »Was zum Teufel mache ich hier?«, fragt sie das stille Zimmer. Gestern Abend habe ich noch durch ein Fenster aufs Meer geblickt. »Gestern Abend hast du deinen Magen ausgekotzt«, verbessert sie sich, legt den Umschlag ab und nimmt die Karte des Zimmerservice vom Schreibtisch. Mit der anderen greift sie nach der auf einem Schrank liegenden Fernbedienung und schaltet den Fernseher ein. »Ein bisschen Lärm, bitte, gegen diese Totenstille«, sagt sie, wirft einen Blick zu dem Umschlag auf dem Schreibtisch und beschließt, ihn erst nach dem Essen zu öffnen, weil sie bereits ahnt, was er enthält. Dazu braucht sie eine gute Grundlage.

Es dauert keine Minute, bis sie ihre Sachen ausgepackt hat, weitere fünf, um zu entscheiden, was sie essen möchte. »Ich nehme die Möhrensuppe und das Hähnchen«, erklärt sie dem Zimmerservice, während ein Ansager im Fernsehen sie ermahnt, die anschließende Live-Übertragung der NHL-Playoffs im Eishockey nicht zu verpassen.

»Es wird ungefähr eine Stunde dauern«, informiert sie der Zimmerservice.

»Eine Stunde?«

»Wir haben sehr viel zu tun.«

Amanda legt auf und hockt sich auf die Bettkante, während ihr Blick rastlos zwischen den lachsfarbenen Wänden und dem beigen Teppich hin und her schweift. Sie lehnt sich zurück, streift ihre schwarzen, knöchelhohen Stiefeletten ab und lässt die nackten Füße in der Luft baumeln, als säße sie am Ende eines Stegs. »Was soll ich bloß eine Stunde lang machen?«, fragt sie den gerahmten Druck eines Blumenstilllebens an der Wand.

Sie könnte Fernsehen gucken. Nur hat sie von Eishockey leider nicht die geringste Ahnung, und nachdem sie sich zweimal durch alle Programme gezappt hat, muss sie feststellen, dass absolut nichts läuft, was sie sehen will. Selbst die angebotenen Pornofilme – darunter ein Werk namens *The Fuller Bush Girl* – schaffen es nicht, sie in Versuchung zu führen.

Sie könnte einen Spaziergang machen und die Gegend mit ihren modischen Boutiquen und angesagten Nachtclubs erkunden, aber draußen ist es kalt und nass, alle Geschäfte haben geschlossen, und allein bei dem Gedanken an Alkohol dreht sich ihr der Magen um.

Sie könnte ihren Ex-Mann verfluchen. Wohin musste er so eilig verschwinden? Ein heißes Date mit seiner niedlichen Staatsanwältin? »Na ja, schließlich ist heute Samstag«, erinnert sie sich laut, lässt sich in die Kissen zurücksinken und fragt sich, warum sie überhaupt an Ben denkt. Sie hat jahrelang kaum an ihn gedacht.

Obwohl das auch nicht ganz stimmt, wie sie sich stumm eingesteht, als sie den rechten Arm über ihre Augen legt, als könnte sie so das Bild von Ben am Flughafen aussperren: ihr erstes Wiedersehen seit acht Jahren. Und er sah so verdammt gut aus wie an dem Tag, an dem sie ihm erklärt hatte, dass sie ihn verlassen würde.

»Ich verstehe nicht, warum du das machst«, hatte er schlicht gesagt und noch schlichter hinzugefügt: »Verstehst du's?«

Amanda richtet sich abrupt im Bett auf. »Nein, kommt nicht in Frage. Auf gar keinen Fall mache ich das noch einmal durch.« Sie ruft die Vermittlung an. »Können Sie mich mit dem Hotel des Metro Convention Center verbinden, bitte?« Eine Minute später hat sie eine Frau in der Leitung, die sie auf Englisch und Französisch begrüßt. »Das Zimmer von Jerrod Sugar, bitte. Danke.«

»Mr. Sugar antwortet nicht«, informiert sie die Frau, nachdem es ein halbes Dutzend Mal geklingelt hat. »Möchten Sie eine Nachricht auf seiner Mailbox hinterlassen?«

»Nein, vielen Dank. Ich versuche es später noch mal.«

Chance verpasst, großer Junge, denkt Amanda, als sie auflegt. »Okay, ich gebe auf. Also die NHL-Playoffs im Eishockey!« Sie schaltet das entsprechende Programm ein und versucht zehn Minuten lang, dem Spielverlauf zu folgen.

»Was zum Teufel ist ›Abseits‹?«, will sie von dem Kommentator wissen, bevor sie sich, als ihre Frage unbeantwortet bleibt, aufrichtet und beschließt, ein Bad zu nehmen. Sie dreht den Hahn auf, zieht sich aus und wartet nackt, dass die Wanne voll läuft.

Das Telefon klingelt.

»Ben«, sagt sie, dreht den Wasserhahn zu und greift nach dem Telefon neben der Toilette. Sie lässt es ein zweites Mal klingeln, bevor sie abnimmt. Man will schließlich nicht übereifrig erscheinen. »Hallo?« *Nein, zum Essen bin ich zu müde. Trotzdem vielen Dank. Ich steige einfach in die heiße Wanne und gehe dann früh schlafen. Wir sehen uns morgen.*

»Miss Travis«, meldet sich eine unbekannte Stimme, »hier ist der Zimmerservice. Wir haben vergessen zu fragen, was für Kartoffeln Sie zu Ihrem Hühnchen bevorzugen.«

Sie spürt ein Stechen der Enttäuschung zwischen ihren Brüsten. »Was steht denn zur Auswahl?«

»Pommes Frites, Püree, Baked Potatoes oder Gratin.«

Sie zuckt die Achseln. »Baked.«

»Butter, Crème fraîche, Schnittlauch, Bacon?«

Egal. »Ich nehme alles.«

»Vielen Dank. Wir werden es so bald wie möglich auf Ihr Zimmer bringen.«

Amanda legt den Hörer auf die Gabel, dreht das heiße Wasser wieder an und sieht zu, wie sich die Wanne fast bis zum Rand füllt. Das Wasser dampft, als sie behutsam hineinsteigt, wobei ihre Haut rasch beunruhigend rosa anläuft, als sie sich niederlässt und die Augen schließt. »Was ist los mit dir?«, fragt sie sich laut, als das Wasser bis zu ihren leicht geöffneten Lippen steigt. Bist du durcheinander, weil deine Mutter kaltblütig einen Fremden ermordet hat oder weil dein Ex-Mann dich nicht zum Essen eingeladen hat?

Sie dreht sich auf die Seite, sodass das Wasser über den Wannenrand schwappt. Sei nicht albern, schimpft sie mit sich. Ich habe kein Interesse an Ben Myers. Er gehört zu einer Vergangenheit, der ich nicht schnell genug entkommen konnte und entkommen *bin*, auch wenn er es jetzt irgendwie geschafft hat, mich wieder darin zu verwickeln. Und *deswegen* bin ich auch so durcheinander und fühle mich verloren. Es hat nichts mit ihm zu tun. Rein gar nichts.

Aber musste er am Flughafen auftauchen und so verdammt Ritter-in-schimmernder-Rüstung-mäßig aussehen? Musste er so verdammt gut aussehen?

Amanda spürt, wie ihr Tränen in die Augen steigen, und richtet sich abrupt auf, wieder schwappt eine Welle über den Wannenrand. Sie reißt die Papierverpackung der kleinen Seife auf und beginnt grimmig, Arme und Beine abzurubbeln. Sie

streicht mit der süß duftenden Seife sanft über ihre Brüste und ihren Bauch und versucht die Tränen zu ignorieren, die über ihre Wangen rollen, indem sie so tut, als wären es bloß verspritzte Wassertropfen. Sie wischt sie ab, und die Seife brennt in ihren Augen. Gut, denkt sie, ein echter Grund zum Heulen.

Sie drückt sich einen Waschlappen auf ihre geschlossenen Lider, bis sie kleine graue Kästchen wie in einem Kreuzworträtsel vor sich sieht. Und dann explodiert das Kreuzworträtsel in einer Reihe von Bildern: Ben, der ihr aus dem Club folgt, aus dem man sie hinausgeworfen hatte, weil der Barkeeper ihr ihren gefälschten Schülerausweis nicht abkaufte, und wie er sie, bevor er ihr auch nur seinen Namen genannt hatte, auf den Mund geküsst hatte; sein Haar, das ihm in die Augen fiel, als er mit heftigen Stößen in sie eindrang, während sein ganzer Körper vor Schweiß glänzte; Ben, der nackt neben ihr lag und schlief, und sein durchtriebenes Lächeln, als er aufwachte und wieder die Hand nach ihr ausstreckte.

Sie passten so gut zusammen.

Bevor er anfing, Sex mit Liebe zu verwechseln.

»Nein!«, ruft Amanda laut und schüttelt den Kopf, sodass Tropfen aus ihren Haaren spritzen wie vom Fell eines nassen Hundes. »Ich will das nicht.«

Nur dass ich genau das Gleiche getan habe, denkt sie, als sie sich in ein dickes weißes Handtuch wickelt und aus der Wanne steigt. Sie hat Sex statt Liebe benutzt – als Waffe, als Allheilmittel oder um Distanz zu wahren und Kontrolle zu behalten. Sie lacht. Intimität als Ersatz für Intimität. Hatte Sean ihr nicht genau das vorgeworfen?

Amanda zieht den dicken Frotteebademantel über, den das Hotel bereitgelegt hat, und rubbelt sich auf dem Weg zurück ins Schlafzimmer mit dem Handtuch die Haare ab. Draußen schneit es weiter, drinnen flitzen stämmige junge Männer über den Bildschirm. Ein Ansager ruft »Unerlaubter Weitschuss!« – was

immer das bedeutet. Obwohl sie erst vor einer Minute aus dem noch dampfenden Wasser gestiegen ist, fröstelt Amanda schon wieder. Sie blickt auf die Uhr neben dem Bett. Noch fast eine halbe Stunde, bis das Essen gebracht wird. Zögernd nimmt sie den Umschlag vom Schreibtisch mit ans Bett, wo sie den geblümten Überwurf zurückschlägt und die Füße unter die frische weiße Decke schiebt. »Ich kann es genauso gut hinter mich bringen.«

Sie reißt den Umschlag auf, bevor sie merkt, dass er gar nicht zugeklebt ist, und zieht eine Reihe von Zeitungsartikeln heraus. FRAU ERSCHIESST MANN IN VOLLER HOTELHALLE, schreit eine Schlagzeile heraus. MORD IM FOUR SEASONS HOTEL, verkündet eine andere, während eine dritte berichtet: FRAU TÖTET TOURISTEN.

»Na super.« Amanda starrt intensiv auf das körnige Schwarzweißfoto des Mannes, den man als John Mallins identifiziert hat, und findet Bens Beschreibung bestätigt: ein Mann mittleren Alters mit einem Schnurrbart. In jeder Beziehung unauffällig bis auf eine – er ist von der Frau auf dem Foto neben seinem erschossen worden.

Amanda schiebt es so lange wie möglich hinaus, das Foto ihrer Mutter zu betrachten, und konzentriert sich stattdessen zunächst auf den Text darunter. *Gwen Price (61),* steht dort, *wird von zwei Polizisten aus der Lobby des Four Seasons Hotels abgeführt, nachdem sie aus nächster Nähe einen Gast erschossen hat, der in Toronto Urlaub machte.*

Amanda hält die Luft an, als sie den Blick zu dem Foto wandern lässt, auf dem ihre Mutter in Handschellen abgeführt wird. Wer ist diese Person, fragt sie sich und versucht das Bild der zarten, blonden Frau mit der wütenden Furie oder dem Roboter mit dem glasigen Blick in Einklang zu bringen, an den sie sich aus ihrer Kindheit erinnert. Ein anderes Foto wirkt vertrauter. Es ist eine Nahaufnahme ihrer Mutter auf der Rückbank des Polizeiwagens. Sie starrt leeren Blickes beinahe

gleichgültig aus dem Fenster, den Kiefer entspannt und auf den Lippen tatsächlich die Andeutung eines Lächelns. »Was zum Teufel gibt es da zu grinsen?«

Was den eigentlichen Angriff betrifft, bleiben die Zeitungen ärgerlich vage, und die Polizei will sich auf keinerlei Spekulation über das Tatmotiv einlassen. »*Zu diesem Zeitpunkt weiß ich nicht mehr als Sie*«, wird ein gewisser Detective Billingsly zitiert.

»Wer sind Sie, John Mallins?« Amanda überfliegt die Artikel auf der Suche nach relevanten Informationen, findet jedoch nur Details, die sie bereits kennt. *John Mallins … 47 Jahre alt … ein Geschäftsmann aus England … auf Urlaub mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Toronto* … Sie hält inne und betrachtet wieder das Foto des Mannes. »Wer macht denn im Februar Urlaub in Toronto?«, sagt sie laut, ein Echo von Jerrod Sugars Frage im Flugzeug. »Sie sind hergekommen, um irgendjemanden zu treffen, oder etwa nicht?« Meine Mutter?

Es klopft. »Zimmerservice«, verkündet eine Stimme, bevor Amanda fragen kann, wer dort ist.

»Das ging aber schnell«, erklärt Amanda dem jungen Mann dankbar und führt ihn in die Mitte des Zimmers. In seiner braunen Uniform wirkt er klein und schmächtig, seine blasse Haut ist von Akne vernarbt. Er sieht aus, als wäre er noch keine zwanzig. »Sie können es dorthin stellen«, sagt Amanda und weist auf das Fußende des Bettes.

Der Kellner baut unbeholfen das Tablett auf, streicht das weiße Tischtuch glatt, hebt zu ihrer Begutachtung nacheinander die Deckel von der Möhrensuppe und dem Hühnchen. »Geröstetes Hühnchen mit Spargel und einer Ofenkartoffel mit Butter, Crème fraîche, Bacon und Schnittlauch.«

»Riecht wunderbar.« Sie unterschreibt die Rechnung und setzt ein großzügiges Trinkgeld hinzu. »Vielen Dank.«

Er rührt sich nicht vom Fleck, sodass Amanda sich fragt, ob es vielleicht doch zu wenig war. Dann folgt sie seinem Blick zu dem Bett, wo die ausgeschnittenen Artikel wie Quadrate einer Flickendecke über den Überwurf verteilt sind. »Schreckliche Geschichte«, bemerkt sie. »Hatten Sie damals Dienst?«

»Ich war im Hotel, ja. Aber nicht in der Halle. Ich habe nichts gesehen.«

»Aber Sie haben bestimmt eine Menge gehört.«

Er zuckt mit den Schultern. »Ein bisschen was.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Wir sollen nicht darüber sprechen.« Der junge Mann tritt verlegen von einem Bein auf das andere und mustert die Ausschnitte argwöhnisch. »Sind Sie eine Reporterin?«

»Eine Reporterin? Gott, nein. Ich war bloß neugierig.«

Amanda beugt sich vor, um an ihrer Möhrensuppe zu schnuppern, wobei sie es zulässt, dass sich die Vorderseite des Bademantels ein wenig öffnet. »Ist seine Familie noch hier?«

Die Augen des Jungen kleben an ihren halb entblößten Brüsten. »Ja«, murmelt er abgelenkt. »Ich habe den Kindern sogar gerade ein paar Hamburger gebracht.«

»Sie wohnen doch nicht auf dieser Etage, oder?« Sie versucht die Frage so beiläufig wie möglich klingen zu lassen, aber ein leichtes Stocken droht sie zu verraten. »Ich meine, der Gedanke, auf derselben Etage zu wohnen wie irgendein armer Typ, der erschossen wurde, wäre mir unheimlich.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind im 24. Stock auf der anderen Seite des Hotels.«

Amanda rafft lächelnd ihren Bademantel.

»Das hätte ich Ihnen wahrscheinlich nicht erzählen dürfen.«

»Was hätten Sie mir nicht erzählen dürfen?« Amanda lächelt, und der Kellner nickt dankbar, bevor er sich rückwärts aus dem Zimmer zurückzieht. »Auf der anderen Seite des Hotels«,

wiederholt Amanda, als sie sich aufs Bett sinken lässt und die Haube von ihrer Möhrensuppe nimmt, während sie sich fragt, was sie mit dieser Information anzufangen gedenkt. Wenn überhaupt etwas. »24. Stock.«

9

Sie hat überraschend gut geschlafen, nachdem sie bereits während des letzten Drittels des Eishockeyspiels eingedöst und erst durch ein Klopfen an der Tür wieder wach geworden ist, als der Zimmerservice ihr Frühstück bringt. Sie wirft sich ihren Bademantel über und stolpert benommen zur Tür, während der Schlaf sich an ihren Hals und ihre Schultern klammert wie ein übermäßig bedürftiger Liebhaber. Sie erinnert sich vage daran, am Abend zuvor die Frühstückskarte ausgefüllt und von außen an ihre Tür gehängt zu haben, als sie den kleinen Servierwagen in den Flur geschoben hat, aber sie weiß nicht mehr, was sie angekreuzt hat. »Riecht gut«, stellt sie fest, als der Duft von wunderbarem kanadischen Bacon sie endgültig wach macht und sie die hübsche philippinische Kellnerin hereinbittet. Die junge Frau stellt das Tablett am Fußende des Bettes auf. »Waren Sie hier, als dieser Mann erschossen wurde?«, fragt Amanda beiläufig, als ihr die Frau die Rechnung zum Unterschreiben gibt. Ein Versuch konnte schließlich nicht schaden.

Die Kellnerin schüttelt den Kopf, und ihr dunkler Pferdeschwanz wippt entschlossen hin und her. »Es war mein freier Tag.«

»Schreckliche Geschichte.«

»Ja, Miss. Sehr schrecklich.«

»Haben Sie Mr. Mallins je getroffen?«

Erneut ein energisches Kopfschütteln.

»Soweit ich weiß, wohnt seine Familie im 24. Stock.«

»Ich weiß nicht, Miss«, unterbricht die Kellnerin Amanda, bevor sie noch etwas sagen kann. Sie zeigt auf den Tabletttisch. »Hier ist Orangensaft, Kaffee, Eier mit Bacon, Vollkorntoast und Morgenzeitung. Kann ich Ihnen sonst noch etwas bringen?«

»Nein, nichts. Vielen Dank.«

»Einen schönen Tag noch.«

»Ihnen auch.« Amanda gießt sich eine Tasse Kaffee ein, nimmt sie mit ans Fenster und starrt auf die Straße. Es herrscht kaum Verkehr, was nicht weiter überraschend ist, weil noch früher Sonntagmorgen ist und es die ganze Nacht geschneit hat. Warum hat sie die arme Kellnerin so bedrängt? Glaubte sie wirklich, dass das Servicepersonal irgendetwas Wichtiges wusste? Selbst wenn sie jemanden überreden könnte, ihr die Nummer des Zimmers zu verraten, in der die Familie des toten Mannes wohnt, und sie auch noch tollkühn genug wäre, sich dorthin zu begeben, bedeutet das nicht notwendigerweise, dass Mrs. Mallins etwas darüber weiß, warum ihr Mann erschossen wurde. Und selbst wenn, glaubt Amanda ernsthaft, dass die Frau diese Informationen mit der Tochter der Mörderin ihres Mannes teilen möchte?

Aber sie zu treffen und mit ihr zu reden könnte zumindest einen Hinweis liefern.

Oder vielleicht auch nicht.

Wann hat sie je eine Ahnung von irgendetwas gehabt, was ihre Mutter betraf?

Amanda kehrt zu dem Tisch mit dem Frühstückstablett zurück und wirft einen Blick auf die Zeitung. Die Titelseite wird von einem möglichen Krieg der Amerikaner gegen den Irak beherrscht, der immer wahrscheinlicher wird. Hier findet sich genauso wenig ein Hinweis auf den Mord wie im gesamten ersten Teil. Erst in dem mit GTA überschriebenen Teil der Zeitung, was ihrer Vermutung nach für Greater Toronto Area steht, wird das Verbrechen erwähnt, wobei der Artikel im Grunde eine Zusammenfassung all dessen ist, was sie bereits gelesen hat. **Weiter Rätsel um Mord an Touristen** stellt die kleine Überschrift fest, wobei Mrs. Mallins in dem folgenden Artikel praktisch unerwähnt bleibt.

»Irgendwer muss doch was wissen«, murmelt Amanda und zieht die Zellophanfolie von dem Glas mit frisch gepresstem Orangensaft, das sie in einem langen Schluck austrinkt. Sie sieht auf die Uhr. Halb neun. Noch viereinhalb Stunden, bis sie Ben in der Lobby trifft. Was soll sie bis dahin machen?

»Ich kann nicht mal einkaufen gehen«, jammert sie, weil sie weiß, dass die Läden erst mittags aufmachen. Sie schaltet den Fernseher ein und zappt sich so rasant durch die Programme, dass die Fernbedienung hängen bleibt, weil deren schwache Batterien nicht mit dem Tempo ihres Daumens mithalten. Irgendwann gelingt es ihr, das verdammte Ding auszuschalten, und sie wirft die nunmehr nutzlose Fernbedienung auf den Boden und beendet ihr Frühstück in Stille. Anschließend putzt sie sich die Zähne mit Bürste und Zahnseide, bis ihr Zahnfleisch schmerzt, bevor sie sich lange unter die Dusche stellt und gnadenlos alle Haut abkratzt, die das Bad am Abend zuvor überlebt hat. Sie braucht fast vierzig Minuten, um sich die Haare so zu stylen, dass sie aussehen, als wären sie überhaupt nicht gestylt, und beinahe genau so lange, um sich so zu schminken, als wäre sie ungeschminkt. Danach zieht sie sich ihren schwarzen Rollkragenpullover so ungestüm über den Kopf, dass sie praktisch noch mal von vorne anfangen muss. »Was zum Teufel mache ich hier?«, fragt sie ihr Spiegelbild und überlegt ernsthaft, ihre Tasche zu packen und das nächste Flugzeug zu nehmen.

Es klopft. Ben, fragt sich Amanda, als sie ein Geräusch auf dem Flur hört. Ist es möglich, dass der Mann an der Rezeption Ben eine Schlüsselkarte zugesteckt hat, die er auch tatsächlich benutzt? »Ben?«, fragt Amanda laut und kommt aus dem Bad, als sich ihre Zimmertür öffnet.

»Oh, tut mir sehr Leid«, ruft eine Frau in einer ordentlichen blauen Uniform. »Ich dachte, es wäre niemand da. Ich komme später zurück, um Ihr Bett zu machen.«

»Nein, kein Problem. Sie können es jetzt machen.«

Amanda tritt zur Seite und lässt die Frau herein. »Ich gehe sowieso gleich.« Ach ja? Wohin geht sie denn?

Die Frau schiebt ihren Wagen in die offene Tür. Sie ist Mitte bis Ende dreißig, klein und rund, und ihre Haut schimmert unter ihrer hellblauen Baumwolluniform wie glänzende schwarze Seide. »Haben Sie gut geschlafen?«, fragt sie und hebt die Fernbedienung vom Fußboden auf.

»Sehr gut, danke. Keine Träume.« Keine Ex-Ehemänner, die sie durch schneebedeckte Straßen verfolgten, keine Mütter, die ihr in pompösen Hotelhallen mit einer Waffe auflauerten.

»Sammeln Sie die?« Das Zimmermädchen hält die zwischen den Laken zerknüllten Zeitungsausschnitte hoch.

»Nein, die können Sie wegschmeißen.« Wozu sollte sie sie aufbewahren? Sie hat sie so oft gelesen, dass sie sie praktisch auswendig kann.

»Üble Geschichte.« Das Zimmermädchen wirft die Zeitungsausschnitte kopfschüttelnd in einen Plastikmüllsack.

»Waren Sie hier, als es passiert ist?« Wieder versucht Amanda, beiläufig zu klingen, so als wollte sie sich bloß höflich unterhalten.

»Nein. Ich war an dem Tag schon fertig. Aber eine meiner Freundinnen kam gerade zur Arbeit und hat alles mitgekriegt.«

»Wirklich? Was hat sie denn gesehen?«

Das Zimmermädchen beugt sich vor und flüstert verschwörerisch: »Sie hat gesehen, wie diese ältere, gut gekleidete Frau durch die Lobby gegangen ist und den armen Mr. Mallins erschossen hat.«

»Der arme Mr. Mallins«, wiederholt Amanda. »Sie klingen, als hätten Sie ihn gekannt.«

»Ich habe ein paar Mal seine Suite sauber gemacht.«

»Er hat in einer Suite gewohnt?«

»Ich glaube, er war ziemlich reich. Immer echt schick

angezogen. Ich hab gehört, dass er einen Zweitausend-Dollar-Anzug getragen hat, als er erschossen wurde.«

Amanda verarbeitet diese neuesten Informationen. Soweit sie weiß, sind die einzigen Männer, die Zweitausend-Dollar-Anzüge tragen, Gangster. Ist es denkbar, dass ihre Mutter irgendeine Beziehung zum organisierten Verbrechen hat?

»Außerdem war er mit seiner Frau und seinen Kindern hier«, plappert das Zimmermädchen weiter, ohne Amandas Gedankenversunkenheit zu bemerken. »Sie brauchten zwei Zimmer.«

»Ja, ich habe gehört, dass sie immer noch hier im Hotel wohnen.«

»Wahrscheinlich müssen sie die Obduktion abwarten, um die Leiche mit zurück nach England zu nehmen. So nette Leute. Und die Kinder sind so wohl erzogen.«

»Wie ist Mrs. Mallins?«

»Still. Sie sagt nicht viel. Nur wirklich höflich.« Das Zimmermädchen rollt die Laken zu einem großen Bündel zusammen und sieht Amanda zerknirscht an. »Das Management sagt, wir sollten nicht darüber sprechen, was geschehen ist, aber das ist echt schwer. Jeder will darüber reden.«

»Natürlich.«

»Schon komisch. Die Leute haben immer Angst vor jungen schwarzen Männern, dabei sind es in Wahrheit alte weiße Frauen, vor denen sie sich in Acht nehmen müssen.«

Sie lacht.

Amanda versucht in ihr Lachen einzustimmen, doch es bleibt ihr im Hals stecken. »Ich sollte jetzt besser los und Sie Ihre Arbeit machen lassen.« Sie holt ihre Handtasche und ihren Mantel aus dem Kleiderschrank und hängt sich beides über den Arm.

»Einen schönen Tag noch«, ruft das Zimmermädchen ihr nach.

Der Fahrstuhl ist leer, als Amanda ihn betritt, hält jedoch im 14. Stock erneut, wo ein Mann mittleren Alters mit einem schweren Koffer zusteigt. Im 10. Stock steigen noch eine Frau und zwei kleine Kinder ein.

»Mommy«, jammert das kleine Mädchen, als die Fahrstuhltür zugeht. »Tyler tritt mir auf die Füße.«

»Mach ich nicht«, erwidert ihr Bruder mit dem flachsfarbenen Haar und drängelt sich absichtlich gegen seine Schwester.

»Er schubst mich.«

»Gar nicht.«

»Tyler, das reicht.«

»Ich mach doch gar nichts.«

»Na, hör trotzdem damit auf.« Seine verzweifelte Mutter wirft Amanda ein mattes Lächeln zu.

Attraktive Frau, denkt die, obwohl sie schon jetzt erschöpft aussieht, dabei hat der Tag kaum begonnen. Amanda erwidert das Lächeln und gratuliert sich still zu der Entscheidung, sich nicht fortzupflanzen.

»Wo ist Daddy?«, will das kleine Mädchen wissen und zupft am Rock ihrer Mutter. »Ich will Daddy.«

Mit einem Schlag wird Amanda bewusst, dass sie mit Mrs. Mallins und ihren beiden Kindern im Fahrstuhl steht. Eine Million Fragen schießen ihr durch den Kopf: Was hat ihr Mann in Toronto gemacht? Ist er nur gekommen, um meine Mutter zu treffen? Welche Verbindung besteht zwischen den beiden? Können Sie mir irgendetwas sagen, mir irgendeine vernünftige Erklärung für diesen Wahnsinn geben? »Mrs. Mallins«, sagt sie leise, der Name kaum mehr als ein Flüstern.

Die Frau wendet sich ihr zu. »Verzeihung. Haben Sie etwas gesagt?«

Der Fahrstuhl hält im Erdgeschoss, die Tür geht auf, und der Mann mit dem Koffer drängt als Erster hinaus. »Tut mir Leid, wenn ich Sie behellige«, setzt Amanda an, die mit der Frau zurückbleibt.

»Daddy!«, ruft das kleine Mädchen und stürzt sich in die Arme ihres in der Lobby wartenden Vaters.

»Daddy!«, ruft Tyler noch lauter und drängt gegen die Beine des Mannes.

»Ja?« Die Frau in dem Fahrstuhl sieht Amanda erwartungsvoll an, die sich mittlerweile ziemlich albern vorkommt.

»Tut mir Leid. Ich habe mich geirrt. Ich habe Sie mit jemandem verwechselt.«

»Was hast du denn noch so lange gemacht?«, fragt der Mann und führt seine Familie zum Ausgang.

»Tyler musste noch mal, und dann meinte Candace, sie hätte Bauchschmerzen.«

»Jetzt ist es wieder gut«, versichert Candace ihrem Vater und stemmt sich gegen die Drehtür. »Mommy, Tyler schubst mich.«

Amanda sieht ihnen nach und beobachtet, wie sie in ein wartendes Taxi steigen. Was ist bloß los mit dir, fragt sie sich ungeduldig. Will sie in den nächsten zwei Tagen jede Frau mit zwei Kindern für Mrs. Mallins halten? Es ist ganz und gar untypisch für sie, solche absurden voreiligen Schlüsse zu ziehen. Sie muss sich zusammenreißen.

Am Sitzbereich links neben dem Eingang bleibt sie stehen und starrt mehrere Minuten lang auf die leeren Sessel. Hier hat ihre Mutter mit einer Pistole in der Handtasche gesessen und darauf gewartet, einen Mann zu töten. Amanda lässt sich auf einen der Sessel sinken, lehnt sich zurück und versucht, sich vorzustellen, wie ihre Mutter genau wie sie die Arme auf die Lehnen gestützt und die Beine genauso nachlässig übereinander geschlagen hat. Was hat sie gedacht, als sie wartend hier gesessen hat? Hat sie

die Fahrstühle oder den Eingang im Blick behalten? Kehrte John Mallins von einer Sightseeing-Tour ins Hotel zurück, oder war er auf dem Weg hinaus? War seine Familie bei ihm? Ist ihre Mutter so herzlos gewesen, ihn vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder zu erschießen?

Amanda springt auf und erschreckt damit eine Frau, die sich auf einem Sofa in der Nähe niedergelassen hat. Das ist doch albern. Du machst dich selbst verrückt. Die Zeitungen haben kein Wort davon geschrieben, dass Mallins vor den Augen seiner Familie ermordet worden ist. Obwohl, ja, ihre Mutter ist in der Tat so herzlos. Amanda lacht laut. Die Frau auf dem Sofa steht auf und flüchtet an die Bar.

Amanda atmet tief durch, um sich zu beruhigen, bevor sie zur Rezeption geht. Eine attraktive junge Frau mit dunkler olivfarbener Haut und einem leichten indischen Akzent begrüßt sie lächelnd. »Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragt sie und streicht unbewusst ihr kinnlanges Haar hinter ihr linkes Ohr.

»Ich habe eine Frage zu Ihren Suiten«, hört Amanda sich sagen und fragt sich, was sie jetzt wieder tut. »Können Sie mir einige Informationen geben?«

»Selbstverständlich. Wir haben dreihundertachtzig Gästezimmer in diesem Hotel, und fast die Hälfte sind Suiten.«

Die Hotelangestellte schiebt einen weißen Zettel über den Tresen. »Das ist unsere Preisliste.«

Amanda überfliegt die Preise pro Nacht und stellt fest, dass man die Wahl hat zwischen Moderate Queen, Superior, Deluxe, Premium King, Four Seasons Executive und einer Suite mit zwei Schlafzimmern. »Die Suite mit den zwei Schlafzimmern«, sagt sie und registriert, dass sie siebenhundertneunundfünfzig Dollar pro Nacht kostet.

»Wir haben zwei verschiedene Typen«, erklärt die Angestellte ihr. »Eine mit einem Doppelbett in jedem Zimmer, und eine mit

einem Doppelbett in einem, und einem Doppelstockbett in dem anderen Zimmer.«

Amandas Puls schlägt schneller. »An der bin ich interessiert.« So viele Suiten dieser Art kann es gewiss nicht geben.

»Im nächsten Monat kommen Freunde nach Toronto. Ich habe Ihnen versprochen, einige Informationen zu sammeln.«

»Vielleicht hilft Ihnen das weiter.« Die junge Frau präsentiert eine kleine Broschüre. »Darin steht ein wenig über das Hotel und …«

»Hat man aus der Suite mit den zwei Schlafzimmern eine schöne Aussicht?«

»Oh ja. Unsere Suiten beginnen im 23. Stockwerk und blicken nach Süden, sodass man eine wunderbare Aussicht auf die Stadt bis zum See hinunter hat.«

»Und wie viele Suiten mit zwei Schlafzimmern gibt es auf jeder Etage?«

»Nur eine.«

Amanda lächelt und lässt die Broschüre in ihre Handtasche gleiten, bevor sie sich mit einem »Vielen Dank« von der Rezeption abwendet.

»Gern geschehen. Schönen Tag noch.«

Als Amanda zum Ausgang geht, ist sie ungeheuer zufrieden mit sich. Der bitterkalte Wind, der ihr draußen direkt ins Gesicht peitscht, holt sie rasch wieder auf den Teppich. Na, tolle Leistung, höhnen die Böen, du hast einer übereifrigen Rezeptionistin also ein paar Informationen entlockt. Du hast herausgefunden, wie man Mrs. Mallins findet. Du bist schließlich Anwältin, oder nicht? Du hast es studiert, die richtigen Fragen zu stellen. Die wichtigere Frage ist: Was machst du jetzt?

Der Portier winkt ein Taxi heran, und Amanda steigt ein.

»Wohin, Miss?«

Amanda lehnt sich in das rissige braune Plastikpolster ihres Sitzes zurück und riecht den Hauch von abgestandenen Körpergerüchen, der daraus aufsteigt. Sie zögert und entscheidet sich mehrmals um, bevor sie schließlich sagt:

»Zum Mount-Pleasant-Friedhof, bitte.«

»Können Sie ein paar Minuten warten?«, fragt sie den Fahrer, der laut einem Ausweis, der auf der Rückseite des Vordersitzes klebt, auf den Namen Abdul Jahib hört.

»Uhr läuft«, erklärt er ihr mit einem Achselzucken.

»Es dauert nicht lange.« Sie dirigiert ihn über eine gewundene Straße, die quer durch den Friedhof führt, ein riesiges Grundstück mitten in der Stadt, im Norden und Süden begrenzt von Davisville Avenue und St. Clair Avenue, im Osten und Westen von Mount Pleasant Road und Yonge Street. Es ist ein wunderbarer Ort, selbst im Schnee, mit sanft geschwungenen Hügeln und einer wilden Vielfalt von Bäumen. Alles, was man von einer letzten Ruhestätte erwarten konnte. Friedlich. Still. Zentrale Lage. Tolle Aussicht. *Die Leute würden sich glatt umbringen, um hier reinzukommen*, hört sie jemanden sagen und blickt sich dann schreckhaft um, als befürchtete sie Gespenster in ihrem Rücken. »Hier rechts«, weist sie den Fahrer an, »dann noch mal rechts. Und jetzt hier entlang.«

Abdul Jahib hält vor einem kleinen grauen Grabmal, das von einem großen steinernen Engel bewacht wird. Amanda steigt aus und liest im Vorbeigehen die Informationen auf dem Stein. VERA TRUFFAUT, 1912-1998, womit Vera bei ihrem Tod 86 Jahre alt war, rechnet Amanda aus, ein absolut würdiges Alter zum Sterben.

Sie geht weiter an der Reihe von Gräbern entlang, und der Schnee versaut ihre definitiv nicht wintertauglichen Stiefeletten. Schon jetzt spürt sie, wie die Feuchtigkeit das dünne Leder durchweicht und sich unbehaglich zwischen ihren Zehen breit

macht, obwohl sie sich das vielleicht auch nur einbildet. Trotzdem, lange kann es nicht dauern. Diese Schuhe sind eher dekorativ als praktisch und nicht dazu entworfen worden, um damit im tiefsten Winter über schneebedeckte Friedhöfe zu stapfen.

STEPHEN MOLONEY, 1895-1978, liest sie, gestorben mit dreiundachtzig. Direkt neben MARTHA MOLONEY, 1897-1952, gestorben mit fünfundfünfzig. »Da hat aber einer ein mieses Geschäft gemacht«, bemerkt Amanda, beschleunigt ihre Schritte und wäre fast auf einer kleinen schwarzen Eisfläche ausgerutscht. JACK STANDFORD, 1912-1975. »Dreiundsechzig.« ARLENE HILL, 1916-1981. »Fünfundsechzig.«

Vor einem rosefarbenen Granitstein bleibt sie abrupt stehen. EDWARD PRICE. 1933-1992. LIEBEVOLLER EHEMANN UND VATER. »Gestorben mit neunundfünfzig«, flüstert Amanda und spürt, wie sich der Geist ihrer Mutter von hinten anschleicht und ihr ins Ohr kreischt.

Nun, kein Wunder, dass dein Vater einen Herzinfarkt hatte, bei einer Tochter wie dir!

IN UNSEREN HERZEN LEBST DU FÜR IMMER WEITER.

»Hi, Daddy«, sagt Amanda mit Tränen in den Augen, die auf ihren Wangen gefrieren.

Hallo, Püppchen, hört sie ihn sagen.

Es ist lange her, fährt sie stumm fort.

So lange auch wieder nicht.

Elf Jahre.

Das ist nicht so lang.

Ich war weg. Ich lebe jetzt in Florida. Ich bin Anwältin. Wusstest du das?

Natürlich. Ich weiß alles über dich. Und ich bin so stolz auf dich.

Wirklich? Warum? Als du noch gelebt hast, hast du dich nie groß für mich interessiert.

Du musst verstehen, dass deine Mutter eine schwere Zeit durchgemacht hat. Sie hat getrunken. Sie war depressiv. Sie brauchte meine Aufmerksamkeit, meine Unterstützung.

Ich brauchte dich auch.

Du warst immer so stark und unabhängig. Deine Mutter …

Meine Mutter ist eine Verrückte. Sie war damals schon verrückt, und jetzt ist sie noch verrückter.

Sie braucht dich.

Amanda muss trotz ihrer Tränen lachen. Wann hat ihre Mutter sie je gebraucht? »Ich habe keine kanadische Anwaltslizenz, Daddy. Außerdem hat sie schon einen guten Anwalt. Ich bin sicher, du erinnerst dich an Ben. Mom hat gesagt, er wäre der letzte Nagel in deinem Sarg gewesen.«

Das hat sie nicht so gemeint.

Du hast mal gesagt, dass es Dinge gäbe, die du mir erzählen müsstest und die alles erklären würden, wenn ich alt genug wäre zu verstehen und die Zeit reif … Amanda wischt sich die Tränen aus den Augen. Die Zeit war nie reif, oder, Daddy?

EDWARD PRICE. 1933-1992.
LIEBEVOLLER EHEMANNN UND VATER.
IN UNSEREN HERZEN LEBST DU FÜR IMMER WEITER.

Die Zeit läuft ab, und Menschen sterben, denkt Amanda, als sie zu dem wartenden Taxi zurückgeht. Es ist die Schuld, die für immer weiterlebt.

10

»Tut mir Leid, dass ich zu spät bin«, entschuldigt Amanda sich, als sie auf dem Beifahrersitz von Bens weißer Corvette Platz nimmt. »Ich habe beschlossen, mir ein paar Winterstiefel zu kaufen, und die Geschäfte haben erst um zwölf aufgemacht.« Er wirkt ein wenig abgelenkt, weshalb sie darauf verzichtet, ihm von ihrem spontanen Besuch auf dem Friedhof zu erzählen. Stattdessen streckt sie ihre langen Beine aus und präsentiert stolz ihre neuen Lederstiefel, die ihre schwarze Hose bis zum Knie bedecken. »Sie sind sogar gefüttert.«

»Sehr hübsch«, sagt er, ohne hinzugucken. »Ich hoffe, du hast gegessen. Wir haben keine Zeit mehr zum Mittagessen.«

»Ich habe ausgiebig gefrühstückt. Bacon, Eier, Toast. Das ganze Programm. Damit sollte ich bis zum Abend auskommen.« Sie fragt sich, ob er verärgert über ihre Verspätung ist und sie deshalb nicht ansieht. »Ist alles in Ordnung? Ich meine, meine Mutter … es ist doch nichts passiert, oder?«

»Es ist nichts passiert.«

»Okay.« Sie zögert und starrt aus dem Fenster, als sie aus der Einfahrt des Hotels in die Avenue Road biegen. »Ich habe die Artikel gelesen, die du mir gegeben hast. Sie waren ziemlich vage.«

»Und das Bild von John Mallins kommt dir kein bisschen bekannt vor?«

»Ich habe den Mann noch nie in meinem Leben gesehen.«

Ben zuckt mit den Schultern, ohne den Kopf zu wenden. Er sagt nichts, und das Schweigen breitet sich aus, während die Avenue Road in die University Avenue übergeht. Sie fahren am Royal Ontario Museum und dem ehemaligen Planetarium vorbei, weiter durch den Kreisverkehr am Queen’s Park und an

den Parlamentsgebäuden und dem City-Campus der University of Toronto entlang.

»Und wie war deine Verabredung gestern Abend?«

»Nett.«

»Was hast du gemacht?«

»Ein Abendessen bei Freunden.«

»So? Jemand, den ich kenne?«

»Das glaube ich kaum.«

»Keine Freunde mehr aus alten Zeiten?«, neckt sie ihn, obwohl sein Tonfall deutlich macht, dass er das Thema nicht vertiefen will.

»Du warst meine einzige Freundin«, erinnert Ben sie, als er an einer roten Ampel an der College Street hält und sie zum ersten Mal seit ihrer Abfahrt vom Hotel ansieht.

»Keine besonders gute«, muss Amanda zugeben.

Er zuckt noch einmal die Achseln, so heftig, dass der Kragen seiner schwarzen Lederjacke seine Ohren streift. »Seitdem ist viel Wasser ins Meer geflossen.«

»Wir waren noch jung.«

»Das sind wir immer noch.«

Amanda nickt, obwohl sie sich seit einiger Zeit nicht mehr besonders jung fühlt. »Meinst du, wir könnten wieder Freunde sein«, schlägt sie vor. »Ich meine, es ist ja nicht für sehr lange. Wenn ich weg bin, kannst du mich wieder hassen.«

»Ich hasse dich nicht, Amanda.«

»Das solltest du aber.« Die Ampel springt auf Grün, und die Corvette schießt sofort los, vorbei an dem verspiegelten Hydro-Gebäude und der Reihe von Krankenhäusern, die beide Seiten der breiten Straße säumen. Der Wagen schmiegt sich an die Straße, die Erschütterungen diverser Schlaglöcher und Risse bewegen sich zwischen Amandas Nacken und Zehen hin und

her. »Ich hatte vergessen, dass man in diesem Ding jeden Hubbel auf der Straße spürt.«

»Jeden Hubbel«, bestätigt er. »Das ist übrigens das Gericht.« Er weist auf ein Gebäude auf der linken Straßenseite.

»Die Kautionsanhörung deiner Mutter ist am Dienstag.«

Amanda wird blass. »Es ist sehr seltsam, die Worte *Mutter* und *Kautionsanhörung* in einem Satz zu hören.«

»Das glaube ich.«

»Aber da werde ich wohl kaum noch hier sein.«

Er zuckt mit den Schultern, die sich dieses Mal jedoch kaum bewegen.

»Meinst du, dass man sie auf Kaution freilässt?«

»Ich denke, sie hätte eine bessere Chance, wenn du hier bleiben und für sie bürgen würdest.«

»Das ist ein Witz, oder?« Will er wirklich, dass sie für ihre Mutter aussagt?

»Im Gegenteil, ich meine es vollkommen ernst.«

»Du forderst mich auf, einen Meineid zu schwören?«

»Das wird wohl kaum notwendig sein.«

»Jedenfalls nicht, wenn ich nicht mehr da bin.«

»Sie ist deine Mutter, Amanda«, erinnert er sie erneut.

»Wenn man mich als Leumundszeugen für meine Mutter aufruft, wird sie hinterher auf der Stelle gehängt.«

Er schüttelt den Kopf. »In diesem Land wird niemand mehr gehängt, Amanda.«

»Dann führen sie es wieder ein, glaub mir.«

»Wirst du wenigstens darüber nachdenken?«

»Ich werde *bestenfalls* darüber nachdenken.«

Er seufzt, und sie schweigen wieder, wenngleich die Spannung zwischen ihnen verflogen ist.

»Und erzählst du mir nun von deinem Abendessen gestern?«, fragt Amanda, als das Metro Convention Center in Sicht kommt. Sie denkt an Jerrod Sugar und fragt sich flüchtig, was er gerade macht.

»Nein, ich erzähle dir nicht von meinem Abendessen.«

»Du bist ein Spielverderber. Erzählst du mir wenigstens, was es zu essen gab?«

Ben lacht unwillkürlich. »Ich erzähle dir *bestenfalls,* was es gab.«

Amanda lächelt und spürt, wie sich ihre Nacken- und Schultermuskeln langsam entspannen. »Okay, lass hören.«

»Also, lass mich überlegen. Als Vorspeise gab es einen Endiviensalat mit Birnen, gefolgt von einer Lammrippe mit kleinen Röstkartoffeln und Spargel.«

»Spargel hatte ich auch. Und Hähnchen.«

»Wirklich? Wo warst du denn?«

»Zimmerservice.«

»Ah, mein Lieblingsrestaurant. War es gut?«

»Köstlich. Was gab's zum Nachtisch?«

»Schokoladenkuchen und Kaffee. Und bei dir?«

»Ich habe den Nachtisch ausgelassen und bin früh schlafen gegangen. Wann bist du ins Bett gegangen?«

»Gegen Mitternacht.«

»Bei dir oder bei ihr?«

»Amanda …«

»Ich versuche nur, höfliche Konversation zu machen.«

»Hm-hm.«

»Wo wohnst du überhaupt?«

»Ich habe eine Wohnung in Harborside. Mit Blick aufs Wasser.«

»Hör auf. Das kann nicht sein.«

»Fenster vom Boden bis zur Decke in jedem Zimmer.«

»Das glaube ich nicht. Klingt genau wie meine Wohnung in Florida.«

»Und das überrascht dich?«

»Nun, du musst zugeben, dass es irgendwie merkwürdig ist.«

»Was?«

»Wie viel wir gemeinsam haben.«

»Das hatten wir immer«, stellt er schlicht fest. »Hast du mich nicht deswegen verlassen?«

Er knallt ihr die rhetorische Frage an den Kopf, während er auf den Gardiner Expressway auffährt, Richtung Westen zur 401. Wovon zum Teufel redest du, will sie ihn anschreien.

»Und wie heißt deine Freundin?«, fragt sie stattdessen.

Er zögert. »Jennifer.«

»Warum heißen sie bloß immer Jennifer?«, fragt sie und denkt an Seans neue Frau.

»Was?«

»Und was genau läuft zwischen dir und dieser Jennifer?«, fragt sie, nachdem sie sich rasch wieder gefangen hat.

»Das genau geht dich nichts an.«

»Ach, komm schon. Erzähl's mir.«

»Es gibt nichts zu erzählen. Wir sind erst seit ein paar Monaten zusammen.«

»Das ist lange genug, um es zu wissen.«

»Und was ist mit dir?«, fragt Ben, der plötzlich einen Gang hochschaltet und in die Offensive geht, wie es jeder Anwalt, der etwas taugt, tun würde.

»Gibt es seit deiner jüngsten Scheidung irgendjemand Besonderen?«

»Autsch. Woher weißt du das überhaupt?«

Er zieht kurz die Schultern hoch. »Das ist kein großes Geheimnis. Ich habe jemand getroffen, der dich in Florida getroffen hat. Ich glaube, es war Keith Halpern.«

»Ach ja. Der gute alte Keith.« Als sie zum ersten Mal mit Keith Halpern geschlafen hat, war sie sechzehn. Das letzte Mal war vor zwei Jahren, nachdem sie im Palm Beach Grill mit dem inzwischen erfolgreichen Aktienbroker buchstäblich zusammengeprallt war. Er wäre auf Urlaub in Florida, erklärte er. Seine Frau besuchte für ein paar Tage ihre Eltern in Boca, vielleicht könnten sie zusammen etwas trinken gehen? Ihre Scheidung war gerade rechtskräftig; sie fühlte sich mehr als nur ein bisschen verwundbar, wahrscheinlich hat sie ihm mehr erzählt, als er wissen musste. Und offensichtlich hat er dieses Wissen allzu gerne mit seinem früheren Klassenkameraden geteilt.

Die Unterhaltung verstummt. Ben schaltet das Radio ein und wechselt von einem Sender zum nächsten, bevor irgendetwas in Amandas Bewusstsein dringt. Das flache Band des Highway erstreckt sich endlos vor ihnen. Am Straßenrand gibt es nichts, was auch nur ansatzweise betrachtenswert erscheint. »Wie weit *ist* es denn noch?«, fragt sie, als Ben auf den Highway 427 wechselt.

»Wir sind fast da.«

»Wir sind so gut wie wieder am Flughafen, Herrgott noch mal.«

An der Dixon Road biegt Ben rechts ab und an der nächsten Ampel links in die Carlingview Road in nördlicher Richtung. »Nur noch ein paar Minuten.«

Amanda dreht sich um, blickt aus dem Rückfenster und stellt fest, dass die Stadt kaum noch zu sehen ist. »Vielleicht ist das doch keine so gute Idee.«

»Vielleicht nicht«, gibt er ihr Recht.

»Hast du heute Morgen mit meiner Mutter gesprochen?«

»Nein.«

»Sie weiß also immer noch nicht, dass ich hier bin?«

»Ich hoffe, der Schock, dich zu sehen, löst ihre Zunge.«

»Ich würde mich da auf gar nichts verlassen.«

»Das tue ich nie.«

Sie fahren in nördlicher Richtung weiter, bis sie die Disco Road erreichen, wo sie rechts abbiegen und nach hundert Metern in eine lange Einfahrt auf der rechten Straßenseite fahren.

Der Anblick macht einem nicht direkt Lust, das weiße Ballkleid auszumotten und zum Tanz zu gehen, denkt Amanda, als sie das hässliche, flache, braune Backsteingebäude sieht, das sich bedrohlich in der Mitte der Straße mit dem seltsamen Namen erhebt. »Noch deprimierender könnte es gar nicht sein, was?« Sie stellt sich die Gefängnisse in Südflorida vor, die pastellfarbenen Fassaden, umgeben von malerischen Wassergräben und exotischer Vegetation. Aber nicht einmal Palmen, die sich in einer warmen Brise wiegen, könnten diesem architektonischen Ungetüm weiterhelfen, entscheidet sie, während Ben auf dem vollen Parkplatz eine Lücke sucht.

»Ich kann dich direkt vor der Tür absetzen, wenn du willst. Dann musst du nicht durch den Schnee stapfen.«

»Nein, das ist schon okay. Ich hab’s nicht eilig, da reinzukommen. Außerdem hab ich ja neue Stiefel.« Wieder streckt sie die Beine aus, um ihr Schuhwerk seinem Urteil zu präsentieren.

Diesmal ist er so nett, auch hinzugucken. »Sehr schick.«

Er parkt den Sportwagen in einer Lücke auf dem hinteren Teil des Parkplatzes, schaltet den Motor ab und atmet tief aus. »Bist du bereit?«

»Können wir noch ein paar Minuten einfach hier sitzen bleiben?«

»Amanda …«

»Nur ein paar Minuten.«

Er nickt.

»Es ist ziemlich groß«, sagt Amanda, um Zeit zu schinden. »Mir war nicht klar, dass Toronto eine solche Hochburg der Kriminalität ist, vor allem der weiblichen.«

»Das Männergefängnis ist auf der Rückseite.« Er zeigt auf die Fassade. »Was du siehst, sind beide Gebäude.«

Amanda schließt die Augen, weil sie am liebsten gar nichts sehen würde. »Wie bist du überhaupt in den ganzen Schlamassel gezogen worden? Hat meine Mutter dich angerufen?«

»Nein. Ich habe in der Zeitung von ihrer Verhaftung gelesen und freiwillig meine Dienste angeboten.«

»Warum um alles in der Welt hast du das getan?«

»Ich weiß nicht. Ich habe mich wohl in gewisser Weise verpflichtet gefühlt.«

»Verpflichtet? Sie war ja wohl kaum höflich zu dir, als wir verheiratet waren.«

»Vielleicht habe ich es deswegen getan.«

»Weil sie nicht mal höflich zu dir war?«

»Weil wir verheiratet waren.«

Amanda schlingt die Arme fester um den Körper, als wollte sie sich selbst umarmen. »Willst du damit sagen, du hättest es für mich getan?«

»Ich will sagen, dass ich es getan habe, weil ich dachte, dass es das Richtige ist.«

»Selbst wenn sie schuldig ist?«

»Vor allem, wenn sie schuldig ist.«

Amanda versucht zu lachen. »Erzähl mir nicht, dass du diesen

Mist wirklich glaubst, von wegen jeder hat das Recht auf die bestmögliche Verteidigung, unabhängig von seiner Schuld oder Unschuld?«

»Du nicht?«

»Irgendwie schon«, gibt sie zu und zittert in ihrem schwarzen Wollmantel. »Aber es fällt einem zunehmend schwerer. Ich meine, es wäre nett, hin und wieder einen Mandanten zu haben, der es *wirklich* nicht war.«

»Es sind schon seltsamere Dinge passiert.«

»Zum Beispiel, dass wir beide Anwälte geworden sind?«

»Zum Beispiel, dass wir beide Anwälte geworden und dann auf dem Parkplatz des Metro West Detention Center erfroren sind.«

»Willst du sagen, es wird Zeit reinzugehen?«

»Ich will sagen, es wird Zeit reinzugehen.«

Von innen findet Amanda das Metro West Detention Center sogar noch deprimierender als von außen. »Das Innere hält, was die Verpackung verspricht«, murmelt sie, als sie durch eine erste Reihe von Türen gehen und dann warten, um weiter vorgelassen zu werden.

Der Wärter, der von dickem Glas geschützt jenseits einer zweiten Reihe von Türen sitzt, lässt sich Zeit, bis er den Summer betätigt. Es folgt die übliche Routine von Metalldetektoren und Ausweiskontrolle, dem Ausbreiten des Inhalts von Handtaschen und Aktenkoffern, bei dem persönliche Dinge betastet und beäugt werden. »Unterschreiben Sie hier«, weist ein Beamter sie an und schiebt ein Klemmbrett über einen niedrigen Tisch, während er Amanda argwöhnisch betrachtet.

Amanda starrt ihn trotzig an, als wollte sie ihn herausfordern, eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter zu entdecken. In Wirklichkeit ist sie eine interessante Mischung aus beiden Elternteilen, ohne

einem wirklich ähnlich zu sehen. Sie hat den vollen Mund ihrer Mutter und das energische Kinn ihres Vaters, und aus den sanften braunen Augen ihres Vaters schaut einem der grimmige Blicke ihrer Mutter entgegen.

»Hier entlang«, sagt der Beamte und führt sie durch trostlose Korridore, die den Gestank von abgestandenem menschlichem Fleisch verströmen, einen so unangenehmen und durchdringenden Geruch, dass nicht einmal das strenge Aroma des Desinfektionsmittels ihn überdecken kann.

»Kommst du oft hierher?«, fragt Amanda Ben flüsternd, als der Wärter sie in einen kleinen fensterlosen Raum führt.

»Zu oft«, antwortet er, weil er eine ernste Frage vermutet, wo sie nur versucht hat, einen Scherz zu machen.

»Die Gefangene wird in Kürze hier sein«, sagt der Wärter und will gehen.

»Meinen Sie, wir könnten einen weiteren Stuhl bekommen?«, fragt Ben.

»Ich werde sehen, was sich machen lässt.«

Amanda lauscht den sich entfernenden Schritten des Wärters auf dem Korridor. Sie streicht über die Lehne eines der beiden unbequem aussehenden, grauen Plastikstühle, die auf beiden Seiten eines kleinen rechteckigen Holztischs stehen. »Glaubst du, dass alle Gefängnisse denselben Ausstatter haben?«

»Knast ’R Us«, frotzelt Ben.

Amanda läuft zwischen dem Tisch und der Wand auf und ab. Sie streicht sich ihre Haare aus dem Gesicht und knöpft ihren Mantel auf und wieder zu.

»Warum setzt du dich nicht?«, fragt Ben.

Amanda schüttelt den Kopf. Sie muss stehen, wenn sie ihre Mutter sieht. Sie strafft unbewusst die Schultern und richtet sich gerade auf, weil sie weiß, dass es nicht lange dauern wird, bis ihre Mutter sie zurechtgestutzt haben wird.

»Alles in Ordnung?«

Amanda spürt, wie ihr Mund trocken und ihr Atem schwer wird. Sie unterdrückt den Impuls, in Tränen auszubrechen und schreiend aus dem Raum zu rennen. »Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Du kannst es.«

»Und was ist, wenn ich es nicht *will?*«

»Manchmal müssen wir Dinge tun, die wir lieber nicht tun würden.«

»Seit wann bist du so verdammt erwachsen geworden?«, faucht Amanda ihn an und blickt dann schuldbewusst zu Boden.

Seit du mich verlassen hast, hört sie ihn sagen, obwohl er schweigt.

Sie sieht seine Stiefel näher kommen, spürt seinen warmen Atem und sein kurzes Zögern, bevor er sie in die Arme nimmt und an sich drückt.

»Es ist okay«, flüstert er. »Alles wird gut.«

»Ich fühl mich aber nicht so.« Obwohl das nicht ganz stimmt, stellt sie fest, als ihr Körper sich genüsslich in der vertrauten Umarmung entspannt. Wir haben immer so perfekt zueinander gepasst, denkt sie, und schmiegt ihre Wange an die Schulter seiner Lederjacke.

Hast du mich nicht deswegen verlassen, hört sie ihn fragen.

»Sie kann dir nicht mehr wehtun, Mandy«, sagt Ben leise.

Abrupt löst sie sich aus seinen kräftigen Armen. »Nenn mich nicht Mandy.«

Er tritt eilig ein paar Schritte zur Seite, zieht den Reißverschluss seiner Jacke herunter und hängt sie über die Lehne des Stuhls, bevor er seinen Aktenkoffer aufklappt und darin herumkramt. »Tut mir Leid.«

»Ich kann Spitznamen nun mal nicht ausstehen.«

»Ich weiß. Tut mir Leid. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Ich wollte dich nicht anblaffen.«

Er sagt nichts weiter, aber das muss er auch gar nicht. Seine starre Haltung ist beredt genug.

»Tut mir Leid«, murmelt sie kleinlaut.

»Kein Problem.« Er schenkt ihr sein bestes Anwaltslächeln. Das hier ist rein geschäftlich, sagt sein Lächeln.

Amanda hört Schritte im Flur und zieht sich unwillkürlich in eine Ecke zurück, wo sie den Atem anhält, als sich die Tür des kleinen Raumes öffnet. Ein Wärter steckt seinen Kopf herein. »Sie brauchen noch einen Stuhl, hab ich gehört?« Er reicht Ben den Stuhl, ohne den Raum zu betreten.

Amanda bläst den angehaltenen Atem aus, wischt sich eine einzelne Träne aus dem Auge und lacht laut. Warum bin ich so verdammt nervös, fragt sie sich. Meine Mutter sitzt im Gefängnis, Himmel noch mal. Sie kann mir in keiner Weise mehr wehtun.

Und dann geht die Tür wieder auf, und Amanda sieht sich Angesicht in Angesicht mit der Frau, vor der sie den größten Teil ihres erwachsenen Lebens weggelaufen ist.

11

Was Amanda sieht: eine kleine Frau in unvorteilhafter Gefangenenkleidung, einem dunkelgrünen Jogginganzug mit einem grell rosafarbenen Bündchen. Für ihre fast zweiundsechzig Jahre wirkt die Frau erstaunlich jung, obwohl sie vollkommen ungeschminkt ist, ihr Gesicht ist ruhig und weder von Sorge noch von Reue gezeichnet, ihr Haar ein Kranz aus kurzen blonden Locken. Ihre blassen blauen Augen werden weit, als sie Amanda sieht und für ein kurzen Moment Sehnsucht in ihrem Blick aufflackert, so flüchtig, dass Amanda sich nicht sicher ist, ob sie es sich nicht nur eingebildet hat, ein Produkt ihres eigenen verirrten Verlangens.

Ihre Mutter sagt nichts, sodass Amanda sich fragt, ob die Frau überhaupt weiß, wer sie ist. Leidet sie möglicherweise an Demenz? Erkennst du mich nicht, Mutter, will sie fragen, bringt jedoch keinen Ton heraus. Vielleicht geht es ihrer Mutter genauso. Vielleicht ist sie so überwältigt, nach all der Zeit ihr einziges Kind zu sehen, dass sie sprachlos ist, vielleicht liegt ihre für gewöhnlich spitze Zunge schlaff und unbeweglich in ihrem Mund wie ein sterbender Fisch in einem Eimer. Vielleicht ist sie verlegen oder sogar beschämt in Anbetracht der Umstände, die sie wieder zusammengeführt haben. Aber wahrscheinlich hat sie der jungen Frau, deren Anwesenheit sie ohnehin nur flüchtig zur Kenntnis genommen hat, einfach nichts zu sagen. Es würde sie offensichtlich mehr Mühe kosten, als Amanda es wert ist.

»Ich habe Amanda angerufen und ihr erzählt, was passiert ist«, erklärt Ben. »Sie ist gestern aus Florida gekommen.«

Ihre Mutter geht zu dem Stuhl an dem Tisch und setzt sich, ohne etwas zu sagen.

Was Amanda empfindet, ist: Wut.

Sie will sich auf die Frau stürzen und sie durchrütteln, bis etwas – *irgendetwas* – zu diesen bösartig ruhigen blauen Augen vordringt. *Sag was,* will sie schreien, weil das Schweigen ihrer Mutter schlimmer ist als jede Beleidigung, die jene ihr an den Kopf hätte werfen können, und ihre andauernde Gleichgültigkeit ist beinahe mehr, als sie ertragen kann. *Ich habe eine Erklärung verdient. Dafür, dass du kaltblütig einen Mann ermordet hast. Dafür, dass du mich so behandelt hast. Dafür, dass du mich nie geliebt hast.*

Was sie sagt, ist: »Schön, dich zu sehen, Mutter.«

Zum letzten Mal hat Amanda ihre Mutter kurz nach der Beerdigung ihres Vaters gesehen. Es war eine kleine Feier, anwesend waren nur die Familie, einige Geschäftskollegen und etliche Nachbarn. Freunde im eigentlichen Sinne des Wortes waren nicht da, weil ihre Eltern keine Freunde hatten. Dafür waren die extremen Launen und das erratische Verhalten ihrer Mutter verantwortlich gewesen. Nicht, dass Edward Price den Eindruck gemacht hätte, als würde er Freunde vermissen; er hatte sein Leben der Betreuung seiner unglücklichen Frau gewidmet. Am Ende war er dafür mit einem schweren Herzinfarkt und einem zu frühen Tod belohnt worden.

Nach der Beerdigung hatten Amanda und Ben ihre Mutter zurück nach Hause begleitet. Die alte Mrs. MacGiver, die Nachbarin von gegenüber, hatte selbst gebackenen Limonenkuchen vorbeigebracht, und Amanda schnitt ihn auf, während Ben sich mit der Zubereitung des Kaffees beschäftigte. Ihre Mutter saß am Küchentisch und starrte sie wütend an, als würde ihr zum ersten Mal an diesem Tag auffallen, dass sie überhaupt da waren. »Das ist hier keine Party«, sagt sie und kippte ein großes Glas Wodka.

»Das hat auch niemand behauptet.« Amanda biss sich auf die Zunge, um nicht mehr zu sagen. »Ich dachte bloß, dass du vielleicht etwas essen willst.« Sie stellte einen Teller mit einem Stück Kuchen vor ihrer Mutter auf den Tisch.

Ihre Mutter schob ihn weg. »Da liegst du falsch.«

»Nun, darin bin ich wenigstens konsequent.«

»Immer noch dieses lose Mundwerk.« Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Immer dieses lose Mundwerk.«

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee, Mrs. Price?«, ging Ben dazwischen.

Gwen Price starrte an ihm vorbei, als wäre er gar nicht da.

»Du hast deinem Vater das Herz gebrochen«, erklärte sie Amanda.

»Wovon redest du?«

»Amanda …«, ermahnte Ben sie. Nicht beißen, warnte sein Blick. Aber es war schon zu spät. Amandas Mundwerk kreiste bereits um den Köder, bereit, den tödlichen Haken zu schlucken.

»Meinst du, er wusste nicht, dass seine Tochter ein Flittchen ist?«

»Okay, Mrs. Price, ich glaube, das reicht.«

»Die ganze Nacht wegbleiben, trinken und mit irgendeinem Kriminellen mit einem schicken Sportwagen durchbrennen.«

»Also, wirklich, Mutter, ich hatte nicht gedacht, dass es dir etwas ausmacht.«

»Er hat sich so viel für dich erhofft. Er hat davon geträumt, dass du Anwältin werden würdest. Er wollte selbst immer Anwalt sein, weißt du. Aber seine Eltern konnten es sich nicht leisten, ihn studieren zu lassen. Das wusstest du nicht, oder?«

»Woher auch?«, gab Amanda zurück und schluckte ihre Tränen herunter. »Er hat ja kaum mit mir geredet.«

»Du warst ja nie da.«

»Das ist Unsinn.«

»Amanda …«, warnte Ben sie erneut.

»Er hat nie versucht, mit mir zu reden. Und der Grund dafür ist, dass er zu verdammt beschäftigt damit war, sich um dich zu

kümmern. Er hat alles aufgegeben – seine Freunde, seine Hobbys, seine Tochter –, nur um dich glücklich zu machen. Aber das warst du nie, oder, Mutter? Nein. Denn wie kann jemand glücklich sein, der so von Wut über weiß Gott was zerfressen ist? Was ist dein Problem, Mutter? Erzähl es mir«, verlangte Amanda und spuckte die Worte einzeln aus, sodass jedes zu einem eigenen Satz wurde. »Was. Ist. Dein. Problem?«

Ihre Mutter starrte sie mit einem Blick an, kalt wie Stahl.

»Nun«, sagte sie und goss sich ihr Glas wieder voll, »kein Wunder, dass dein Vater einen Herzinfarkt hatte, bei einer Tochter wie dir.«

»Wie geht es dir, Amanda?«, fragt ihre Mutter jetzt mit so ruhiger Stimme, dass Amanda erst nach einer Weile registriert, dass sie überhaupt gesprochen hat.

»Mir geht es gut«, antwortet Amanda aus der Ecke des Raumes, weil sie nicht weiß, wie sie sonst reagieren soll. Ihr Herz pocht so wild, dass sie das Gefühl hat, eine Armee von kleinen Fäusten würde von innen gegen ihren Brustkorb trommeln.

»Ben«, begrüßt ihre Mutter ihn mit einem kaum merklichen Nicken.

»Wie geht es Ihnen heute, Mrs. Price?«

»Danke, gut, Ben.«

»Haben Sie gut geschlafen? Macht Ihre Zellengenossin keine Probleme mehr?«

»Was für Probleme?«, fragt Amanda.

»In den ersten Nächten hier hat eine der Frauen in der Zelle deiner Mutter einen Drogenentzug durchgemacht und alle rund um die Uhr wach gehalten.«

»Sie hat einen Putzfimmel. Du hättest sie sehen sollen. Sie konnte keine Sekunde still sitzen. Sie ist die ganze Nacht in der Zelle auf und ab gelaufen. Es war ziemlich beunruhigend.«

»Im Gegensatz zu einem kaltblütigen Mord«, sagt Amanda.

»Aber die letzte Nacht war besser?«, fragt Ben und wirft Amanda einen warnenden Blick zu.

»Ja, ich habe sehr gut geschlafen.«

»Du hast sehr gut geschlafen?«, wiederholt Amanda ungläubig und unfähig, sich zu beherrschen. »Du bist im Gefängnis, Herrgott noch mal. Du hast einen Mann erschossen. Ich hätte vermutet, dass allein das einem den Schlaf rauben würde.«

»Amanda, bitte«, beschwichtigt Ben.

»Das ist schon in Ordnung«, sagt ihre Mutter. »Sie ist verständlicherweise durcheinander.«

Die scheinbare Gemütsruhe ihre Mutter macht Amanda nur noch wütender. »Oh, gut. Die Stimme der Vernunft.«

»Vielleicht solltest du dich setzen«, rät Ben ihr.

»Ich will mich nicht setzen.«

Ben wendet sich wieder ihrer Mutter zu. »Bekommen Sie Ihre Medikamente?«

»Was für Medikamente?«, fragt Amanda.

Ihre Mutter schüttelt den Kopf. »Nur etwas gegen meine Osteoporose. Nichts, worüber man sich Sorgen machen müsste.«

»Wer hat gesagt, dass ich mir Sorgen mache?«

»Ja, man hat dafür gesorgt, dass ich meine Medikamente bekomme«, antwortet Gwen Price, und ein leichtes Zucken im linken Mundwinkel bleibt ihre einzige Reaktion auf Amandas Sarkasmus.

Ihre Mutter ist also doch sterblich, denkt Amanda mit nicht geringer Zufriedenheit. Sogar ein wenig gewöhnlich. Wie tausend andere Frauen ihres Alters leidet sie an Knochenschwund, einem profanen und verbreiteten Leiden.

Amanda wundert sich über das fehlende Drama. Wissen die Götter nicht, mit wem sie es zu tun haben?

»Tut mir Leid, dass du den weiten Weg machen musstest«, sagt ihre Mutter.

»Mir auch«, antwortet Amanda.

»Das war wirklich nicht nötig.«

»Du hast einen Mann getötet, Mutter.«

Gwen Price blickt sich in dem Raum um, obwohl es rein gar nichts zu sehen gibt. Die grauen Wände sind nackt. Kein interessanter Teppich ziert den Betonfußboden. »Dafür, dass du in Florida wohnst, bist du aber nicht besonders braun«, sagt sie, ohne Amanda anzusehen.

Amanda blickt Ben flehend an. Was tue ich hier, fragt ihr Blick.

Geh auf sie ein, erwidert sein Blick. Lass dich einfach treiben.

Amanda schließt die Augen und sieht ihre Mutter auf dem Wohnzimmersofa sitzen und in das prasselnde Kaminfeuer starren, scheinbar ohne die Funken zu bemerken, die in Richtung ihrer Füße sprühen. Okay, beschließt sie und öffnet die Augen langsam wieder. Dies ist nicht die erste schwierige Zeugin, die ich befrage. Manchmal muss man hintenherum kommen und sie unverhofft überraschen. »Ich bin nicht der Typ Sonnenanbeter«, erwidert sie.

»Ein bisschen Sonne hat noch niemandem geschadet.«

»Mag sein.« Im Gegensatz zu drei Kugeln ins Herz.

»Es heißt, die Sonne wäre gut für die Seele und dass Menschen, die lange Phasen ohne Sonne auskommen müssen, ernsthaft depressiv werden können.«

»War das dein Problem?«

»Amanda …«, ermahnt Ben sie.

»Ich konnte nie lange in der Sonne sitzen«, fährt ihre Mutter fort. »Meine blasse Haut wäre sofort verbrannt. Aber du hast die Haut deines Vaters. Ich hätte gedacht, dass du schön gleichmäßig braun wirst.«

Amanda starrt ihre Mutter verwundert an und denkt, dass dies wahrscheinlich das längste Gespräch ist, das sie in ihrem ganzen Leben mit der Frau geführt hat.

»Und wer ist der Typ, den du erschossen hast, Mutter?«, fragt sie ungeduldig. So viel zur Taktik, durch die Hintertür zu kommen.

Ihre Mutter schüttelt den Kopf. »Ich will nicht darüber reden.«

»Was soll das heißen, du willst nicht darüber reden?«

»Mrs. Price«, setzt Ben an, »wir können Ihnen nicht helfen, wenn Sie nicht mit uns reden.«

»Ich möchte eure Hilfe auch gar nicht.«

Amanda wirft frustriert die Arme in die Luft. »Warum wundert mich das bloß nicht?«

»Ich will nicht undankbar erscheinen.«

»Undankbar? I wo.«

»Ich erwarte nicht, dass du es verstehst.«

»Du *willst* nicht, dass ich es verstehe.«

»Erzählen Sie uns einfach, was passiert ist.«

»Ich habe einen Mann erschossen.«

»So viel wissen wir auch«, sagt Amanda. »Was wir nicht wissen, ist, *warum* du ihn erschossen hast.«

»Der Grund tut nichts zur Sache.«

»Das tut er doch. Man erschießt schließlich nicht grundlos irgendwelche Leute. Selbst du hattest für deine albernen Flüche immer einen Grund. Wer ist dieser Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»In welcher Beziehung standest du zu ihm?«

»In überhaupt keiner.«

»Erwartest du, dass wir dir glauben, du hättest einen wildfremden Mann erschossen, den du noch nie in deinem Leben gesehen hattest?«

»Ich erwarte nicht, dass ihr irgendwas glaubt.«

»Gut, denn wir glauben dir *nicht.*«

»Auch gut.«

»Es ist nicht gut. Es gibt Zeugen, die aussagen, du hättest den ganzen Tag in der Lobby des Hotels gesessen.«

»Das stimmt.«

»Warum?«

»Es ist ein sehr schönes Hotel mit einer wunderbaren Halle.«

»Was!«

»Amanda«, warnt Ben sie. »Beruhige dich.«

»Willst du behaupten, du hättest in der Hotellobby gesessen, weil man dort so angenehm sitzt?«

Ihre Mutter nickt.

»Und du hattest zufällig eine geladene Pistole in deiner Handtasche.«

»Die trage ich oft bei mir.«

»Du bist oft mit einer geladenen Pistole in der Handtasche unterwegs?«

»Ja.«

»Warum?«

»Die Stadt ist gefährlich.«

»Nicht, wenn die Leute nicht mit Pistolen rumrennen würden.«

Ihre Mutter lächelt beinahe. »Ben, ist das wirklich notwendig?«

»Ob es notwendig ist?«, fragt Amanda mit zunehmend schriller Stimme.

»Ich verstehe bloß nicht, was das soll, zumal …«

»Zumal was?«

»Zumal ich am Dienstag auf schuldig plädieren werde.«

»Du willst sie auf schuldig plädieren lassen?«, will Amanda von ihrem Ex-Mann wissen.

»Ich bin schuldig«, erinnert ihre Mutter sie.

»Nicht, wenn du geistesgestört bist.«

»Hältst du mich für geistesgestört?«

»Ich denke, bei dir sind mittlerweile alle Schrauben locker.«

»Amanda …«

»Ich versichere dir, ich bin absolut zurechnungsfähig«, erklärt ihre Mutter ruhig. »Ich wusste genau, was ich tat, als ich diesen Mann erschossen habe, und ich wusste auch, dass es falsch war. Ist das nicht die juristische Definition von geistig gesund?«

»Geistig gesunde Menschen laufen nicht rum und erschießen wildfremde Leute.«

»Vielleicht doch.«

Amanda wendet sich Ben zu. »Du hast doch nicht ernsthaft vor, sie auf schuldig plädieren zu lasen?«

»Glaub mir, es ist nicht meine Entscheidung.«

»Er hat keine Wahl«, stellt Gwen Price fest. »Und du auch nicht. Ich habe einen Mann erschossen, und ich bin bereit, die Konsequenzen zu tragen. Es ist wirklich ganz einfach.«

»Nichts im Zusammenhang mit dir war je einfach.«

»Wie dem auch sei«, erwidert ihre Mutter. »Es ist immer noch meine Entscheidung.«

»Wer war John Mallins, Mutter?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Woher kanntest du ihn?«

»Gar nicht.«

»Warum hast du dann auf ihn gewartet?«

»Das habe ich nicht.«

»Du hast nur zufällig mit einer geladenen Pistole in der Tasche in der Hotellobby gesessen, als er hereinspaziert ist«, wiederholt Amanda, so kommt es ihr vor, zum hundertsten Mal.

»Genau.«

»Und dann bist du aus deinem Sessel aufgestanden, durch die Halle gegangen und hast auf ihn geschossen.«

»Ja. Drei Mal, glaube ich.«

»Völlig grundlos.«

»Ja.«

»Weil dir danach war.«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht hat mir sein Schnurrbart nicht gefallen.«

»Dir hat sein Schnurrbart nicht gefallen?!«

»Es ist ein Grund so gut wie jeder andere«, sagt ihre Mutter.

»Mach dich nicht über mich lustig.«

»Tut mir Leid, Püppchen. Das war nicht meine Absicht.«

»Was?« Amanda taumelt nach hinten, als hätte man sie geschlagen.

»Ich wollte mich nicht über dich lustig machen. Es ist bloß …«

»Nenn mich nie wieder so!«

Ihre Mutter wirkt ernsthaft bekümmert. »Tut mir Leid.«

»Also gut, hören Sie«, geht Ben dazwischen. »Können wir vielleicht weitermachen?«

»Es geht nur in eine Richtung weiter«, erklärt Gwen ihnen. »Und die führt direkt in eine Gefängniszelle. Ich verstehe eure

Neugier und bin auch wirklich dankbar, dass ihr mir helfen wollt, aber …«

»Aber was?«, will Amanda wissen. »Was ist mit John Mallins' Familie, Mutter? Findest du nicht, dass seine beiden Kinder eine Erklärung verdient haben, warum du ihren Vater ermordet hast? Schuldest du John Mallins' Witwe nicht zumindest ansatzweise eine Antwort auf ihre Fragen?«

»Dass ich ihnen Schmerzen bereitet habe, tut mir sehr Leid«, sagt Gwen Price, den Blick unvermittelt von Tränen umflort.

Was zum Teufel ist das, fragt sich Amanda, der die unerwarteten Tränen ihrer Mutter mehr Angst machen, als es ihre Wut je vermocht hat. Wer ist diese Frau, denkt sie. Was für eine Nummer zieht sie jetzt wieder ab? »Wer war John Mallins, Mutter? Warum hast du ihn erschossen?«

Ihre Mutter schweigt.

»Die Polizei wird Ermittlungen anstellen, das weißt du«, erklärt Amanda ihr. »Sie werden der Sache auf den Grund kommen.«

Für einen kurzen Moment flackert Furcht in Gwens Gesicht auf und verschwindet rasch wieder. »Sie müssen nicht auf den Grund von irgendwas kommen, wenn ich erst einmal auf schuldig plädiert habe. Mein Geständnis haben sie schon, dazu die Mordwaffe und eine Lobby voller Augenzeugen. Niemanden kümmert es, warum ich diesen Mann erschossen habe, solange der Staatsanwalt seine Verurteilung kriegt.«

»Mich kümmert es«, sagt Amanda leise.

»Es tut mir Leid«, wiederholt ihre Mutter.

Amanda reibt sich die Stirn, blickt zur Decke und atmet tief ein. »Okay, du hast gewonnen.« Sie geht eilig zur Tür.

»Wir verschwenden hier nur unsere Zeit, Ben. Lass uns gehen.«

»Mrs. Price, bitte«, drängt Ben.

»Lass gut sein, Ben«, faucht Amanda. »Ich weigere mich, diese albernen Spielchen zu spielen. Sie ist offensichtlich fest entschlossen. Sie möchte für den Rest ihres Lebens im Gefängnis versauern. Soll sie.« Sie reißt die Tür auf.

»Amanda.« Die Stimme ihrer Mutter lässt sie erstarren. Sie fährt herum, ohne die Klinke loszulassen.

»Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist«, sagt ihre Mutter.

Amanda weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Sie flüchtet aus dem Raum, bevor sie eins von beiden tut.

12

»Hast du gehört, was sie gesagt hat?« Amanda stürzt aus der äußeren Tür des Gefängnisses und stapft wütend über den von Schneematsch bedeckten Parkplatz. »Ich glaub es einfach nicht, dass sie so dreist war, mir das zu sagen.«

»Amanda, nicht so schnell.«

»Die Frau ist eine Sadistin. Eine amoralische, offiziell anerkannte Sadistin.«

»Amanda, wo willst du hin?«

Amanda stemmt sich gegen den böigen Wind, feuchte Schneeflocken peitschen ihr ins Gesicht und kleben an ihren Augen wie zusätzliche Wimpern. »Welches Recht hat sie, so etwas zu sagen? *Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist?!* Was zum Teufel soll das? Sie weiß verdammt gut, dass sie mir nie gesagt hat, dass ich schön bin. ›Unnütz‹, auf jeden Fall. ›Wertlos‹, eine Million Mal. ›Der Fluch ihres Lebens‹, öfter, als ich zählen kann. Also was geht in ihrem Kopf vor? Sag’s mir. Was geht in ihrem Kopf vor?« Amanda dreht sich hilflos im Kreis. »Wo zum Teufel ist das Scheißauto?«

Ben weist auf das andere Ende des Parkplatzes.

»Also, wer hat es denn bloß da hinten geparkt, verdammt noch mal?« Sie wendet sich in die Richtung.

»Amanda, sei vorsichtig. Der Boden ist vereist …«

Amanda hört seine Warnung im selben Moment, in dem der Absatz ihres Stiefels auf eine verdeckte Eisfläche trifft. Sie hat das Gefühl, gleichzeitig nach hinten gerissen und nach vorne geschubst zu werden, so als hätten unsichtbare Hände ihren Mantelkragen gepackt, während unsichtbare Füße ihr die Beine wegtreten. Sie wird in die Luft gewirbelt und glaubt für den

Bruchteil einer Sekunde, auf einem fliegenden Teppich zu schweben. Doch dann windet sie sich plötzlich in der frostigen Luft, der fliegende Teppich sackt unter ihrem Gewicht zusammen, und sie fällt wie eine Marionette, deren Fäden brutal gekappt wurden, auf den Asphalt. *Püppchen,* hört sie ihre Mutter sagen, als sie auf dem Boden landet und in bittere Tränen ausbricht.

Ben ist sofort an ihrer Seite, legt tröstend die Hand auf ihren Arm und hilft ihr auf die Füße. »Amanda, alles in Ordnung?«

»Alles okay.« Sie streicht ein paar Klumpen feuchten Schnee von ihrem Mantel und weigert sich, ihn anzusehen.

»Mir geht es verdammt noch mal gut.«

»Bist du sicher? Das war ein ziemlich böser Sturz.«

»Ich sagte doch, alles okay.«

»Willst du dich drinnen für einen Moment hinsetzen?«

»Ich soll da wieder reingehen? Machst du Witze? Ich will so schnell wie irgend möglich von hier weg.«

»Okay.« Er fasst ihren Ellenbogen und führt sie behutsam zum Wagen. »Vorsichtig.«

»Diese bescheuerten Stiefel.«

Er schließt die Tür auf und hilft ihr in den Wagen. »Wahrscheinlich fühlst du dich später ein bisschen steif. Vielleicht solltest du ein heißes Bad nehmen, wenn du zurück im Hotel bist.«

Amanda nickt wortlos und lehnt sich an die Scheibe des Seitenfensters, während Ben den Wagen vom Parkplatz auf die Disco Road steuert.

»Alles in Ordnung?«

»Nein.«

»Meinst du, dass du dir was gebrochen hast?«

»Nein. Auch nicht mein Herz, falls du dazu neigst, in

Klischees zu denken. Tut mir Leid«, entschuldigt sie sich unverzüglich. »Das hast du nicht verdient.«

»Du bist wütend. Das ist verständlich.«

»Wirklich? Und was genau verstehst du?«

»Du hast deine Mutter seit Jahren nicht gesehen, und sie dann unter diesen Umständen wiederzutreffen …«

»Sie sieht verdammt gut aus, findest du nicht? Ich meine, wenn man bedenkt, dass sie das hässlichste Grün auf diesem Planeten getragen und ihr Haar ein paar Tage lang nicht frisiert hat. Aber hey, sie ist immer noch schlank und attraktiv, und nicht zu vergessen, sie *schläft* gut.«

»Würdest du sie gern mehr leiden sehen?«

»Ich würde sie gern in der Hölle schmoren sehen.«

»Weil sie einen Mann umgebracht hat oder weil sie dir gesagt hat, dass du schön bist?«

Amandas Kopf schnellt zu ihrem Ex-Mann herum. »Oh bitte.«

»Was hat dich so aufgewühlt, Amanda?«

»Wirklich, keine Ahnung. Könnte es daran liegen, dass meine Mutter unter Mordverdacht in Untersuchungshaft sitzt?«

»Das ist nichts Neues«, winkt Ben ab. »Außerdem hätte ich gedacht, du würdest die Vorstellung genießen, dass deine Mutter irgendwo eingesperrt ist. Es ist vielleicht nicht Höllenfeuer und Schwefel, aber verdammt nah dran.«

»Hat sie auf dich den Eindruck gemacht, dass sie leidet?«

Amanda wischt sich ihre laufende Nase mit der Hand ab.

»Denn auf mich hat sie nicht den Eindruck gemacht, als würde sie leiden. Und weißt du, warum?«, fragt sie und fährt, ohne seine Antwort abzuwarten, fort: »Weil sie nicht leidet. Sie bereut ihre Tat nicht im Geringsten. Man sieht es in ihren Augen und ihrer Haltung. Ist dir aufgefallen, wie still sie sitzt? Sie strahlt eine Ruhe aus, eine Gelassenheit, als ob …«

»Als ob was?«

»Ich weiß nicht.« Amanda starrt durch den Bogen auf der Windschutzscheibe, den die Scheibenwischer durch die Schneeflocken ziehen. »Es ist fast so, als wären ihre Dämonen endlich zum Schweigen gebracht worden.«

Ben sieht sie an. »Willst du sagen, dass John Mallins ein Dämon war?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen will.«

»Wir versuchen es morgen noch einmal.«

»Was? Das ist nicht dein Ernst, oder? Auf gar keinen Fall kehre ich dorthin zurück.« Amanda massiert sich das Knie.

»Hast du Schmerzen?«

»Ich hab eine Stinkwut«, erwidert sie und ist dankbar für sein Lachen. »Du willst sie am Dienstag doch nicht wirklich auf schuldig plädieren lassen, oder?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie aufhalten kann.«

Amanda schüttelt frustriert den Kopf. »Sie ist offensichtlich verrückt.«

»Du hast sie gehört. Sie wusste, was sie tat, und sie wusste, dass es falsch war.«

»Dann vielleicht vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit.«

»Das ist schwer zu begründen, wenn sie den ganzen Nachmittag mit einer Waffe auf den Mann gewartet hat. Das spricht doch für ein gewisses Maß an Vorsatz, meinst du nicht?«

»Nicht schuldig wegen einer Geistesstörung?«

»Welche Geistesstörung?«

»Na, eben der, dass sie geistig gestört ist?« Diesmal lachen sie beide. »Meinst du, die Staatsanwaltschaft würde sich auf einen Handel einlassen?«

»Warum sollte sie? Sie hat einen absolut wasserdichten Fall.«

»Aber sie hat kein Motiv.«

»Das braucht sie auch nicht«, erinnert er sie.

»Und was, wenn ich eins brauche?«

»Dann wirst du wohl noch ein paar Tage hier bleiben und abwarten müssen, was wir herausfinden.«

»Scheiße.« Amanda massiert sich den Nacken. Ben hatte Recht – sie spürt bereits, wie sie am ganzen Körper steif wird. »Egal. Soll sie auf schuldig plädieren, wenn sie das will. Was kümmert es mich?«

Ein leises Klingeln hallt im Wagen wider und prallt von den Fenstern zurück. Ben greift in die Innentasche seiner Lederjacke, zückt sein Handy und nimmt beim zweiten Klingeln ab. »Hallo.« Er blickt nach unten und hört aufmerksam zu. »Wann ist das passiert?«

Amanda beobachtet die intensive Konzentration, mit der er zuhört, und denkt, dass diese Intensität immer eine seiner attraktivsten Eigenschaften gewesen ist. Er hat eine Art, einem das Gefühl zu vermitteln, dass man der einzig wichtige Mensch in einem Raum ist, denkt sie, hört das leise Echo einer Frauenstimme aus dem Hörer und empfindet für einen Moment brennende Eifersucht.

Das ist alles die Schuld meiner Mutter, beschließt sie. Sie nach all den Jahren und unter derart extremen Umständen wiederzusehen, hat sie durcheinander gebracht und ein veritables Pulverfass lange verdrängter Erinnerungen und Gefühle ausgegraben.

Sie versucht eine Bestandsaufnahme. Was empfindet sie genau? Wut, ohne Frage. Hilflosigkeit, unbedingt. Sorge, bestimmt. Verunsicherung, ja. Verärgerung ja. Frustration, und ob.

Was sie nicht hat, ist: Mitleid.

Was sie nicht empfindet, ist: Mitgefühl.

Was sie nicht fühlt, ist: Zärtlichkeit.

Auf keinen Fall.

Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist.

Wie kannst du es wagen, denkt Amanda und knetet ihre Nackenmuskeln, bis ihr die Finger wehtun. Wie kannst du es wagen, jetzt so etwas zu mir zu sagen? Was für eine Nummer willst du abziehen? Was glaubst denn du? Dass alles vergeben und vergessen ist, bloß weil ich hierher zurückgekommen bin und mich einverstanden erklärt habe, dich wiederzusehen? Dass ich Mitleid mit dir habe, weil du in dem hässlichsten Gebäude eingesperrt bist, das ich je gesehen habe, bekleidet mit dem hässlichsten Jogginganzug, den ich je gesehen habe, und in der dicken Baumwolle so zerbrechlich aussiehst und so, ich weiß nicht, so … menschlich, in Ermangelung eines besseren Wortes.

Aber wir wissen alle, dass das nicht wahr ist, oder, Mutter?

Nun, kein Wunder, dass dein Vater einen Herzinfarkt hatte, bei einer Tochter wie dir.

Ja, das klingt mehr wie die Frau, die wir kennen und hassen gelernt haben.

Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist.

Nein, hast du nicht. »Und jetzt ist es verdammt noch mal zu spät.«

»Was?«, fragt Ben und steckt sein Telefon wieder in die Jacke.

»Was?«

»Was ist zu spät?«

»Was?«, wiederholt Amanda, unfähig, etwas anderes zu sagen.

»Alles in Ordnung?«

»Mir geht’s gut.«

Er lächelt. »Gut oder verdammt noch mal gut?«

Sie erwidert sein Lächeln unwillkürlich. »War das Jennifer?«

»Ja.«

»Hat sie sich nach den Plänen für das heutige Abendessen erkundigt?«

»Sie hat etwas gehört, von dem sie glaubte, dass es mich interessieren könnte.«

»Und hat es dich interessiert?«

»Offenbar hat sich eine weitere Zeugin gemeldet.«

»Im Fall meiner Mutter?«

»Hast du je von einer Frau namens Corinne Nash gehört?«

»Corinne Nash?« Amanda käut den Namen stumm wider und lässt ihn über ihre Zunge gleiten, um zu sehen, ob er einen bekannten Geschmack hinterlässt. »Nein, ich glaube nicht.«

»Sie behauptet, eine Freundin deiner Mutter zu sein.«

»Unmöglich. Meine Mutter hat keine Freundinnen.«

»Du warst lange weg, Amanda.«

»Manche Sachen ändern sich nie.«

»Und andere schon. Sollen wir sie besuchen?«

»Du weißt, wo die Frau wohnt?«

Ben biegt in die Auffahrt auf die 401 und fädelt sich in östlicher Richtung in den fließenden Verkehr, ohne weitere Erklärungen abzugeben.

Amanda lächelt wissend. Manchmal lohnt es sich, mit dem Feind zu schlafen, denkt sie.

Das Haus in der Whitmore Avenue ist alt und erkennbar renovierungsbedürftig. Die senfgelben Backsteine könnten eine gründliche Sandstrahlung vertragen, und die Betonstufen, die zu der winzigen Veranda führen, sind zwar von Schnee geräumt, jedoch sichtlich bröckelig. In der Einfahrt parkt ein Caprice älteren Jahrgangs, der zu breit für die kleine Garage neben dem Haus ist. Holzläden mit abblätternder weißer Farbe rahmen

kleine Fenster mit Blick auf die Straße. Als Türklopfer dient ein bronzener Löwenkopf, der ebenso dringend poliert werden müsste wie die Eichentür, an der er montiert ist. »Kommt dir das irgendwie bekannt vor?«, fragt Ben, als er vor dem Haus hält.

»Nein.«

Er schaltet den Motor ab. »Überlass mir möglichst das Reden«, ermahnt er Amanda beim Aussteigen. »Amanda …«, warnt er sie, als sie die Stufen hinaufeilt.

»Ich sage kein Wort.« Sie hämmert gegen die Haustür.

»Oh, das ist gut. Sie wird denken, es ist die Gestapo.«

»Ich bin mucksmäuschenstill.«

»Wer ist da?«

»Mein Name ist Ben Myers«, sagt Ben, während er mit einer behandschuhten Hand Amandas Mund zuhält. »Ich bin Gwen Price' Anwalt und wollte fragen, ob ich ein paar Minuten mit Ihnen sprechen könnte.«

Die Tür wird sofort geöffnet, und Amanda schüttelt Bens Hand ab und betritt zögerlich das Haus, beinahe als hätte sie Angst, der Frau gegenüberzutreten.

»Sie sind Gwens Anwalt?« Die Frau hat eine dünne, fast mädchenhafte Stimme und trägt einen konservativen langen braunen Rock und ein beiges Twinset, dazu pinkfarbene Fellpantoffeln. »Bitte, kommen Sie herein. Wie geht es Gwen?«

»Sie hält sich ziemlich gut.«

Der Duft frischen Kaffees steigt ihnen in die Nase, als sie den kleinen Hausflur betreten. Corinne Nash schließt die Tür. »Könnten Sie bitte Ihre Stiefel ausziehen, wenn Sie nichts dagegen hätten …«

Sie kommen der Bitte unverzüglich nach, und Amanda nutzt die Gelegenheit, sich umzusehen. Die Zimmer im Erdgeschoss sind klein und ordentlich – ein Wohnzimmer zur Linken, ein Esszimmer zur Rechten, und eine offen stehende Tür, die in die

nach hinten hinaus liegende Küche führt. Eine Holztreppe, die mit hellgrünem Teppich ausgelegt ist, führt vom Flur in den ersten Stock. Amanda schätzt, dass er drei weitere Räume beherbergt: ein großes Schlafzimmer, das nur unwesentlich geräumiger ist als die beiden kleinen, sowie ein Bad. Die Wände sind in einem blassen Grün gestrichen, das beinahe an Altenheime oder Krankenhäuser erinnert. Dafür sind die Teppiche in Wohn- und Esszimmer genauso wie die Vorhänge an den Fenstern mit Blumenmustern verziert.

»Das ist meine Assistentin«, setzt Ben an, als Amanda ihre Stiefel ausgezogen hat und den Kopf hebt.

»Oh mein Gott«, ruft Corinne Nash aus.

Amanda zieht sich unwillkürlich Richtung Haustür zurück, als die Frau mit ausgestreckter Hand auf sie zukommt. Corinne Nash ist etwa ein Meter siebzig groß, mit einem gewaltigen Busen und fülligen Hüften, die ihre Kleinmädchenstimme noch unpassender erscheinen lassen, so als käme sie aus einer anderen Zimmerecke. Ihr kinnlanges Haar ist von dem gleichen Goldbraun wie ihre Augen, und sie hat volle Lippen und ein kurze, feine Nase. In ihrer Jugend ist sie wahrscheinlich eine nicht zu unterschätzende Schönheit gewesen, denkt Amanda und spürt die Klinke in ihrem Rücken. »Sie sind Amanda, nicht wahr?«

Amanda braucht einen Moment, um ihre Stimme wiederzufinden. »Sie kennen mich?«

»Natürlich kenne ich Sie. Bitte, kommen Sie rein.« Sie legt einen Arm um Amandas Schultern und führt sie in das mit Möbeln voll gestopfte Wohnzimmer. »Lassen Sie mich Ihnen den Mantel abnehmen. Bitte setzen Sie sich.« Mit flatternden Fingern weist sie auf ein geblümtes Polstersofa vor dem einen Fenster und zwei melonenfarbene Ohrensessel vor dem anderen. Um einen Kamin am anderen Ende des Zimmers gruppieren sich ein überladener, blass orangegrün gestreifter Polstersessel und

eine passende Ottomane. Ein Polsterstuhl im Queen-Anne-Stil mit dunkelgrüner Stickerei steht neben einem Klavier, über dem das Bild einer nackten Frau auf einem Diwan hängt. Die Dame hat beunruhigende Ähnlichkeit mit der Hausherrin. »Kann ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten? Er ist schon fertig.«

»Kaffee wäre toll, danke«, antwortet Ben für sich und Amanda.

»Wie trinken Sie Ihren Kaffee?«

»Mit Milch und Zucker«, antworten beide zusammen.

»Genau wie Ihre Mutter«, sagt Corinne Nash, als sie zurückkommt und ein Tablett mit drei Bechern dampfendem Kaffee und einem Teller mit Gebäcksortiment auf den gläsernen Couchtisch vor ihnen stellt.

Amanda nimmt sich vor, ihren Kaffee fortan schwarz zu trinken. »Woher kennen Sie mich?«, fragt sie, als sich die Frau in einem der beiden Ohrensessel niedergelassen hat.

»Ich habe Sie schon oft auf Fotos gesehen.«

»Fotos von mir? Was für Fotos?«

Corinne Nash wirkt ein wenig überrascht. »Nun, da ist zum Beispiel das Foto von Ihrem Highschool-Abschluss, und dann gibt es noch eins, wo Sie einfach dasitzen und aus dem Fenster gucken. Ein Schnappschuss. So weit ich weiß, hat Ihr Vater es gemacht, als Sie nicht hingesehen haben. Das ist das Lieblingsbild Ihrer Mutter. Und natürlich Ihre ganzen Babyfotos. Es ist erstaunlich – Sie haben immer noch das gleiche Gesicht. Deshalb habe ich Sie erkannt. Haben Sie Ihre Mutter besucht? Sie ist so stolz auf Sie. Sie ist bestimmt unendlich erleichtert, dass Sie hier sind.«

Amanda nimmt einen Becher Kaffee von dem Tablett und führt ihn an die Lippen, um nicht laut loszuschreien. *Wovon reden Sie? Meine Mutter hat nie irgendwelche Fotos von mir aufbewahrt. Sie war nie stolz.* Hilfe suchend sieht sie Ben an.

»Mrs. Nash«, sagt er, »soweit ich weiß, haben Sie mit der Polizei gesprochen.«

»Ja. Es tut mir schrecklich Leid. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich wollte Ihrer Mutter nicht noch mehr Ärger bereiten, deshalb habe ich ein paar Tage gewartet, bis ich mich gemeldet habe, aber nachdem ich gelesen habe, dass sie bereits gestanden hat, wollte ich das Richtige tun. Es tut mir wirklich Leid. Ich hoffe, ich habe es für sie nicht noch schlimmer gemacht.«

»Was genau haben Sie der Polizei erzählt, Mrs. Nash?«

»Dass ich mit Gwen im Four Seasons Hotel war, als sie den Mann zum ersten Mal gesehen hat.«

»Sie waren dabei, als sie John Mallins erschossen hat?«, fragt Ben.

»Nein, nicht als sie ihn erschossen hat. Am Tag davor.«

»Das verstehe ich nicht«, unterbricht Amanda. »Wollen Sie sagen, dass meine Mutter einen Tag, bevor sie den Mann erschossen hat, schon einmal in dem Hotel war?«

»Ja, wir sind im Kino gewesen und haben dann einen Tee getrunken. In der Halle gibt es eine wunderbare Bar, wo wir uns nachmittags oft zum Tee treffen. Sie haben diese wundervollen Kekse.« Sie bietet ihnen von dem Gebäck an.

»Die hier sind natürlich nicht so gut.«

Ben nimmt eins. »Köstlich. Haben Sie die selbst gebacken?«

»Oh nein. Ich könnte nicht backen, selbst wenn mein Leben davon abhing. Konnte ich nie. Meine Enkel beschweren sich jedes Mal, wenn sie zu Besuch kommen. Sie sagen, Omas müssen Kekse backen können.«

»Wie lange kennen Sie meine Mutter?«, fragt Amanda, um der Frau einen Faden für ihre weitschweifigen Erzählungen zu geben.

»Seit etwa fünf Jahren. Wir haben uns im Kino kennen gelernt. Wir waren beide allein und sind ins Gespräch gekommen. Ich

glaube, genau genommen habe ich sie angesprochen. Sie war schüchterner. Zumindest anfangs. Aber ich habe sie vermutlich weich geklopft. Wie sich herausstellte, hatten wir vieles gemeinsam. Wir waren beide Witwen und trockene Alkoholikerinnen. Unsere Kinder waren erwachsen. Wir gingen beide gerne ins Kino und ins Theater. Also haben wir angefangen, uns alle paar Wochen zu verabreden, und dann einmal pro Woche, und nach dem Kino trinken wir manchmal noch einen Tee.«

»Und dabei haben Sie John Mallins gesehen?«, fragt Ben, um wieder zum Thema zu kommen.

»Ja. Wir waren eigentlich gerade im Aufbruch, als sie durch die Drehtür kamen. Sie lachten, hielten Händchen und gingen zu den Fahrstühlen. Ich wandte mich Gwen zu und sagte etwas wie: ›Ist das nicht eine reizende Familie?‹ Aber Gwen sah aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen. Sie zitterte so heftig am ganzen Leib, dass ich dachte, sie hätte vielleicht einen Anfall. Ich habe dafür gesorgt, dass sie sich setzt, und sie gefragt, ob ich einen Krankenwagen rufen sollte, aber sie hat darauf bestanden, dass alles in Ordnung sei, obwohl man sehen konnte, dass sie nicht sie selbst war. Nach ein paar Minuten sind wir dann gegangen.«

»Das war alles?«, fragt Ben. »Sie hat Ihnen gegenüber nichts über John Mallins gesagt?«

»Sie hat ihn nie erwähnt. Erst als ich in der Zeitung davon gelesen und Gwens Gesicht neben dem dieses Mannes gesehen habe, habe ich eins und eins zusammengezählt.«

»Und Sie sind sicher, dass der Mann, den Sie an jenem Nachmittag gesehen haben, John Mallins war?«, fragt Amanda.

»Das hat mich die Polizei auch gefragt. Ich bin mir absolut sicher. Ich habe ein gutes Gedächtnis für Gesichter. Es war auf jeden Fall derselbe Mann.«

»Denken Sie scharf nach, Mrs. Nash. Hat meine Mutter John Mallins je vorher erwähnt?«

»Nie. Ich kann es immer noch nicht glauben.«

»Was?«

»Dass sie einen Mann erschossen hat. Wie ich bereits der Polizei erklärt habe, ist Ihre Mutter der gütigste und sanfteste Mensch, den ich je getroffen habe.«

Amanda spürt, wie ihr der Kaffeebecher entgleitet. Bevor sie es verhindern kann, fällt er ihr aus der Hand und ergießt seinen Inhalt auf dem Teppich mit dem Blumenmuster. Genau wie John Mallins' Blut, denkt Amanda, während sie zusieht, wie der Fleck sich nach ihren Zehen ausstreckt.

13

»Hat sie wirklich gesagt, dass meine Mutter der gütigste und sanfteste Mensch ist, den sie je getroffen hat?«, flüstert Amanda, als Corinne in die Küche geeilt ist, um Küchentücher zu holen.

»Das hat sie gesagt.«

Amanda schüttelt ungläubig den Kopf. »Mit wem hängst sie sonst rum? Hitler?« Sie lässt sich zurück ins Sofa sinken, wo sie in dem schrillen Dickicht aus grünen und rosafarbenen Stoffmusterblumen und -reben beinahe verschwindet.

»Nimm einen Keks«, schlägt Ben vor. »Die sind wirklich ziemlich lecker.«

Amanda greift sich einen Keks von dem schwarzen Emailletablett und schluckt ihn beinahe ganz hinunter, als Corinne Nash mit einer Hand voll Küchentücher zurück ins Zimmer gehastet kommt, vor dem Fleck auf die Knie fällt und ihn abzutupfen beginnt.

»Oh nein«, sagt Amanda und hockt sich zu der älteren Frau auf den Boden. »Bitte lassen Sie mich das machen.«

»Unsinn. Schon erledigt.« Stolz präsentiert Corinne das feuchte Küchentuch. »Nehmen Sie noch einen Keks«, weist sie Amanda an. »Ich hole neuen Kaffee.«

»Nein, vielen Dank«, protestiert Amanda. »Wirklich. Ich habe Ihnen schon genug Umstände bereitet.«

»Ich wette, Sie haben den ganzen Tag noch nichts gegessen, oder?« Corinne Nash schüttelt den Kopf. »Genau wie die Mutter.«

Amandas Lächeln ist so gepresst, dass ihre Wangen sich anfühlen, als könnten sie reißen. Als sie spricht, rollen die Worte unartikuliert, eher wie ein Gurgeln aus ihrer Kehle.

»Ich versichere Ihnen, ich bin ganz und gar nicht wie meine Mutter.«

»Ach wirklich? Ich erkenne alle möglichen Ähnlichkeiten«, stellt Corinne Nash lächelnd fest.

»Ich denke, wir sollten jetzt vielleicht besser aufbrechen«, geht Ben rasch dazwischen und führt Amanda zur Haustür, wobei er den Arm auch fest um ihre Hüfte gelegt hält, als sie in ihre Stiefel steigt und ihren Mantel überwirft.

»Warte«, sagt Amanda, als sie die Treppe vorm Haus hinuntergehen. »Mir ist gerade etwas eingefallen.« Auf der vorletzten Stufe bleibt sie stehen, atmet die Luft des späten Nachmittags tief ein und wendet sich noch einmal Corinne Nash zu. »Sie haben nicht zufällig einen Schlüssel zum Haus meiner Mutter, oder?«, fragt sie mit einer tieferen Stimme als normal, um nicht wie ihre Mutter zu klingen.

»Doch, den habe ich«, antwortet Corinne mit beinahe hörbarem Stolz. »Wir haben vor einigen Monaten Schlüssel ausgetauscht. Wir dachten, es sei eine gute Idee, für den Notfall, verstehen Sie? Ich nehme an, das ist so ein Notfall. Möchten Sie ihn gerne haben?«

»Bitte«, erwidert Ben, bevor Amanda etwas anderes sagen kann. »Guter Gedanke«, fügt er leise hinzu, als Mrs. Nash im Haus verschwunden ist, um den Schlüssel zu suchen.

Amanda ignoriert das Kompliment. »Ich klinge überhaupt nicht wie meine Mutter. Wie kann sie so etwas behaupten? Du findest doch nicht, dass ich wie meine Mutter klinge, oder?«

»Hier ist er«, verkündet Mrs. Nash bei ihrer Rückkehr und hält Amanda den einzelnen silberfarbenen Schlüssel hin. »Wahrscheinlich müssen die Blumen gegossen werden.«

»Wir kümmern uns darum«, versichert Ben und bedankt sich noch einmal.

Corinne Nash winkt ihnen zum Abschied, als sie in den Wagen steigen. »Und sagen Sie Ihrer Mutter bitte, dass ich sie in meine Gebete einschließe.«

»Das mache ich auf jeden Fall«, murmelt Amanda, und sie murmelt weiter, und Mrs. Nash winkt immer noch, als Ben einen Gang einlegt und losfährt.

Das zweistöckige Haus auf der westlichen Seite des Palmerston Boulevard ist ganz wie seine Besitzerin – erkennbar gealtert, aber stolz, stattlich, aber exzentrisch. Die Backsteine sind mattbraun, die Haustür ist hellgelb. Der Bürgersteig und die Treppe vorm Haus sind schneebedeckt, und es hat sich auch niemand die Mühe gemacht, die schmale Einfahrt freizuschaufeln, die sich das Haus mit dem Nachbarhaus teilt. »Verflucht sollen Sie sein, Mr. Walsh«, hört Amanda ihre Mutter kreischen, als Ben in die gemeinsame Einfahrt einbiegt. »Vor Beginn des neuen Jahres sind Sie tot.«

Und tatsächlich ist der alte Mr. Walsh zwei Monate später gestorben.

In den folgenden Jahren wohnten im Nachbarhaus nacheinander mehrere Familien, und Amanda fragt sich, wer jetzt dort lebt und ob die neuen Bewohner ähnlich empört sein werden wie ihre Mutter seinerzeit, wenn sie die Einfahrt blockiert vorfinden. Nicht, dass ihre Mutter je irgendwohin gefahren wäre, denkt Amanda. Sie sieht Ben an und erinnert sich daran, wie oft er genau denselben Wagen an genau derselben Stelle geparkt hat.

»Bist du bereit?«, fragt er.

»Bist du sicher, dass das nicht als unerlaubtes Eindringen oder unbefugtes Betreten gilt?«

Als Antwort hält Ben den Haustürschlüssel hoch. »Es war deine Idee, schon vergessen?«

»Und wir stören auch ganz bestimmt nicht die polizeilichen Ermittlungen?«

»Siehst du hier irgendwo Absperrband?«

Amanda atmet aus und beobachtet, wie ihr Atem die Windschutzscheibe beschlägt. Er hat natürlich Recht. Die Polizei hat keine Veranlassung, das Haus ihrer Mutter zu durchsuchen. Sie hat die Mordwaffe schon. Und auch wenn ein Motiv fehlt, hat sie dafür etwas viel Besseres – ein Geständnis. Amanda atmet erneut unter Schmerzen aus und stößt die Wagentür auf.

»Vorsichtig auf dem Eis«, warnt Ben sie, als sie langsam die Einfahrt hinaufgeht. Sie gibt vor, seinen angebotenen Arm nicht zu bemerken, als er ihr die schneebedeckten Stufen zum Haus hinaufhelfen will.

»Und was glaubst du, was wir hier finden werden?«, fragt sie, als sich der Schlüssel im Schloss dreht.

»Ich habe keine Ahnung.«

In der Sekunde, die es dauert, bis das Schloss geöffnet ist, fallen Amanda ein halbes Dutzend Gründe ein, warum sie das nicht tun sollten: Sie schnüffeln an einem Ort herum, an dem sie nichts zu suchen haben; ihre Mutter wird wütend sein, wenn sie es erfährt; dies ist nicht ihr Haus, nicht mehr; sie hat es seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr betreten; sie hat geschworen, nie wieder einen Fuß über die Schwelle zu setzen, und ihr wird schon übel, wenn sie bloß auf der Veranda steht.

Und dann fügt sie der Liste einen weiteren Grund hinzu: Sie könnten etwas finden.

Die Tür geht auf, und Ben tritt forsch ein.

»Kommst du?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das kann.«

»Möchtest du lieber im Auto warten?«

Amanda schüttelt den Kopf, das einzige bewegliche Teil ihres

Körpers, so kommt es ihr vor. Ihre Gliedmaßen sind erstarrt, und sie hat das Gefühl, wenn sie versucht, mit Gewalt einen Fuß vor den anderen zu setzen, werden ihre Beine abbrechen wie Eiszapfen.

Eine Böe weht von hinten gegen ihren Mantel und schiebt sie behutsam ins Haus. Den Blick starr auf die winzigen grauweißen Quadrate des Linoleumbodens gerichtet, betritt sie den Flur. »Sieht aus, als hätte sich nicht viel verändert«, hört sie Ben sagen.

Langsam und widerwillig blickt Amanda auf.

Was sie sieht: die nachgemachten Mosaikfliesen im Hausflur, die in den dunklen Holzboden des schmalen Korridors übergehen, den grauen Teppich im Wohnzimmer zu ihrer Linken, das holzgetäfelte Arbeitszimmer zu ihrer Rechten, eine Treppe am Ende des Flures neben der Küche; ein schluchzendes Kind, das diese Treppe hinunter und von einem Zimmer ins andere rennt, um dem Zorn seiner Mutter zu entgehen.

Amanda schluckt und ignoriert die Stimme ihrer Mutter, die sie daran erinnert, sich auf dem ausgefransten Stück grauen Teppich vor der Haustür die Schuhe abzutreten.

»Lass uns das schnell hinter uns bringen, okay?«

»Ich übernehme das Erdgeschoss«, erklärt Ben ihr.

»Meinst du, du schaffst die Schlafzimmer oben?«

Amanda geht vorsichtig vor, als könnte im Schatten des oberen Treppenabsatzes eine irre Gestalt mit einem Messer lauern, die sich kreischend auf sie stürzt, wie in *Psycho.* Sie hört, dass Ben begonnen hat, die Küchenschränke durchzugehen. Wonach suche ich eigentlich, fragt sie sich und betrachtet die feuchten Abdrücke, die ihre Stiefel auf den Treppenstufen hinterlassen haben. Was machen wir hier?

Ihr altes Zimmer liegt auf der linken Seite des Treppenabsatzes. Etliche Sekunden bleibt sie in der Tür stehen,

während ihr Blick von dem kleinen Einzelbett vor der blass rosafarbenen Wand zu dem Renoir-Druck eines auf einer Schaukel stehenden Mädchens wandert, der über dem Schreibtisch an der Wand gegenüber hängt, um dann weiterzuschweifen zu der Kommode aus hellem Holz, die gerade unter das Fenster mit Blick auf die Doppeleinfahrt passt. Ein perfektes Mädchenzimmer, denkt sie. Nur dass sie weit davon entfernt war, ein perfektes Mädchen zu sein.

Amanda betritt das Zimmer und wirbelt herum, wobei sie sich mit jeder Umdrehung ein wenig kleiner fühlt, genau wie Alice nach Einnahme der mysteriösen Pille, bis sie zuletzt ein tapsiges Kleinkind ist. Sie hört ein Lachen, spürt kräftige Frauenarme, die sie hochheben, bis sie mit fröhlich strampelnden Beinen in der Luft schwebt. »Wer ist mein kleines Püppchen?«, hört sie eine Frau trillern.

Und dann verstummt das Lachen abrupt, erstarrt in der Luft und prasselt wie Hagelkörner auf ihren Kopf. Das Kleinkind fällt aus den Armen der Frau und bleibt wie eine zerbrochene Puppe auf dem grauen Teppich liegen, Arme und Beine in unmöglichem Winkel abgespreizt. Verwundet sinkt Amanda aufs Bett.

Als Teenager hat sie ihre Eltern angefleht, ihr zu erlauben, das Zimmer zu verändern. Ihre Freundinnen hatten alle viel coolere Zimmer mit französischen Betten und Tapeten, die ihren heranreifenden, wenngleich dubiosen Geschmack widerspiegelten. Sie hätte die Nase voll von all dem Pink, protestierte sie, von all dem Kleinmädchen-Schnickschnack. Sie war ihrer Sammlung von Tierseifen und gläsernen Briefbeschwerern längst entwachsen. Sie wollte schwarze Wände wie Debbie Profumo. Sie wollte eine Hightech-Stereoanlage wie Andrea Argeris.

Stattdessen hörte sie die Ermahnung, leiser zu reden, weil ihre Mutter ruhte.

Aus Protest hatte sie aufgehört, ihre Kleider in den Schrank zu hängen oder ordentlich gefaltet in Schubladen zu verstauen. Sie tapezierte das Zimmer mit Marilyn-Manson- und Sean-Penn-Postern, hörte Heavy Metal und drehte ihr Radio die ganze Nacht voll auf, bis ihr Vater ins Zimmer stürmte, es vom Regal riss, zu Boden schleuderte und damit irreparabel zertrümmerte. »Was ist los mit dir?«, wollte er wissen, während sein Blick zu der Packung mit Anti-Baby-Pillen wanderte, die sie absichtlich auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen. »Du weißt, dass deine Mutter bei dem verdammten Lärm nicht schlafen kann.«

Als Reaktion hatte sie sich ein neues Radio gekauft, das sie noch lauter aufdrehte. Als Reaktion war sie immer länger ausgeblieben, bis sie kaum noch nach Hause kam, und wenn doch, immer mit einem lauten Knallen der Haustür. Als Reaktion hatte sie mit jedem männlichen Wesen geschlafen, das ihr ins Auge fiel, weil sie die Aufmerksamkeit des einen Mannes nicht erringen konnte, der am wichtigsten war. Denn seine Aufmerksamkeit war bereits in Beschlag genommen.

Von ihrer Mutter.

Zumindest würde Oprah Winfrey das vermutlich sagen, denkt Amanda, gelangweilt von der ganzen Amateur-Psychologie. Sie steht auf und beginnt ungeduldig die Schubladen der Kommode aufzureißen, auf der Suche nach weiß der Himmel was.

Was sie findet: ein paar Pullover ihrer Mutter, alten Modeschmuck, einen Seidenschal mit schwarzer Borte und einem Muster aus bunten Schmetterlingen. Amanda knüllt die kostbare Seide in ihrer Hand zusammen, hält sich den Schal unter die Nase und schnuppert vergeblich nach einem Hauch ihrer Mutter. Abwesend wickelt sie den Schal um ihren Hals und wendet sich dem Schreibtisch zu. Rastlos kramt sie durch Kartons mit leerem Briefpapier und Kalender ohne Eintragungen. In der untersten Schublade entdeckt sie eine Sammlung alter Modezeitschriften, die sie träge durchblättert.

»Hier ist nichts«, sagt sie laut, verstaut die Zeitschriften wieder in der Schublade und geht zurück in den Flur.

»Geh nicht«, ruft eine dünne Stimme in ihrem Rücken, und Amanda dreht sich um, obwohl sie weiß, dass niemand da ist.

Das zweite Schlafzimmer ist nur ein paar Schritte entfernt. Auch dieser Raum ist weitgehend so, wie sie ihn in Erinnerung hat, die Einrichtung praktisch unverändert, nur dass jetzt ein Doppelbett an der gegenüberliegenden Wand steht und die Wände in einem subtileren Rosa gestrichen sind. Vor dem Fenster mit Blick auf die Straße steht ein Schreibtisch. Neben einem Kleiderschrank steht eine niedrige Kommode an der Wand. Über dem Bett hängt ein weiterer Renoir-Druck – ein Feld mit Blumen. Amanda kann sich nicht erinnern, dass irgendjemand diesen Raum je bewohnt hat. Ihre Eltern hatten nie Gäste. Einer spontanen Eingebung folgend marschiert sie zu dem Kleiderschrank und reißt die Türen auf, bevor sie zurückweicht und die Augen abschirmt, wie von plötzlicher Helligkeit geblendet.

Die Puppenbühne steht auf dem Boden des ansonsten leeren Schranks, zwei Holzmarionetten liegen ordentlich zusammengelegt in der Mitte der Bühne, den Oberkörper wie zur Gymnastik über die Beine gestreckt, die Hände über den Füßen gefaltet, die Augen wie im Schlaf geschlossen, die Fäden um sie herum ausgebreitet, als wären sie in ein Spinnennetz gestolpert.

Behutsam trägt Amanda die gut einen halben Meter hohe Bühne in die Mitte des Zimmers, stellt sie auf den grauen Teppich und hockt sich im Schneidersitz daneben. Mit zitternden Fingern nimmt sie die erste Puppe hoch. Es ist ein Junge mit einem großen Holzkopf und einer hohen Tolle schwarz gemalter Haare. Sofort klappt die Marionette die Augen auf, große neongrüne Kugeln. Er hat volle Lippen und ein breites Lächeln. Er trägt ein frisches weißes Baumwollhemd, und unter einer steifen Jeans ragen blaue Schuhe hervor.

Amanda lässt die Puppe an den Fäden baumeln und betrachtet ihren ungelenken Tanz. Sie nimmt die zweite Puppe, ein rotwangiges Mädchen mit riesigen blauen Augen und aufgemaltem welligen blonden Haar, in die andere Hand und wendet sie, sodass sie ihren Freund ansieht. Langsam bewegt sie ihre Finger, lässt das Mädchen einen Knicks und den Jungen einen Diener machen. Und im nächsten Moment wirbeln sie anmutig über die kleine Bühne.

»Wie kommst du da oben zurecht?«, ruft Ben von unten.

Die Marionetten lösen sich mit einem Ruck voneinander und recken die Hände himmelwärts, als ob jemand eine Waffe auf ihren Kopf richten würde. »Alles okay«, ruft Amanda und lässt die Fäden los, sodass die Puppen übereinander zu Boden sinken, als ob sie tatsächlich erschossen worden wären.

»Hast du irgendwas gefunden?«, fragt Ben an der Treppe.

»Nein. Und du?«

»Bis jetzt noch nichts. Ich gehe jetzt in den Keller.«

»Ich sollte hier bald fertig sein«, ruft sie ihm nach und starrt schuldbewusst auf die Puppen. Sorgfältig entwirrt sie die beiden Figuren und platziert sie wieder ordentlich gefaltet und mit geschlossenen Augen in der Mitte der Bühne.

»So ist es besser«, erklärt sie ihnen flüsternd, stellt die Bühne wieder in den Schrank und schließt die Türen.

Sie spürt eine Bewegung hinter sich, dreht sich um und blickt in das von Wut verzerrte Gesicht ihrer Mutter. »Was machst du hier?«, schreit ihre Mutter, packt sie an den Schultern und schüttelt sie durch, als ob sie selbst nur eine Puppe sei.

»Ich hab nur gespielt«, stammelt das Kind Amanda und windet sich aus dem Griff seiner Mutter. »Es tut mir Leid.«

»Raus hier. Auf der Stelle raus hier.«

Amanda rennt aus dem Zimmer und bleibt im Flur stehen. In ihren Augen schimmert Feuchtigkeit, die ihr Mascara verklebt.

»Nein«, sagt sie und wischt sich entschlossen die Tränen ab. »Du bringst mich nicht mehr zum Weinen, Mutter.«

Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist.

»Du kannst mich mal.«

»Hast du etwas gesagt?«, ruft Ben von unten.

Der hellgraue Himmel verdunkelt sich langsam schieferfarben, als Amanda das Schlafzimmer ihrer Mutter betritt. Bald ist es dunkel, denkt sie, schaltet das Deckenlicht ein und wirft einen Blick auf das große Einzelbett ihrer Mutter. Die mit Blumen gemusterte Tagesdecke, an die Amanda sich aus ihrer Kindheit erinnert, ist durch einen schlichten weißen Überwurf ersetzt worden, ähnlich dem, den sie in ihrer Wohnung hat, wie Amanda mit einem Schauder feststellt. Doch ansonsten ist das Zimmer im Grunde so, wie es immer war: die allgegenwärtigen rosafarbenen Wände und die graue Auslegeware, diverser Kristallnippes, der in den Nischen zu beiden Seiten des Betts ausgestellt ist. Auf der Kommode unter dem großen, zur Seite hinausgehenden Fenster stehen mehrere Fotos von Amandas Vater, dessen gezwungenes Lächeln so gar nicht zu seinem sorgenvollen Blick passen will. Amanda nimmt eines der Bilder zur Hand und streicht zärtlich über das attraktive Gesicht ihres Vaters, bevor sie es zwischen zwei Babyfotos von sich selbst auf die Kommode zurückstellt. Auf dem Nachttisch neben dem Bett ihrer Mutter sieht sie die anderen Fotos, die Corinne Nash erwähnt hat: ihre Abschlussfeier auf der High School und ein wunderbares, unbemerkt aufgenommenes Porträt von ihr, wie sie aus dem Wohnzimmerfenster starrt. Wann ist das gemacht worden, fragt sie sich und beugt sich über das Foto.

»Was machst du hier?«, fragt ihr Vater plötzlich. »Du weißt, dass du nicht hier drinnen sein solltest.«

»Tut mir Leid, Daddy«, entschuldigt Amanda sich bei seinem Foto. »Ich versuche, mich zu beeilen.«

Hastig geht sie die Schubladen der Kommode durch, betastet eine Sammlung von BHs und Miedern, Nachthemden und Pyjamas. »Okay, nicht da reingehen«, warnt sie das kleine Mädchen, das vor dem Kleiderschrank steht. »Du weißt doch, was beim letzten Mal passiert ist, als du diese Tür aufgemacht hast.« Sie will das Mädchen aufhalten, doch es hat bereits die Tür aufgezogen. Mit offenem Mund starrt Amanda auf den Schuhkarton, der auf dem obersten Regal im Kleiderschrank ihrer Mutter steht, Sie fragt sich, ob sie Ben rufen soll. Sei nicht albern, ermahnt sie sich. Da drin ist keine Pistole. »Die hat sie ja schon benutzt«, sagt Amanda laut und hätte beinahe gelacht.

Amanda lehnt sich an die Kleider ihrer Mutter – ein blaues Wollkleid, maßgeschneiderte Hosen in Blau, Schwarz und Braun, ein paar pastellfarbene Seidenblusen, mehrere knielange ausgestellte Röcke, eine braune Cordjacke – und stellt sich auf die Zehenspitzen, um den Karton zu erreichen. Als sie ihn schließlich an die Brust drückt, fühlt er sich leer an. Trotzdem zögert sie, ihn zu öffnen.

»Du bist wirklich albern«, schimpft sie mit sich, reißt den Deckel herunter, wirft ihn auf den Boden und blickt in den Karton.

Er enthält nichts außer einem alten Sparbuch der Toronto Dominion Bank mit dem wenig imposanten Saldo von 7,75 $. Offensichtlich kein Geldinstitut, das meine Mutter regelmäßig besucht, denkt Amanda, als sie hört, wie etwas aus dem Karton auf den Boden fällt. Sie sucht den Teppich ab, bis sie schließlich einen kleinen Schlüssel entdeckt.

»Sieht aus wie ein Schließfachschlüssel«, stellt sie fest, als sie Bens Schritte auf der Treppe hört. Ohne weiter nachzudenken, steckt sie Schlüssel und Sparbuch ein.

»Hast du was gefunden?«, fragt Ben, als er ins Zimmer kommt.

Amanda präsentiert ihm wortlos den leeren Schuhkarton.

»Unten ist auch nichts.«

Amanda nickt. »Nun denn, man kann jedenfalls nicht behaupten, wir hätten es nicht versucht.«

Sie starren sich durch die zunehmende Dunkelheit an, während ihre Worte von den Wänden prallen und in der Stille des späten Nachmittags widerhallen.

14

»Nimm ein heißes Bad, bestell dir beim Zimmerservice was zu essen, und schlaf dich ordentlich aus«, weist Ben sie an, als sie in die Einfahrt des Four Seasons Hotels biegen. »Ich ruf dich morgen früh an.«

Amanda zwingt sich zu einem Lächeln. Sie wollte gerade vorschlagen, dass sie irgendwo nett essen gehen. Das geht auf mich, wollte sie gerade sagen, als er ihr zuvorgekommen ist. Also schenkt sie ihm ein wissendes Lächeln und sagt:

»Schöne Grüße an Jennifer«, bevor sie aus dem Wagen steigt und durch die Drehtür in die Lobby drängt, ohne sich umzusehen. Als sie direkt jenseits der Drehtür unter dem Vorwand, ihren Zimmerschlüssel zu suchen, stehen bleibt und durch die Glastür späht, ist die weiße Corvette schon verschwunden.

»Ein heißes Bad, Zimmerservice und gründlich ausschlafen«, wiederholt sie zunehmend verärgert, als sie den leeren Fahrstuhl betritt. »Gute Idee.« Ihr Finger schwebt einen Moment über dem Knopf für den 16. Stock, doch dann drückt sie stattdessen auf den für den 24.

Das wiederum ist wahrscheinlich *keine* besonders gute Idee, denkt sie, als sie aus dem Fahrstuhl steigt und in den leeren Flur tritt. »Und was jetzt?« Langsam geht sie den langen Korridor hinunter und bleibt kurz vor jeder Tür stehen, weil sie hofft, etwas aufzuschnappen, was ihr einen Hinweis gibt, für welche Suite sie sich entscheiden soll. »Versteckst du dich hinter Tür eins oder Tür zwei?«, flüstert sie den cremefarbenen Wänden zu, ohne eine Antwort zu bekommen.

Amanda weiß, dass sie albern ist, hier oben rein gar nichts zu suchen hat und dass Ben mehr als sauer sein wird, wenn er

herausfindet, was sie getan hat. Noch ist es nicht zu spät. Sie kann den Anweisungen immer noch Folge leisten: Sie kann zurück auf ihr Zimmer gehen, sich etwas zu essen bestellen, ein heißes Bad nehmen und früh schlafen gehen. Sie könnte sich sogar eine Massage gönnen, entscheidet sie und will sich gerade umdrehen, um all das zu tun, als am anderen Ende des Flurs eine Tür aufgeht und ein Mann und eine Frau Arm in Arm aus dem Zimmer kommen.

Sie streicht die Suite 2420 von ihrer imaginären Liste und lächelt das Paar an. Damit bleiben nur noch fünf Zimmer übrig. Sie muss nur an jede Tür klopfen. »Du bist völlig verrückt«, sagt sie sich, doch alle Ermahnungen kommen zu spät. Sie steht bereits vor der Suite 2410, die Hand erhoben, um anzuklopfen. *Hallo,* hört sie sich zu der neugierigen Bewohnerin der Suite sagen. *Wir kennen uns nicht, aber es sieht so aus, als hätte meine Mutter Ihren Mann erschossen, und ich dachte, Sie wollen vielleicht darüber reden.*

Niemand beantwortet ihr Klopfen.

Es ist unwahrscheinlich, dass Mrs. Mallins mit den Kindern auf Sightseeing-Tour ist. »Wieder eine weniger«, murmelt Amanda und geht zum nächsten Zimmer. Aber vielleicht hat sie sie für einen dringend benötigten Tapetenwechsel zum Essen ausgeführt. »Eher zweifelhaft«, entscheidet Amanda und klopft an die Tür von Suite 2412.

»Wer ist da?«, ruft eine Frau von drinnen, während Amanda den Atem anhält.

»Amanda Travis«, antwortet sie wahrheitsgemäß, weil sie nicht weiß, was sie sonst sagen soll.

»Wer?«, fragt die Bewohnerin der Suite und öffnet trotzdem die Tür. Nur einen Spalt, aber das reicht Amanda, um zu erkennen, dass sie mindestens siebzig Jahre alt ist und deshalb nicht die Frau sein kann, die sie sucht.

»Wer ist da, Nessie?«, fragt ein grauhaariger Herr, der hinter seiner Frau in der Tür auftaucht.

»Tut mir Leid«, entschuldigt sich Amanda. »Ich muss mich im Zimmer vertan haben.«

Der Mann schlägt ihr die Tür vor der Nase zu. »Was öffnest du Fremden die Tür?«, hört sie ihn mit seiner Frau schimpfen.

Amanda geht weiter den Flur hinunter, erhält auf ihr Klopfen an die Tür von Zimmer 2414 keine Antwort und geht weiter zu Zimmer 2416, als sie einen kleinen Jungen mit schriller Stimme und englischem Akzent rufen hört: »Mom, ich glaube, jemand hat an die Schlafzimmertür geklopft.«

Die Tür von Zimmer 2416 wird geöffnet, bevor Amanda entscheiden kann, was sie als Nächstes tun soll. Eine attraktive Frau mit dunklen, kinnlangen Haaren und durchdringenden hellbraunen Augen steht vor ihr. Sie ist ein gutes Stück kleiner als Amanda und trägt bis auf eine Andeutung von Lippenstift keinerlei Make-up. Ihre blasse Haut ist vom Weinen sichtlich gerötet. Amanda schätzt, dass sie um die vierzig sein muss. Sie trägt einen schwarzen Sweater und eine schwarze Hose, genau wie Amanda unter ihrem Mantel.

»Mrs. Mallins?«

»Ja.«

»Ich heiße Amanda Travis.«

»Sind Sie von der Polizei?«, fragt die Frau mit dem gleichen weichen Zungenschlag wie ihr Sohn.

»Nein. Ich bin Anwältin«, stottert Amanda. »Ich dachte, ob es vielleicht möglich wäre, Ihnen rasch ein paar Fragen zu stellen.«

Mrs. Mallins macht einen Schritt zurück, um sie hereinzulassen, und Amanda findet sich mitten in dem geräumigen Wohnzimmer der Suite wieder, die geschmackvoll in Beige-, Rot- und Brauntönen eingerichtet ist.

»Wer ist das, Mom?« Ein Mädchen ist aus einem der

Schlafzimmer gekommen. Es ist etwa vierzehn Jahre alt, groß und schlank mit den dunklen Haaren und dem stechenden Blick seiner Mutter.

»Das ist Amanda Travis«, stellt Mrs. Mallins Amanda vor.

»Sie ist von der Staatsanwaltschaft.«

Amanda will sie gerade verbessern, als ein zehn- oder elfjähriger Junge ins Zimmer gestürmt kommt. »Was ist los?«,fragt er und mustert Amanda misstrauisch.

»Amanda Travis, das sind meine Kinder, Hope und Spenser.«

»Hallo«, erwidert Amanda schlicht, weil sie fast Angst hat, noch mehr zu sagen.

»Können wir jetzt zurück nach England?«, fragt der Junge. Lange braune Strähnen fallen ihm in die Augen, die heller sind als die seiner Mutter und seiner Schwester, aber nicht weniger durchdringend.

»Ich fürchte, noch nicht«, erklärt Amanda ihm und beobachtet, wie sich Enttäuschung auf das runde Gesicht des Jungen legt. Sie wendet sich wieder Mrs. Mallins zu. »Meinen Sie, wir könnten uns kurz unter vier Augen unterhalten?«

»Selbstverständlich.«

»Was ist mit dem Abendessen?«, will Spenser wissen.

»Darum kann sich deine Schwester kümmern«, sagt Mrs. Mallins. »Oder nicht, Liebes?«

»Natürlich«, antwortet Hope in dem gleichen gemessenen Ton wie ihre Mutter. Sie nimmt ihren Bruder an die Hand und führt ihn aus dem Zimmer. Auf der Schwelle bleibt er noch einmal stehen, dreht sich um und wirft Amanda einen grimmigen Blick zu.

Mrs. Mallins schließt die Tür hinter ihnen. »Kann ich Ihnen den Mantel abnehmen?«

»Nein danke, nicht nötig. Mrs. Mallins …«

»Bitte nennen Sie mich Hayley.«

»Mrs. Mallins …«, wiederholt Amanda.

»Gibt es irgendwelche Neuigkeiten? Liegt Ihnen das Ergebnis der Obduktion jetzt vor?« Mrs. Mallins packt die Lehnen eines von zwei rot-goldenen Ohrensesseln, um sich abzustützen.

»Nein. Mir nicht. Mrs. Mallins … Hayley … Hören Sie, es tut mir wirklich Leid. Es hat ein Missverständnis gegeben.«

»Was für ein Missverständnis?«

Amanda atmet tief ein und bringt die Worte widerwillig über ihre Lippen. »Ich bin nicht von der Staatsanwaltschaft.«

»Sie sind keine Anwältin?«

»Ich bin schon Anwältin«, verbessert Amanda sie und ringt stumm mit sich, wie viele Informationen sie preisgeben soll. »Nur nicht bei der Staatsanwaltschaft.« Sie macht eine Pause und wartet, dass Hayley Mallins fragt, für wen sie verdammt noch mal *dann* arbeitet und was sie in ihrem Hotelzimmer verloren hat, doch solche Fragen bleiben aus.

»Ich arbeite für Ben Myers.«

»Ben Myers?«

»Der Anwalt von Gwen Price.«

Schlagartig weicht jede Farbe aus Hayley Mallins' Gesicht. Sie sinkt auf den Stuhl, auf den sie sich gestützt hat, und klappt den Mund auf und zu, ohne dass ein Wort herauskommt. Wahrscheinlich kein guter Zeitpunkt, ihr zu erzählen, dass ich auch noch die Tochter der Frau bin, entscheidet Amanda, während sie auf der Kante des zwischen die beiden Ohrensessel geklemmten und mit goldenem Samt bezogenen Sofas sitzt und darauf wartet, dass Mrs. Mallins die Sprache wiederfindet, aufspringt und sie hinauswirft.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, sagt Hayley Mallins nach langem Schweigen.

Amanda atmet ein weiteres Mal tief ein. »Wir versuchen zu

rekonstruieren, was genau an jenem Nachmittag geschehen ist. Wenn Sie irgendwelche Informationen haben, die ein Licht auf die Sache …«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, wiederholt die Frau.

»Können Sie mir erzählen, was passiert ist?«, beharrt Amanda.

»Ich weiß nicht, was passiert ist. Bis auf das Offensichtliche – mein Mann wurde in der Lobby dieses Hotels erschossen.«

»Sie waren nicht bei ihm?«

Sie schüttelt den Kopf. »Die Kinder und ich waren hier oben und haben auf seine Rückkehr gewartet.«

»Woher ist er zurückgekommen?«

»Was?«

»Sie haben gesagt, dass Sie auf die Rückkehr Ihres Mannes gewartet haben. Und ich habe mich gefragt, wo er vorher war.«

»Warum? Inwiefern ist das relevant?«

»Ich versuche lediglich, Hintergrundinformationen zusammenzutragen, Mrs. Mallins. Ich habe mich gefragt, ob Sie aus einem bestimmten Grund nach Toronto gekommen sind.«

»Wir machen hier Urlaub.«

»Wie sind Sie ausgerechnet auf Toronto gekommen?«

»Das verstehe ich nicht.«

»Für diese Jahreszeit eine seltsame Wahl, meine ich bloß. Haben Sie hier Freunde?«

»Nein.« Sie zögert. »Mein Mann musste sich um geschäftliche Angelegenheiten kümmern.«

»Ach wirklich? Was für Geschäfte denn?«

»Das spielt doch keine Rolle. Warum stellen Sie mir all diese Fragen?«

»Ich verstehe, dass Sie Schreckliches durchgemacht haben, Mrs. Mallins. Hayley«, verbessert Amanda sich. »Ich versuche

bloß zu begreifen, wie das passieren konnte und ob es irgendeine Verbindung zwischen Ihrem Mann und meiner … Mandantin gibt.« Amanda streicht sich das Haar hinter die Ohren und hüstelt in ihre Hand.

»Es gab keine Verbindung«, stellt Hayley Mallins nachdrücklich fest.

»Was hat Ihr Mann denn geschäftlich gemacht?«

»Er hatte einen kleinen Laden. Zigaretten, Süßigkeiten, Zeitschriften und so.«

»In London?«

»Nein. In Sutton.«

»In Sutton?« Amanda versucht angestrengt, den Ort auf der Karte der britischen Inseln zu lokalisieren, die sich vor ihrem inneren Auge aufrollt, und verflucht sich stumm für alle geschwänzten Erdkundestunden in der High School.

»Das ist eine kleine Stadt nördlich von Nottingham, im Norden von London«, fährt Hayley fort, weil sie vermutlich Amandas leeren Gesichtsausdruck bemerkt hat.

»Und dafür musste Ihr Mann nach Toronto reisen?«

»Nein«, gibt Hayley nach einer Pause zu. »Es war privat.«

»Privat?«

»Familiär.«

»Er hat hier Verwandte?«

»Hatte«, korrigiert Hayley. »Seine Mutter. Sie ist kürzlich gestorben, und John wollte ihren Nachlass regeln.«

»Seine Mutter war Kanadierin?«

Die Frage scheint Hayley zu verwirren. »Ich glaube schon.«

»Das wissen Sie nicht?«

»Wir haben uns nie persönlich kennen gelernt.«

»Wie lange waren Sie verheiratet?«, fragt Amanda, bemüht, sich ihre Überraschung nicht anmerken zu lassen.

»Zweiundzwanzig Jahre.«

»Da haben Sie aber sehr jung geheiratet.«

»Mag sein.«

»Ihr Mann ist also hergekommen, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln, und hat seine Familie mitgebracht«, sagt Amanda.

»Er hat uns nicht gern allein zurückgelassen.«

»Er hat die Kinder aus der Schule genommen.«

Hayley schüttelt den Kopf. »Die Kinder werden zu Hause unterrichtet.«

»Ist das nicht eine Menge Arbeit für Sie?«

»Nein. Es macht mir Freude.«

Amanda nickt verständnisvoll, obwohl sie Mütter, denen ihre Kinder Freude machen, beim besten Willen nicht verstehen kann. »Also gut«, sagt sie, in dem Versuch, die wenigen ihr bekannten Fakten zusammenzufügen. »Sie und Ihre Kinder haben Ihren Mann nach Toronto begleitet, um Urlaub zu machen, während er den Nachlass seiner Mutter regelte.«

»Genau.«

»Und wer war sein hiesiger Ansprechpartner?«

»Sein Ansprechpartner?«

»Kennen Sie den Namen des Anwalts, mit dem er zu tun hatte?«

»Nein.«

»Und seit der Tat hat niemand Kontakt mit Ihnen aufgenommen?«

Hayley schüttelt den Kopf. Eine Strähne ihres schwarzen seidigen Haars verfängt sich an ihrer markanten Unterlippe und bleibt dort kleben, ohne dass Hayley Anstalten macht, sie aus dem Gesicht zu streichen.

»Wie lange waren Sie schon in der Stadt, bevor Ihr Mann erschossen wurde?«

»Nur ein paar Tage.«

»Hatte Ihr Mann in dieser Zeit Besucher?«

»Nein.«

»Hat er mit irgendwem telefoniert?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Hat er je eine Frau namens Gwen Price erwähnt?«

Das bisschen Farbe, das in Hayleys Gesicht zurückgekehrt war, verschwindet gleich wieder. »Nein.«

»Auch in England hat er sie nie erwähnt?«

»Nein. Nie.«

»Sie war keine Gestalt aus seiner Vergangenheit?«

»Mein Mann hatte keine nennenswerte Vergangenheit«, beharrt Hayley, und ihre Stimme klingt fester, als sie seit Öffnen der Tür je geklungen hat. »Seine Eltern haben sich scheiden lassen, als er noch sehr klein war, und er ist im Alter von vier Jahren mit seinem Vater nach England gezogen.«

»Und er ist nie zurückgekehrt, um seine Mutter zu besuchen?«

»Nein.«

Amanda nickt. Dass ein Kind kein Bedürfnis hat, seine Mutter zu besuchen, ist schließlich etwas, was sie versteht.

»Und Sie sind sich vollkommen sicher, dass er nie jemanden namens Gwen Price erwähnt hat?«

»Vollkommen sicher.«

»Und trotzdem hat sie ihn erschossen.«

»Ja.«

»Können Sie sich irgendeinen Grund dafür vorstellen?«

Hayley schüttelt den Kopf so heftig, dass sich die Strähne wieder von ihrer Lippe löst. »Nun, sie ist offensichtlich verrückt.«

»Glauben Sie, sie leidet unter Wahnvorstellungen?«

»Welche andere Erklärung gibt es? Man läuft doch nicht rum und erschießt einfach wildfremde Menschen.«

Genau, denkt Amanda. »Wo waren Sie am Tag vor der Ermordung Ihres Mannes, Mrs. Mallins?«, fragt sie, unvermittelt einen Gang hoch schaltend.

»Was?« Amanda weiß, dass Hayley die Frage verstanden hat und mit ihrem »Was?« lediglich Zeit schinden will, in der sie sich eine Antwort überlegen kann. »Ich habe gefragt, wo Sie und Ihre Familie am Tag vor der Ermordung Ihres Mannes waren.«

Hayleys Augen spiegeln ihre Konzentration wider. »Wir sind zum CN-Tower gefahren und dann im Museum gewesen. Spenser wollte die Dinosaurier sehen.«

»Und dann sind Sie ins Hotel zurückgekehrt?«

»Ja.«

»Hat die Polizei Ihnen erzählt, dass meine … Gwen Price zum Zeitpunkt Ihrer Rückkehr in der Lobby Tee getrunken hat?«

»Nein. Woher wissen Sie das? Hat Sie Ihnen das erzählt?«

»Nein. Meine Mandantin ist leider zu aufgewühlt, um irgendetwas zu sagen.«

Hayley Mallins erschaudert, und ihr Atem geht abgerissen und stoßweise.

Amanda fragt sich, ob sie irgendeinen Anfall hat. »Alles in Ordnung, Mrs. Mallins? Möchten Sie ein Glas Wasser?«

»Mir geht es gut«, sagt Hayley, obwohl das offensichtlich nicht der Fall ist. »Worauf genau wollen Sie hinaus?«

Amanda lässt sich ein paar Sekunden Zeit, um ihre Antwort zu

formulieren. »Laut Angaben einer Augenzeugin, die sich jetzt erst gemeldet hat, hat Gwen Price in der Bar in der Lobby Tee getrunken und gesehen, wie Sie und Ihre Familie zurückgekommen sind. Sie war plötzlich sehr aufgeregt. Am nächsten Morgen ist sie wiedergekommen und hat den ganzen Tag in der Lobby gewartet, bis sie Ihren Mann gesehen hat. Daraufhin hat sie eine Pistole aus der Handtasche gezogen, ist auf ihn zugegangen und hat ihn erschossen.«

»Nun, da haben Sie Ihre Antwort«, sagt Hayley, springt auf und beginnt, zwischen Sessel und Tür auf und ab zu laufen. »Sie muss ihn mit irgendjemandem verwechselt haben.«

Ist das möglich, fragt Amanda sich. Ist es denkbar, dass ihre Mutter so verwirrt war, dass sie John Mallins für einen anderen Mann gehalten hat? Nein, beantwortet sie ihre eigene Frage. Ihre Mutter ist alles Mögliche, aber bestimmt nicht verwirrt.

»Sie hat nichts zu Ihnen gesagt?«, fragt Hayley. »Darüber, warum sie es getan hat?«

»Nichts.«

Hayley schüttelt den Kopf. »Ist das dann alles? Weil ich mich wirklich wieder um meine Kinder kümmern sollte.«

Sie wirft einen Blick zu der geschlossenen Schlafzimmertür.

»Wie kommen sie damit zurecht?«, fragt Amanda, um noch ein wenig Zeit herauszuschinden.

»Ganz gut, nehme ich an. Wir stehen natürlich alle noch unter Schock.«

»Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann …«

»Wenn wir einfach nach Hause fahren könnten …«

»Es sollte nicht mehr lange dauern.«

»Ich verstehe nicht, wozu eine Obduktion überhaupt notwendig ist.« Hayley Mallins verschränkt die Arme vor der Brust, vergräbt ihre zitternden Hände in den Achselhöhlen und wippt auf den Fersen auf und ab. »Es ist offensichtlich, wie

mein Mann gestorben ist. Wozu braucht man da eine Obduktion?«

»Ich bin sicher, das ist nur eine Routinesache.«

»Nun, ich finde es barbarisch. Reicht es nicht, dass mein Mann erschossen wurde? Muss man ihn auch noch aufschneiden?« Ein tiefes Schluchzen entrinnt ihrer Kehle. Amanda steht rasch auf, geht auf Hayley Mallins zu und nimmt die kleinere Frau in die Arme. »Es tut mir sehr Leid für Ihren Verlust«, sagt sie. Sie wissen ja gar nicht, wie sehr, denkt sie.

Hayley ruht sich ein paar Sekunden lang an ihrer Schulter aus, und ihre klagenden Schluchzer versickern in der schwarzen Wolle von Amandas Mantel. Amanda schnappt vereinzelte Laute auf, aber erst als sie das Zimmer verlassen hat und vor dem Fahrstuhl steht, fügen sich diese Laute zu Worten, deren Bedeutung sie versteht. »Lieber Gott, was soll nur aus uns werden?«

15

Amanda schwirrt der Kopf, als sie mit knurrendem Magen die Tür ihres Hotelzimmers öffnet, zum Schreibtisch schießt, den Mantel auszieht, aufs Bett wirft und nach dem Telefon greift. »Ich muss was zu essen haben«, erklärt sie dem leeren Raum und wählt die Nummer des Zimmerservice, während sie ihre Stiefel abstreift und durch die ledergebundene Speisekarte blättert.

»Guten Abend, Miss Travis«, antwortet eine Stimme.

»Was können wir heute Abend für Sie tun?«

»Ich nehme das Steak New York, medium, dazu eine gebackene Kartoffel mit allem drum und dran und einen Caesar-Salat mit einer extra Portion Dressing.«

»Etwas zu trinken?«

Was soll's? »Ein Glas Rotwein.«

»Wir versuchen, Ihnen die Bestellung in einer halben Stunde zu bringen.«

Amanda legt auf und marschiert ins Bad, wo sie heißes Wasser in die Wanne laufen lässt. Sie hat eine halbe Stunde, Zeit genug, sich einmal ordentlich durchweichen zu lassen. Während sie sich auszieht, fragt sie sich, ob sie Ben anrufen und ihm von ihrer Aktion erzählen sollte. »Er wird nicht besonders glücklich sein«, erklärt sie ihrem Spiegelbild. Er wird ihr sagen, dass sie ohne ihn nichts bei Hayley Mallins zu suchen hat. »Ich kann nichts dafür«, verteidigt sie sich und spürt Bens Präsenz in den aus der Wanne aufsteigenden Dampfschwaden. »Ich hab mich daran gewöhnt, die Dinge ohne dich zu machen.« Wenn er es nicht so verdammt eilig gehabt hätte, zu seiner Jennifer zu kommen, wäre vielleicht …

Und was hast du bei deinem unbesonnen Besuch erfahren, hört

sie ihn dazwischengehen.

»Nicht viel«, muss Amanda zugeben. Nackt geht sie zurück ins Zimmer, setzt sich auf die Bettkante und versucht, die Fakten so zusammenzustellen, dass sie möglichst eindrucksvoll klingen. »Ich habe erfahren, dass die arme Mrs. Mallins ebenso ahnungslos ist wie wir alle. Sie hat noch nie von einer Frau namens Gwen Price gehört und keinen Schimmer, warum jene ihren Mann umgebracht hat. Wie mache ich mich bisher?« Sie springt auf und beginnt wie vorhin Hayley Mallins zwischen Bett und Schreibtisch auf und ab zu laufen.

Die Frau hat ein nettes Gesicht, denkt Amanda. Unter glücklicheren Umständen und mit ein bisschen Make-up wäre sie sogar richtiggehend hübsch. Ihre Tochter wird ohne Frage zu einer Schönheit heranwachsen. Eine zukünftige Herzensbrecherin. Die armen Kinder. Da kommen sie als sorglose Touristen den weiten Weg von England, und am nächsten Tag sind sie trauernde Verwandte. Toller Urlaub.

Außer, dass sie hier eigentlich gar keinen Urlaub gemacht haben, oder? Nein. John Mallins wollte den Nachlass seiner Mutter regeln.

Im nächsten Moment kniet Amanda neben dem Bett und zerrt das schwere Telefonbuch von Toronto aus der untersten Nachttischschublade. Sie hockt sich mit ihrem nackten Hintern auf den weichen Teppich, schlägt den Buchstaben M auf und blättert sich durch Malcolm, Malia und Malik, dann Mailin, Mailing und Mallinos. »Mallins! Ja!«, ruft sie und zählt insgesamt sechs Einträge.

Super. Und was jetzt?

»Denk nach.«

Laut Hayley Mallins hatte John Mallins außer seiner verstorbenen Mutter keine Familie in Toronto. Es gab also keinen Grund zu der Annahme, dass einer der sechs

aufgelisteten Mallins auch nur entfernt mit dem Toten verwandt war.

Aber Mrs. Mallins war nicht direkt auskunftsfreudig gewesen, als sie darauf zu sprechen gekommen war, warum die Familie im tiefen Winter ausgerechnet Toronto als Urlaubsort gewählt hatte, und erst Amandas stures Bohren hatte den eigentlichen Grund des Besuches zutage gefördert. Vielleicht gab es also noch mehr, was Hayley Mallins nicht sagte.

Oder noch mehr, was sie nicht wusste.

Eines weiß Amanda jedenfalls sicher: Ihre Mutter hatte einen Grund, John Mallins zu erschießen.

Man läuft doch nicht rum und erschießt einfach wildfremde Menschen.

»Also, los«, wiederholt Amanda mit Hayleys elegantem britischen Akzent. Sie starrt auf die Liste der Namen – Mallins, A.; Mallins, Harold; Mallins, L …. »Oh Gott, mein Bad!« Dichte Dampfschwaden treiben bereits ins Zimmer, und Amanda kämpft sich durch den Nebel, um das Wasser abzudrehen, das schon über den Wannenrand plätschert.

»Nein, bitte nicht«, fleht sie, versucht das Wasser mit den griffbereiten Handtüchern aufzusaugen und entdeckt, dass ihre achtlos weggeworfene Kleidung als unfreiwilliger Aufnehmer dient. »Na großartig. Das ist einfach super.«

Sie braucht zehn Minuten, um die Überschwemmung aufzuwischen und das Wasser aus ihrem Pullover und ihrer Hose zu wringen. Sie hängt sie zum Trocknen über die Duschstange, vermutet jedoch, dass sie ohnehin ruiniert sind, kauft sie doch mit Bedacht immer nur Kleider mit der Anweisung *Dry Clean Only*.

Sie zieht den weißen Frotteebademantel über, den das Hotel dankenswerterweise bereitstellt, und kehrt in das Zimmer zurück. Das Telefonbuch liegt aufgeschlagen auf dem Boden. »Ich habe keine Zeit für irgendwelche Angelausflüge«, erklärt

sie dem Buch und klappt es zu. »Ich reise morgen ab.« Oder vielleicht auch erst am Dienstag, schränkt sie ein, klappt das Buch wieder auf und sieht zu, wie die Seiten übereinander fallen und die Listen von Namen zu einer formlosen grauen Masse verschwimmen. Sie kann genauso gut bleiben, bis ihre Mutter sich des Mordes für schuldig erklärt hat und für den Rest ihres Lebens eingesperrt wird.

C,H,L,M …

Malcolm, Malia, Mallinos …

Man läuft doch nicht rum und erschießt einfach wildfremde Menschen.

Mallins.

Wer zum Teufel ist John Mallins?

Die Polizei braucht die Antwort vielleicht nicht, aber Amanda glaubt, sie wissen zu müssen.

Mallins, A.; Mallins, Harold; Mallins, L ….

Sie nimmt das Telefon und wählt die erste Nummer, während sie sich fragt, was sie zu Mallins, A. sagen wird.

»Sie haben die Nummer von Alan und Marcy gewählt«, beginnt der Ansagetext. »Wir sind entweder arbeiten, mit dem Hund spazieren oder essen …«

Amanda legt auf und wählt die zweite Nummer.

»Dies ist der Anschluss des Hauses Mallins. Wir können Ihren Anruf zur Zeit leider nicht entgegennehmen, aber wenn Sie nach dem Ton Ihren Namen, Ihre Telefonnummer und eine detaillierte Nachricht hinterlassen, werden wir so bald wie möglich zurückrufen.«

»Und wie detailliert hätten Sie’s gern?«, fragt Amanda, während sie auf die Gabel drückt und die Nummer von Mallins, L. wählt.

»Hallo«, antwortet eine junge Männerstimme nach dem dritten Klingeln.

»Hallo, mein Name ist Amanda Travis, und ich …«

»Ha, ha. Reingelegt«, unterbricht die Stimme sie. »Hier ist Lenny Mallins, und dies ist eine Bandansage. Wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, hinterlassen Sie nach dem Piepton Ihren Namen und Ihre Nummer.«

Vielleicht spricht doch einiges für die Ermordung wildfremder Menschen, entscheidet Amanda, wählt die Nummer des vierten Namens und hört sich die vierte Ansage an, diese zunächst in Englisch und dann in gebrochenem Französisch. Einen Moment lang fragt sie sich, was all die Mallins machen und ob sie möglicherweise alle bei einem großen Familientreffen sind. Vielleicht eine Totenwache für Mallins, John, denkt sie und ruft die fünfte Nummer auf der Liste an: Mallins, R.

»Hallo«, sagt eine Frau, die sofort abnimmt.

Amanda schweigt ein paar Sekunden, weil sie befürchtet, wieder von rüdem Gelächter unterbrochen zu werden. *Ha, ha. Reingelegt.*

»Hallo«, sagt die Frau noch einmal und dann: »Ach, leck mich.«

Danach ist die Leitung tot. Sofort wählt Amanda die Nummer noch einmal, und wieder wird sofort abgenommen.

»Haben Sie irgendein Problem?«, sagt die Frau als Begrüßung.

»Mrs. Mallins?«

»Miss«, verbessert die Frau sie.

»Ich heiße Amanda Travis.«

»Ja?«

»Ich rufe wegen John Mallins an, dem Mann, der …«

»Mannomannomann.«

»Verzeihung?«

»Ich hab mich schon gefragt, wann ihr Deppen endlich anruft.«

»Ach wirklich?«

»Ihr habt ja lange genug gebraucht.«

»Ja, stimmt«, gibt Amanda zu, weil sie denkt, dass das wahrscheinlich der einfachste und beste Weg ist. »Ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht vorbeikommen und mit Ihnen reden könnte.«

»Klar. Aber Sie müssen sich beeilen. Ich fliege morgen auf die Bahamas und muss noch packen.«

»Sie verlassen die Stadt?«

»Nur für eine Woche. Hey, ich hab diesen Urlaub vor einem halben Jahr gebucht und sag ihn jetzt nicht ab, bloß weil ihr endlich aufgewacht seid. Wenn Sie mit mir reden wollen, seien Sie in einer halben Stunde hier.« Zum zweiten Mal in ebenso vielen Minuten bleibt Amanda mit einer toten Leitung alleine zurück.

Das Taxi setzt Amanda vor einem hohen Backsteingebäude ab, das buchstäblich nicht von all den anderen hohen Backsteingebäuden in der Umgebung zu unterscheiden ist. »Willkommen in Yonge & Eglinton«, verkündet der Taxifahrer, als würde er für einen Job als Touristenführer vorsprechen. »Sie wissen ja, wie man diesen Teil der Stadt nennt, oder? Jung & Singleton«, beantwortet er seine eigene Frage kichernd, als Amanda schweigt.

Amanda bezahlt, steigt aus, guckt auf die Uhr und stellt fest, dass ihr bis zur Ablauf der Frist noch fünf Minuten bleiben. Ziemlich gut, denkt sie, zieht die schwere Glastür zum Hausflur auf und überfliegt auf der Suche nach Mallins, R., die lange Liste der Bewohner an der Wand zu ihrer Linken.

Fünf Minuten hat sie gebraucht, um sich anzuziehen, weitere fünf für ihre Frisur und das Make-up, vier Minuten, in denen sie vor dem Telefon gestanden und mit sich gerungen hat, ob sie

Ben anrufen soll, eine Minute, um seine Nummer zu wählen – *Hier ist Ben Myers. Ich bin im Moment nicht zu Hause, aber wenn Sie nach dem Ton eine Nachricht und Ihre Nummer hinterlassen –*, eine weitere Minute, um einen Schwall von Kraftausdrücken loszuwerden, zum größten Teil höchst unschmeichelhafte Schmähungen einer gewissen Jennifer, und fünf Minuten, um das Essen hinunterzuschlingen, das just in dem Moment gebracht wurde, als sie aufbrechen wollte. *{Mein Gott, was ist denn hier passiert? Ich schicke sofort jemandem vom Zimmerpersonal hoch.)* Zum Glück wartete vor dem Eingang des Hotels eine Schlange von Taxis, und der Fahrer versicherte ihr, dass er sie im Handumdrehen zum gewünschten Ziel bringen könnte.

»Ben bringt mich um«, sagt sie, während sie die Nummer der Wohnung drückt.

»Kommen Sie hoch«, meldet sich eine Stimme knackend über Lautsprecher. »Apartment 1710.«

Der Türöffner summt, und Amanda schreitet durch die alte, karg möblierte Lobby zu den Aufzügen. Sie wartet, so kommt es ihr vor, eine Ewigkeit, bis sich eine der Fahrstuhltüren öffnet, worauf es eine weitere Ewigkeit dauert, bis der klapprige alte Lift im 17. Stockwerk hält. Sie hat die gesetzte Frist von einer halben Stunde jetzt um eine Minute überschritten und fragt sich, ob Mallins, R. ihr trotzdem die Tür öffnen wird.

Ich hab mich schon gefragt, wann ihr Deppen endlich anruft.

Was soll das bedeuten?

Hey, ich hab diesen Urlaub vor einem halben Jahr gebucht und sag ihn jetzt nicht ab, bloß weil ihr endlich aufgewacht seid.

Aufgewacht?

»Was zum Teufel mache ich hier?«, flüstert Amanda mit zusammengepressten Lippen. »Ben bringt mich um.« Vorausgesetzt R. Mallins kommt ihm nicht zuvor, denkt sie und hätte beinahe laut gelacht.

Die Tür geht auf. Auf der Schwelle steht, die Hände in die Hüften gestemmt, eine kleine rundliche Frau mittleren Alters mit lockigem braunen Haar, einer flachen Nase mit winzigen Sommersprossen und einem einnehmenden Lächeln. »Sind Sie allein?«, fragt sie und streckt den Kopf in den Flur.

Amanda überlegt, einen unten wartenden Partner zu erfinden, aber ein Blick in die klaren braunen Augen der Frau sagt ihr, dass Lügen keine gute Idee wäre. »Ja«, antwortet sie also wahrheitsgemäß. »Ich bin allein.«

»Ich nehme an, die Sache hat immer noch keine hohe Priorität.« Die Frau trägt ein orangefarbenes Sweatshirt und eine ausgebleichte Jeans. Sie bittet Amanda in die kleine, ganz in Blau- und Grüntönen möblierte Wohnung. »Schön zu sehen, dass sich manche Dinge nie ändern. Lassen Sie mich Ihnen den Mantel abnehmen. Ihre Stiefel können Sie anbehalten, wenn Sie wollen.«

Amanda streift sich die Stiefel an einem vor der Tür liegenden Reststück des blauen Teppichs ab, zieht ihren Mantel aus und sieht zu, wie Miss Mallins ihn in die schmale Nische hängt, die als Garderobe fungiert. »Ich weiß nicht genau, ob ich das alles verstehe.« Sie blickt zu dem langen Fenster, das die Nordwand des Wohnzimmers beherrscht, sieht die Lichter in den Wohnungen auf der anderen Straßenseite und stellt sich vor, wie Menschen es sich vor ihren Kaminen gemütlich machen oder ihre Lieblingssendung im Fernsehen gucken.

»Nun, was können Sie schon wissen?«, sagt R. Mallins achselzuckend. »Sie waren ja noch ein Kind, als der ganze Scheiß passiert ist.«

Amanda hält unwillkürlich die Luft an. »Als welcher … Scheiß … passiert ist?«

Die Frau schüttelt lachend den Kopf. »Was ist bloß los mit euch? Redet ihr nie miteinander? Ich meine, ich weiß, dass Polizisten ein ziemlich paranoider Haufen sind, aber …«

»Ich bin nicht von der Polizei«, erklärt Amanda der sichtlich überraschten Frau.

»Oh.«

»Tut mir Leid, falls ich diesen Eindruck erweckt habe.«

Die Frau verschränkt die Arme vor ihrer ausladenden Brust. »Wer genau sind Sie dann, zum Teufel noch mal?«

»Mein Name ist Amanda Travis.«

»Ja, das sagten Sie schon am Telefon. Aber Sie sind nicht von der Polizei?«

»Nein, ich gehöre zu dem Team von Anwälten, die Gwen Price verteidigt, die Frau …«

»… die des Mordes an John Mallins angeklagt ist.«

»Ja.«

»Also, das ist wirklich klasse.« R. Mallins lächelt sichtlich zufrieden, weist auf das grün-blau gestreifte Sofa, das rechts auf dem hellen Parkett steht, und zieht sich einen dunkelblauen Stuhl heran. »Bitte setzen Sie sich. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Amanda denkt an das Glas Rotwein, das sie unangerührt auf dem Tisch in ihrem Hotelzimmer hat stehen lassen, und hofft, dass das Zimmermädchen es nicht abräumt. »Vielleicht ein Wasser.«

»Sollen Sie kriegen«, sagt die Frau glucksend und ist mit einem halben Dutzend Schritten in der leicht schmuddeligen Küche. Sie lässt den Hahn laufen, nimmt ein Glas aus dem Schrank über dem Waschbecken und füllt es mit Wasser.

Amanda bemerkt, dass bei einem der weißen Schränke der Griff abgefallen und durch einen knallroten Knauf wie eine Clownsnase ersetzt worden ist. Miss Mallins kommt ins Wohnzimmer, hält ihr mit einer Hand das Glas hin und weist mit der anderen auf das Sofa.

»Bitte«, sagt sie noch einmal. »Setzen Sie sich.«

Gehorsam lässt Amanda sich auf den blau-grün gestreiften Bezug fallen und streckt die Beine aus, sodass ihre Stiefel auf einem kleinen Oval hellblauen Teppichs zu stehen kommen. »Miss Mallins …«

»Warum nennen Sie mich nicht einfach Rachel?« Die Frau nimmt auf dem dunkelblauen Sessel Platz und sieht Amanda mit einem Lächeln an, als wollte sie sagen: Das wird bestimmt spaßig.

»Rachel«, wiederholt Amanda.

»Amanda.«

»Was für ein … Scheiß … ist denn genau passiert?«

Rachel Mallins lacht. »Sie sind niedlich«, sagt sie, und Amanda windet sich, bemüht, nicht ungehalten zu reagieren, weil niedlich nie eine Eigenschaft gewesen ist, die sie angestrebt, oder ein Kompliment, das sie goutiert hätte. »Sie wissen gar nichts, oder, Amanda?«

»Nicht sehr viel«, gibt Amanda zu.

»Trotzdem wussten Sie genug, um mich zu finden.«

»Das war leicht. Ich habe im Telefonbuch nachgeguckt.«

»Sie haben im Telefonbuch nachgeguckt.« Rachel Mallins lacht erneut, ein angenehmes, beinahe raues Lachen. »Darf ich fragen, warum?«

»Ich habe Hayley Mallins befragt, die Witwe des Ermordeten«, beginnt Amanda und ringt stumm mit sich, wie viel sie Rachel Mallins erzählen soll, bevor sie entscheidet, dass es ihr zu diesem Zeitpunkt wenig bringen würde, etwas zu verschweigen. »Sie hat mir erzählt, dass die Mutter ihres Mannes kürzlich gestorben ist und ihr Mann nach Toronto gekommen ist, um ihren Nachlass zu regeln, also …«

»Also?« Rachel beugt sich auf ihrem Sessel vor, faltet die Hände und hört konzentriert zu. Amanda fällt auf, dass sie keinen Schmuck trägt.

»Also dachte ich, dass es, auch wenn Mrs. Mallins es bestreitet, möglich ist, dass es noch andere Mallins' gibt, die mit dem Opfer verwandt sind.«

»Ach ja, dachten Sie?«

»Ja, dachte ich.«

»Und gibt es viele von uns?«

»Was?«

»Im Telefonbuch.«

»Oh. Nein. Nicht viele. Sechs, um genau zu sein.«

»Um genau zu sein«, wiederholt sie mit hörbarem Genuss an der Phrase. »Und Sie haben uns alle angerufen?«

»Sie waren die Nummer fünf auf der Liste.«

»Da hab ich ja Glück gehabt.« Wieder lacht Rachel Mallins. »Und Sie auch.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie mit John Mallins verwandt sind?«

»Ja, bin ich.«

Amanda stockt der Atem. »Und das bedeutet?«

Rachel macht eine winzige Pause und scheint für den Bruchteil einer Sekunde unschlüssig, bevor sie antwortet.

»Das bedeutet, dass ich seine Schwester bin.«

Um ein Haar hätte Amanda das Glas fallen lassen. »Verzeihung?«

»Ich bin John Mallins' Schwester.« Das Lächeln im Gesicht der Frau erstirbt. »Trinken Sie einen Schluck Wasser, Amanda. Sie sehen ein bisschen blass aus.«

Amanda trinkt einen Schluck und versucht, sich zu konzentrieren und ihre nächste Frage zu formulieren. »Das verstehe ich nicht«, resigniert sie schließlich.

»Natürlich nicht. Woher auch?«

»Wollen Sie sagen, Hayley Mallins hätte gelogen, als sie mir erzählt hat, ihr Mann hätte keine anderen Verwandten in Toronto?«

»Oh, darüber weiß ich nichts.«

»Sie wissen nicht, ob sie gelogen hat, oder ob sie ehrlich nichts von Ihnen wusste?«, versucht Amanda, die Aussage der Frau zu präzisieren.

»Ich weiß überhaupt nichts über Hayley Mallins.«

»Sie meinen, Sie wussten nicht, dass Ihr Bruder verheiratet war?«

»Mein Bruder ist nicht verheiratet«, stellt die Frau mit Nachdruck fest. »Da können Sie sich ziemlich sicher sein.«

»Das verstehe ich nicht«, sagt Amanda noch einmal und denkt, dass sie auch einen Kassettenrekorder mitbringen und bei jedem Satz von Rachel eine Aufnahme hätte abspielen können. *Das verstehe ich nicht. Das verstehe ich nicht.*

»Nun, der Mann, der letzte Woche im Four Seasons Hotel ermordet worden ist, war offensichtlich nicht mein Bruder.«

»Das verste …« Amanda beißt sich auf die Zunge und stellt ihr Wasserglas auf dem runden Glastisch ab, bevor sie langsam aufsteht, bemüht, ihre keimende Wut zu zügeln.

»Okay, ich weiß nicht, was für ein Spiel Sie spielen, Rachel, aber ich habe es nun mal nicht gern, wenn man mich zum Spielball macht. Wenn es also Ihrer Vorstellung von einem lustigen Abend entspricht, einen Anwalt zu quälen, müssen Sie sich einen anderen suchen …«

»Oh, setzen Sie sich. Ich dachte, Sie wollten etwas über John Mallins wissen.«

Amanda bleibt stehen. »Ich höre.«

Rachel erhebt sich ebenfalls aus ihrem Sessel und tritt ans Fenster. »Sie klingen wie Frasier Crane«, sagt sie kichernd.

»Aus dem Fernsehen.«

»Ich sehe nicht viel fern.«

»Sie haben nie *Frasier* geguckt? Es ist eine Nebenserie von *Cheers*. Das haben Sie doch bestimmt gesehen.«

»Können wir zu John Mallins zurückkommen?«

Rachel wirkt leicht gekränkt. »Sie müssen verstehen, dass das alles vor sehr langer Zeit passiert ist. Vor fünfundzwanzig Jahren, um genau zu sein.« Sie lächelt, obwohl das Lächeln diesmal brüchig wirkt, so als könnte sie jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Was?«

Erst nach einer Pause fährt Rachel fort. »Mein Bruder und ich waren das Produkt einer Familie, die man heutzutage beschönigend ›dysfunktional‹ nennen würde, will sagen, unsere Eltern waren beide schwere Alkoholiker, und mein Bruder und ich haben uns mehr oder weniger selbst großgezogen. Und das auch nicht besonders gut.« Sie zuckt die Achseln. »Bevor ich dreißig geworden bin, war ich schon zweimal verheiratet und wieder geschieden. Können Sie das glauben?«

»So was kommt vor«, erwidert Amanda, als sie die Sprache wiederfindet.

»Vermutlich. Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Nein, Sie sind clever. Das sehe ich. Zu konzentriert auf Ihre Karriere, um Zeit mit Nebensächlichkeiten zu verschwenden. Ich hatte nie eine Karriere. Mit vierzehn habe ich davon geträumt, Ärztin zu werden. Na ja, wenigstens hab ich die High School zu Ende gemacht.« Rachel versucht zu lächeln, aber ihre Lippen machen nicht mit, sondern bleiben störrisch geschürzt. »Johnny hat die Schule abgebrochen, sobald er sechzehn war. Er fing an, sich mit üblen Typen abzugeben, Alkohol, Drogen, der übliche Mist. Hat es in keinem Job lange ausgehalten. Ständig neuer Ärger. Er ist mindestens ein halbes Dutzend Mal verhaftet

worden, obwohl ihm die Polizei nie wirklich was nachweisen konnte. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, hat er jedenfalls mit diesem super Typen angegeben, den er gerade getroffen hatte, und dass der ihn unter die Fittiche nehmen würde, und dann würde alles anders werden und …«

»Und?«

»Und dann ist er vom Erdboden verschwunden.«

»Wie meinen Sie das, er ist verschwunden?«

»Ich meine, dass ich ihn nie wieder gesehen habe.«

»Sind Sie zur Polizei gegangen?«

»Natürlich. Aber was meinen Sie, wie groß deren Interesse war, ihn zu finden?« Rachel schüttelt den Kopf. »Ungefähr so groß wie Ihre Lust, jetzt gerade mit mir zu reden.«

Amanda versucht einen Sinn in all dem zu erkennen, was Rachel ihr erzählt hat. »Aber warum sollte die Polizei mit Ihnen reden wollen, wenn Sie sagen, der ermordete John Mallins ist nicht Ihr Bruder.«

»Weil der Mann, der ermordet wurde, nicht John Mallins ist«, stellt die Frau schlicht fest.

Amanda sagt gar nichts, sondern nickt nur, als ob das Gehörte vollkommen logisch wäre, bevor sie ihren Platz auf dem Sofa wieder einnimmt, um mehr zu hören.

16

»Ich könnte einen Drink gebrauchen«, verkündet Rachel und klatscht sich auf die Schenkel. »Wie steht's mit Ihnen?«

»Klingt gut«, stimmt Amanda ihr zu und sieht zu, wie die Frau wieder in die Küche und unter lautem Protest ihrer Gelenke vor einem Schrank neben dem Kühlschrank in die Hocke geht.

»Das ist das Problem, wenn man klein und dick ist«, sagt sie, während sie durch eine Sammlung von Weinflaschen kramt. »Man kann seinen Alkohol nicht auf einem hohen Regal deponieren, weil man sonst nicht drankommt, aber es bringt einen auch jedes Mal um, wenn man sich bücken muss. Ich sollte die Flaschen einfach auf dem Tresen aufreihen. Aber genau das haben meine Eltern auch immer gemacht. Ich glaube, für sie war es so eine Art Skulptur. Ist Rotwein okay?«

»Perfekt.«

Rachel wirft Amanda ihr charmantestes Lächeln zu und sucht in der obersten Schublade nach einem Korkenzieher.

»Als ich von meinen Eltern, die übrigens inzwischen beide in den großen Saloon im Himmel gewechselt haben, in meine erste eigene Wohnung gezogen bin, habe ich nie Alkohol im Haus gehabt. Oh, ich war schrecklich brav. Habe kein Glas und keine Zigarette angerührt. Rauchen tue ich immer noch nicht.« Fachmännisch entkorkt sie eine Flasche sehr guten Wein, wie Amanda feststellt. »Einmal habe ich einen Typen, den ich beeindrucken wollte, zum Essen eingeladen. Weiß der Himmel, was ich mir dabei gedacht habe, denn das Einzige, was ich kochen konnte, war Shepherd's Pie. Ein Glück, dass er das mochte.« Sie lacht und nimmt zwei Weingläser. »Der Typ hat jedenfalls eine Flasche Wein mitgebracht, die wir nicht öffnen konnten, weil ich keinen Korkenzieher hatte.« Sie schüttelt in

Erinnerung an die Szene den Kopf, während sie die beiden Gläser voll gießt.

»Ich musste bei meinem Nachbarn klopfen und mir einen leihen.« Sie kommt zurück ins Wohnzimmer und reicht Amanda ihr Glas. »Ich habe übrigens kein Alkoholproblem. Falls Sie sich Sorgen machen, ich wäre eine alte Schnapsdrossel, die Sie bloß unter einem Vorwand hierher gelockt hat.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, sagt Amanda, obwohl ihr just dieser Gedanke gerade gekommen ist.

»Nein, ich habe mir feierlich geschworen, dass ich nie werden würde wie meine Mutter.«

Amanda nickt. Endlich *etwas*, das sie versteht.

»Deshalb achte ich sorgfältig darauf, wie viel Alkohol ich mir genehmige. Hier und da ein Glas Wein zu besonderen Anlässen. Ich würde sagen, heute ist so einer, oder?«

»Ich weiß nicht. Von welchem besonderen Anlass sprechen wir?«

Rachel hebt ihr Glas. »Darauf, dass der Mann, der sich John Mallins nannte, endlich bekommen hat, was er verdient. Prost.«

»Prost.« Sie stoßen an, und Schweigen erfüllt die kleine Wohnung. Amanda wartet, dass die Frau fortfährt, aber Rachel bleibt stumm. »Warum sagen Sie, dass er bekommen hat, was er verdient?«

»Weil das Schwein offensichtlich meinen Bruder umgebracht hat.«

Inwiefern war das offensichtlich, wundert Amanda sich und nippt mehrmals an ihrem Wein, bevor sie die Frage laut stellt.

»Ich habe Ihnen doch erzählt, dass mein Bruder mir unmittelbar vor seinem Verschwinden erzählt hat, dass er einen Typen getroffen hätte, der seinem Leben eine Wende geben würde. Nun, ich finde, es ist ziemlich klar, dass der Typ ihn

umgebracht hat. Und fünfundzwanzig Jahre später hat Ihre Mandantin jetzt *ihn* umgebracht.«

Amanda versucht der verwickelten Logik der Frau zu folgen. »Das ist aber reichlich weit hergeholt«, meint sie schließlich.

»Warum? Inwiefern weit hergeholt? Finden Sie es nicht verdächtig, dass fünfundzwanzig Jahre nach dem Verschwinden meines Bruders in der Stadt, in der mein Bruder gelebt hat, plötzlich ein Mann auftaucht, der sich John Mallins nennt, zufällig genauso alt ist, wie mein Bruder gewesen wäre, und ihm sogar ein bisschen ähnlich sieht. Finden Sie das nicht ein kleines bisschen merkwürdig?«

»Vielleicht ein Zufall.«

»Von wegen Zufall. Der Mann hat meinen Bruder ermordet und seine Identität gestohlen.«

»Moment mal, immer schön langsam. Nur weil der Mann genauso hieß wie Ihr Bruder, muss er ihn ja nicht gleich umgebracht haben. Glauben Sie nicht, dass es mehr als einen John Mallins geben könnte?«

»Nein, das glaube ich nicht. Sie haben uns doch gerade im Telefonbuch nachgeschlagen. Und es gab nur sechs Einträge in einer Stadt mit beinahe drei Millionen Einwohnern.«

»Aber das heißt noch nicht, dass er der einzige John Mallins auf der ganzen Welt ist. Der erschossene John Mallins stammte aus einer kleinen Stadt in England, nördlich von Nottingham«, sagt Amanda, die sich an die Geografiestunde der Witwe des Mannes erinnert.

»Und er ist nach Toronto gekommen, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln, haben Sie gesagt, richtig?«

»Ja.«

»Um was wollen Sie wetten, dass Sie, wenn Sie die Todesnachrichten der vergangenen Wochen durchgehen,

niemanden namens Mallins finden werden? Ach, überprüfen Sie ruhig das ganze letzte Jahr.«

»Selbst wenn das stimmt, würde das nichts beweisen.«

Rachel wirft die Hände in die Luft, sodass der Wein in ihrem Glas hin und her schwappt. »Scheiße, sind Sie immer so stur?«

»Ich versuche bloß zu sagen …«

Amanda hält inne. Was versucht sie ihr zu sagen? »Wenn Sie wirklich glauben, dass John Mallins nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Mörder ist, warum sind Sie dann nicht zur Polizei gegangen?«

»Was hätte ich denen denn erzählen sollen?«

»Dasselbe, was Sie mir erzählt haben.«

Rachel Mallins schüttelt den Kopf. »Die Polizei ist sogar noch sturer als Sie. Verdammt, vor fünfundzwanzig Jahren bin ich zu den Schweinen gegangen, direkt nach Johnnys Verschwinden. Ich habe sie angefleht, meinen Bruder zu suchen, und wissen Sie, was die gesagt haben: ›Machen Sie sich wegen Johnny keine Sorgen. Der taucht schon wieder auf. Das tun falsche Fünfziger immer.‹« Sie trinkt einen Schluck Wein. »Die wollten mir damals nicht helfen. Warum sollte *ich* jetzt denen helfen? Außerdem würde es Johnny nicht zurückbringen. Dafür ist es fünfundzwanzig Jahre zu spät.«

Amanda trinkt ihr Glas leer und lässt sich von Rachel nachschenken. »Wäre es nicht möglich, nur theoretisch«, beginnt sie langsam, »dass der Erschossene tatsächlich Ihr Bruder war? Sie haben selbst gesagt – es ist fünfundzwanzig Jahre her«, spricht sie eilig weiter, bevor Rachel widersprechen kann. »In einem Vierteljahrhundert können sich Menschen stark verändern. Sie werden älter, nehmen zu oder lassen sich einen Schnurrbart wachsen.«

»Aber sie verschwinden nicht grundlos.«

»Vielleicht *hatte* er einen Grund. Sie sagten doch, dass er ständig irgendwelchen Ärger gehabt hätte. Vielleicht ist ihm irgendwas über den Kopf gewachsen, und er musste die Stadt überstürzt verlassen. Vielleicht dachte er, es wäre das Beste, Ihnen nichts zu erzählen. Vielleicht hat er beschlossen, woanders neu anzufangen. Vielleicht ist er irgendwann nach England gezogen, hat geheiratet und eine Familie gegründet …«

»Er hat bestimmt nicht geheiratet und eine Familie gegründet.«

»Wie können Sie sich dessen so sicher sein?«

»Weil mein Bruder schwul war«, sagt Rachel und gießt sich selbst ein zweites Glas Wein ein. »Und erzählen Sie mir jetzt bitte nicht, dass schwule Männer oft heiraten und eine Familie haben, denn das weiß ich selbst. Aber ich weiß auch, dass der Mann, den Ihre Mandantin erschossen hat, nicht mein Bruder war.«

»Dann war es ein anderer John Mallins.« Amanda verspürt einen leichten Schwindel. Kein Wunder, denkt sie und stellt ihr Weinglas auf den Boden. Sie drehen sich im Kreis.

Nach einer langen Pause fragt Rachel: »Um was wollen wir wetten, dass der Geburtstag, der in John Mallins' Pass steht, der 14. Juli ist?«

Amanda schweigt. Ein nagendes Gefühl in der Magengrube sagt ihr, dass sie die Wette verlieren würde.

»Hören Sie, Sie haben doch gesagt, dass Sie die Frau vertreten, die das Schwein erschossen hat. Warum fragen Sie sie nicht einfach, für wen sie ihn gehalten hat, als sie ihn mit Kugeln voll gepumpt hat?«

Und Sie glauben, *ich* wäre stur, will Amanda rufen. »Was ist mit diesem Typen, mit dem sich Ihr Bruder eingelassen hat? Hat Johnny je einen Namen genannt?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Er hat ihn Turk genannt. Offenbar ein Spitzname.«

»Ich hasse Spitznamen«, murmelt Amanda.

»Ich auch. Aber ich mag diesen Wein. Möchten Sie noch ein Glas?«

Amanda hält ihr leeres Weinglas hoch und lässt sich noch einmal nachschenken. »Danke«, sagt sie und trinkt hastig mehrere Schlucke. »Ich sollte wahrscheinlich demnächst besser gehen und Sie packen lassen.«

»Oh, ich fahre nirgendwohin. Das hab ich bloß gesagt, damit Sie Ihren Arsch hochkriegen.« Rachel geht zu dem Kleiderschrank und holt Amandas Mantel. »Ist es Ihnen darin warm genug? Sieht ein bisschen fadenscheinig aus.«

Als sie in die Ärmel des Mantels schlüpft, denkt Amanda, dass das auch eine durchaus passende Beschreibung für ihr ganzes augenblickliches Leben ist. »Es geht ganz gut, danke.« Sie öffnet die Wohnungstür und tritt in den Flur.

»Und nochmals vielen Dank für den Wein.«

»Amanda«, ruft Rachel ihr nach, als sie schon auf dem Weg zu den Fahrstühlen am Ende des Flurs ist. Die Worte halten sie zurück wie ein Angelhaken. »Sie sagen mir doch Bescheid, wenn ich mit dem 14. Juli Recht hatte, oder?«

Eine Aufzugtür öffnet sich, und Amanda betritt die Kabine.

Zwei Dinge, für die Amanda dankbar ist: Das Zimmerpersonal hat erstens ihren Badezimmerboden gewischt, frische Handtücher aufgehängt und das Zimmer ganz allgemein in seinen ursprünglichen makellosen Zustand zurückversetzt und zweitens ihr Weinglas nicht abgeräumt.

Sie kippt Letzteres hinunter, während sie Ersteres bewundert, und überlegt, ob sie Ben anrufen soll. *Was hast du gemacht,* kann sie ihn förmlich brüllen hören. *Was hast du gemacht?* Es

war schon schlimm genug, dass sie ohne seine Erlaubnis Hayley Mallins aufgesucht hatte, aber ihre letzte Eskapade, alleine loszugehen, um irgendeine Frau zu befragen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine halluzinierende Säuferin war, das war nun wirklich die Krönung. Wo war ihr gesunder Menschenverstand geblieben? Sie hätte ermordet werden können, Herrgott noch mal. Hatte er ihr nicht gesagt, sie solle sich beim Zimmerservice etwas zu essen bestellen, ein heißes Bad nehmen und früh schlafen gehen? »Ich hab es versucht«, verteidigt sie sich matt, trinkt ihren Wein aus, setzt sich auf den Wannenrand und streckt die Hand nach dem Warmwasserhahn aus. »Versuch macht klug.« Sie kichert und trinkt einen weiteren großen Schluck Wein. Dann zieht sie sich den Pullover über den Kopf aus, was ihr ohnehin wackeliges Gleichgewicht weiter ins Wanken bringt, und geht ins Schlafzimmer. Wenig später steht sie splitternackt und, wie sie feststellt, sturzbetrunken neben dem Telefon.

»Hier ist Ben Myers. Ich bin im Moment nicht zu Hause, aber wenn Sie nach dem Ton eine Nachricht und Ihre Nummer hinterlassen, rufe ich so bald wie möglich zurück. Vielen Dank, und denken Sie daran, den Ton abzuwarten.«

Ist das nicht typisch Ben, anzunehmen, sie wüsste nicht, wie ein Anrufbeantworter funktioniert. »Na, hallo, Ben Myers«, sagt Amanda, die natürlich losgeplappert hat, bevor der angekündigte Ton erklungen ist. »Ups. Ich bin wohl keine besonders gute Zuhörerin, was?« Sie lacht und wartet auf den Ton. »Na, hallo, Ben Myers«, sagt sie noch einmal.

»Ich rufe an – warum rufe ich an? –, oh ja, ich rufe an, um mich zu entschuldigen, weil ich, wie es aussieht, ein böses Mädchen war und nicht getan habe, was du mir gesagt hast. Was auch immer das war. Ich kann mich nicht mehr erinnern. Aber hoffentlich fällt es mir wieder ein, bis du diese Nachricht hörst und mich zurückrufst. Hast du mich gehört? Ruf mich zurück. Es ist wichtig. Glaube ich.« Sie lacht erneut, als ein weiterer

Piepton ihr das letzte Wort abschneidet. »Nun, das war aber ziemlich unhöflich«, sagt sie und legt den Hörer wieder auf die Gabel. »Ich hatte nicht mal Zeit, ihm liebe Grüße an Jennifer auszurichten. Liebe Grüße an Jennifer«, ruft sie in Richtung Telefon und vernimmt dann ein gedämpftes Plätschern. »Oh nein!«

Amanda stolpert über die eigenen Füße, als sie ins Bad eilt, sich auf die Wanne stürzt, die schon wieder bedrohlich voll gelaufen ist, die Hand in das brühende Wasser steckt und den Stöpsel herauszieht. »Scheiße, ist das heiß!« Der Wasserspiegel sinkt sofort. Amanda wedelt ihren vom Ellenbogen an abwärts knallroten Arm zur Abkühlung durch die Luft, wartet, bis der Pegelstand auf ein vernünftiges Maß gefallen ist, bevor sie den Stöpsel wieder in den Abfluss steckt und kaltes Wasser zulaufen lässt. »Ich glaube, jemand hat ein bisschen zu viel getrunken«, sagt sie, steigt in die Wanne und verdrängt die kleine Stimme in ihrem Kopf, die ihr sagt, dass das in letzter Zeit ein wenig zu oft passiert ist. »Ein besonderer Anlass«, fallen ihr Rachels Worte wieder ein. »Der Mann, der sich John Mallins nannte, hat endlich bekommen, was er verdient.«

Der Mann, der sich John Mallins nannte, wiederholt sie stumm, greift nach der Seife und reibt ihre Brüste damit ein, bis ihr auffällt, dass die Seife noch eingepackt ist. »Ups.« Sie lacht wieder, zusehends schrill, während sie sie auspackt und zusieht, wie das Papier auf dem Wasser treibt, während die Seife auf den Boden der Wanne sinkt. Ist es möglich, dass irgendetwas von dem, was Rachel Mallins ihr erzählt hat, wahr ist? Dass der Mann, der sich John Mallins nannte, gar nicht John Mallins ist? Dass er ein Betrüger ist, der den echten John Mallins vor fünfundzwanzig Jahren ermordet hat, um in seine Identität zu schlüpfen?

Und wenn dem so wäre? Spielt es wirklich eine Rolle, ob der Mann, den ihre Mutter erschossen hat, John Mallins war oder nicht? Fakten sind Fakten, und Fakt ist: Ihre Mutter hat einen

Mann erschossen, der jemand namens John Mallins sein könnte oder auch nicht. »Wer immer er war, jetzt ist er nicht mehr«, verkündet Amanda, fischt die Seife aus dem Wasser und beginnt, sich wahllos einzuseifen.

Aber wenn er nicht John Mallins war, wer war er dann?

Und würde die Antwort auf diese Frage nicht auch eine Menge anderer Fragen klären?

Zum Beispiel, warum ihre Mutter ihn erschossen hat.

Er hat ihn Turk genannt. Offenbar ein Spitzname.

»Ich hasse Spitznamen«, flüstert Amanda in den feuchten Waschlappen, den sie sich wie eine Totenmaske über Mund und Nase gelegt hat.

Püppchen, hört sie irgendjemanden rufen. *Püppchen. Püppchen.*

Amanda reißt sich den Waschlappen vom Gesicht, rappelt sich auf die Füße und steigt aus der Wanne. Pitschnass geht sie ins Zimmer, wo sie den Telefonhörer abnimmt.

»Das Metro Convention Center«, weist sie die Telefonistin an. »Jerrod Sugar«, erklärt sie der Dame am Empfang. »Jerrod Sugar«, verkündet sie dem Mann, der nach dem zweiten Klingeln abnimmt, »hier ist Amanda Travis. Und heute ist Ihr Glückstag.«

Ein Klopfen weckt sie um zwei Uhr nachts.

Amanda hört es als Teil ihres Traums, in dem sie alleine in einem klapprigen alten Ruderboot im offenen Meer untergeht. Während sie panisch Wasser schöpft, kann sie die Haie schon kreisen sehen, und einer von ihnen taucht unter das Boot und schlägt gegen den morschen Boden. Einmal. Zweimal.

Amanda richtet sich im Bett auf, das Hämmern in ihrem Kopf ist wie ein Echo des Klopfens an der Tür. Sie blickt auf die Uhr auf dem Nachttisch und fragt sich, wer zum Teufel um zwei Uhr

nachts an ihre Tür klopfen könnte. Brennt es vielleicht, und sie hat einen Feueralarm verschlafen? Versucht jemand, sie zu warnen, damit sie das Gebäude verlässt, bevor es zu spät ist?

Sie steigt aus dem Bett, zieht ihren Bademantel über und hastet zur Tür, wobei ihr Kopf mit jedem Schritt schmerzhaft pocht. »Hallo?«, flüstert sie, legt die Kette vor und öffnet die Tür einen Spalt.

»Amanda, was zum Teufel ist los?«

»Ben?« Amanda löst eilig die Kette und tritt in den Flur.

»Was machst du denn hier? Ist irgendwas passiert?«

»Das sollst du mir erzählen.«

Amanda starrt den attraktiven jungen Mann an, der einmal ihr Ehemann war. Er trägt Jeans und einen dicken irischen Strickpullover, sein Haar ist ungekämmt und mit Schneeflocken gesprenkelt, das Gesicht faltig von einer Mischung aus Sorge und Erschöpfung. Und noch etwas anderes, wie sie feststellt, als sie versucht, sich auf seine Augen zu konzentrieren. Wut, erkennt sie und packt den Türknauf hinter sich.

»Was ist mit der Nachricht, die du auf meinem Anrufbeantworter hinterlassen hast?«

»Die Nachricht …?«

»Erinnerst du dich nicht?«

Amanda müht sich, den Ablauf der Ereignisse zu rekonstruieren. »An meine genauen Worte kann ich mich nicht erinnern. Ich bin ganz schlaftrunken. Du hast mich geweckt.«

»Hast du getrunken?«

»Nein. Ich habe fest geschlafen.«

»Ich habe den ganzen Abend an einem Fall gearbeitet, der morgen zur Verhandlung ansteht. Ich bin todmüde. Ich wollte gerade ins Bett gehen, als ich dachte, dass ich besser noch mal meinen Anrufbeantworter abhöre …«

»Du warst nicht mit Jennifer aus?«

»Und du klangst so, so … ich weiß nicht …«

»Was?«

»Verzweifelt«, sagt er schließlich, und Amanda weicht zurück, weil das Wort sie trifft wie ein Schlag ins Gesicht.

»Du hast mir einen Mordsschrecken eingejagt.«

»Ich kann dir versichern, ich bin ganz und gar nicht verzweifelt.«

»Okay, also, ich glaube, wir kommen vom Thema ab.«

Völlig unerwartet schießen Amanda Tränen in die Augen, sie senkt den Kopf, starrt auf ihre nackten Füße und versucht, mit fester Stimme weiterzusprechen. »Tut mir Leid, dass ich dir einen Schrecken eingejagt habe. Das wollte ich nicht. Echt, tut mir wirklich Leid. Warum fährst du nicht nach Hause, schläfst ein bisschen, und wir sehen uns dann morgen.«

Ben streicht sich das Haar aus der Stirn und kneift frustriert die Augen zu. »Alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut.«

»Warum hast du mich angerufen?«

»Was?«

»Du hast gesagt, es wäre wichtig.«

»Es ist nichts, was nicht auch bis morgen warten kann.«

»Du hast gesagt, du wärst ein böses Mädchen gewesen, was immer das heißen soll, und dass du nicht getan hättest, was ich gesagt habe? Was hast du denn *stattdessen* gemacht?«

Amanda blickt über ihre Schulter zu dem Raum hinter sich, wobei das Pochen in ihrem Kopf mit jeder kleinsten Bewegung anschwillt. Was ist los mit mir, fragt sie sich. Warum tue ich mir das an?

»Lass uns das drinnen weiter besprechen«, sagt Ben. »Es hat doch keinen Sinn, auf dem Flur zu streiten.«

»Nein. Wirklich. Ich finde, du solltest gehen«, protestiert Amanda, aber bevor sie ihn aufhalten kann, hat Ben bereits die Tür aufgestoßen und das Licht angemacht.

»Was ist heute Abend passiert, Amanda?«, fragt Ben schon mitten im Zimmer, das taghell erleuchtet ist.

Man hört das Rascheln von Laken. Im Bett rührt sich eine gespenstische Gestalt, blass und konfus. »Mein Gott«, sagt Jerrod Sugar, hebt den Kopf vom Kissen und schirmt die Augen gegen das unerwartete Scheinwerferlicht ab. »Was ist denn hier los?«

Amanda beobachtet, wie Bens Gesicht rosarot anläuft, wie erfroren. Sie spürt, wie er die Zähne aufeinander beißt und die Fäuste ballt. »Gut. Also gut«, sagt er, unsicher von einem Fuß auf den anderen tretend. »Entschuldigen Sie die Störung. Mein Fehler.« Er schaltet das Licht aus und verlässt das Zimmer.

Amanda rührt sich nicht.

»Was hatte denn das zu bedeuten?«, fragt Jerrod Sugar, als die Tür lautstark zufällt.

Amanda bleibt mehrere Sekunden lang vollkommen reglos stehen, bevor sie wieder ins Bett steigt, das Echo der zuknallenden Tür wie ein Peitschenhieb im Ohr. »Nichts«, sagt sie, zieht sich schützend die Decke über die Ohren und schließt die Augen.

17

Das Gerichtsgebäude von Toronto – allgemein das *New* Courthouse genannt, obwohl es mehr als dreißig Jahre alt ist – liegt an der Ecke University Avenue und Armoury Road. Es heißt *New* Courthouse, um es von dem *alten* Gerichtsgebäude zu unterscheiden, das im *alten* Rathaus an der Ecke Bay und Queen Street untergebracht ist. Das neue Rathaus, dessen Bau 1965 vollendet wurde, befindet sich direkt gegenüber und besteht aus zwei einander zugewandten, halbmondförmigen, grauen Granittürmen. Vor dieser New City Hall thront eine große und vormals kontroverse Skulptur von Henry Moore, die ein bisschen so aussieht wie ein kopfloses Huhn aus Bronze; des weiteren gibt es eine große öffentliche Eisbahn, auf der die Leute schon morgens um elf ihre Pirouetten drehen.

All das fällt Amanda wieder ein, als der Taxifahrer sie zur falschen Adresse bringt.

»Sie sagten New City Hall«, beharrt der Fahrer mit schwerem Akzent.

»Ich habe gesagt, zum New Courthouse.«

»Courthouse ist Old City Hall.«

»Das ist das alte Gerichtsgebäude. Ich will zum *New* Courthouse.«

»New Courthouse nicht hier«, erwidert der Mann, wendet alle Verkehrsregeln missachtend mitten auf der Straße und fährt zurück in die Richtung, aus der sie gekommen sind.

Es ist meine Schuld, denkt Amanda, lehnt ihre nach wie vor pochende Schläfe an das schmutzige Seitenfenster des Taxis und sieht die öde Parade der Innenstadtgebäude an sich vorbeiziehen und mit dem blassgrauen Himmel verschwimmen. Ich hätte besser aufpassen müssen.

In vielerlei Hinsicht, erkennt sie, als sie reuevoll an das Desaster der vergangenen Nacht zurückdenkt. »Wie konnte das passieren?«

»Irgendwas nicht okay, Miss?«, fragt der Taxifahrer nervös. Im Rückspiegel sieht sie, dass er seine dunklen, feuchten Augen zusammengekniffen hat, als befürchte er, dass sie sich ein weiteres Mal umentscheiden könnte.

Nun, lassen Sie mich überlegen, denkt Amanda. Meine Mutter sitzt im Gefängnis. Ich habe einen grauenhaften Kater. Ich habe mit einem praktisch Fremden geschlafen. Und mein Ex-Mann hält mich für ein Flittchen. Das heißt, mein *alter* Ex-Mann, denkt sie und muss ein Lachen unterdrücken. Im Gegensatz zu meinem *neuen* Ex-Mann. Und außerdem, wen kümmert's, was er denkt? »Nein«, versichert sie dem Taxifahrer. »Alles okay.«

Sie strafft die Schultern und richtet sich unter dem vernehmlichen Protest des grünen Plastiksitzes gerade auf. Welches Recht hat Ben überhaupt, sich zum Richter aufzuspielen? Hat sie im Moment nicht schon genug um die Ohren? Okay, sie war betrunken. Das ist ihr gutes Recht. Genauso, wie es ihr gutes Recht ist zu schlafen, mit wem es ihr beliebt. Selbst wenn sie es eigentlich gar nicht will.

Und warum musstest du verdammt noch mal überhaupt mitten in der Nacht auftauchen, Ben Myers, wie ein weißer Ritter auf seinem alten Ross? Wer hat gesagt, dass ich gerettet werden will? »Sehe ich aus, als ob man mich retten müsste?«, fragt sie laut und erschreckt damit den Taxifahrer, der einen scharfen Linksschwenk macht, der sie aus dem Gleichgewicht bringt.

»New Courthouse«, verkündet er und hält vor einem ansehnlichen grauen Steingebäude.

Nachdem Amanda ihre Balance wiedergefunden und bezahlt hat, steigt sie aus. »Was mache ich hier?«, sagt sie laut, doch ihr hochgeschlagener Mantelkragen verschluckt die Worte. Sie fragt sich, wie Ben reagieren wird, wenn er sie sieht. Hoffentlich

besser als letzte Nacht. Sie atmet einen letzten Zug der eiskalten Luft ein, bevor sie das Gebäude betritt und von einem Zettel aus ihrer Handtasche die Nummer des Gerichtssaals abliest. »Sitzungssaal 204«, flüstert sie, passiert die Metalldetektoren, tritt auf eine Rolltreppe direkt hinter dem Eingang und schwebt langsam aus dem Erdgeschoss.

Oben angekommen kreuzt sie den Weg einer attraktiven Blondine mit eisigem Charme und einer wehenden Robe, wie sie kanadische Anwälte vor Gericht tragen. Jennifer, fragt sie sich, während sie den wohlgeformten Waden der Frau nachsieht, die selbstsicher den Gerichtssaal 201 ansteuert. Bist du das? Und warum warst du gestern Abend nicht bei Ben?

Dann hätte ich jetzt wenigstens kein so verdammt schlechtes Gewissen wegen Jerrod Sugar. Obwohl es mir ein Rätsel ist, warum ich seinetwegen ein schlechtes Gewissen habe. Ich kann schlafen, mit wem ich will. Man kann mir schließlich kaum Betrug an einem Mann vorwerfen, der seit acht Jahren nicht mehr mit mir verheiratet ist.

Gut. Also gut, hört sie Ben sagen, bevor er die Tür hinter sich zuknallt.

Amanda bemerkt einen Mann mittleren Alters, der hilflos und untröstlich auf einer Bank vor einem der Gerichtssäle sitzt, und muss unwillkürlich an das unglückliche Gesicht denken, das Jerrod Sugar gemacht hat, als er Ben am Fußende des Bettes stehen sah. Sie konnte noch das Pochen seines rasenden Herzen spüren, als sie nach Bens überstürztem Abschied die Hand auf seine Brust gelegt hatte. Wenige Minuten später war er trotzdem gegangen, weil er, wie er sagte, zu aufgewühlt war, um wieder einzuschlafen, und auch die Aussicht auf eine weitere Runde Sex war nicht verlockend genug, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Es täte ihm Leid, erklärte er ihr, als er hastig in seine Kleider schlüpfte, er hätte eine wirklich volle Woche vor sich, würde aber versuchen, sie vor seiner Abreise noch anzurufen, vielleicht könnten sie sich ja irgendwann mal in Florida treffen,

auf Wiedersehen, es war toll, danke, dass du an mich gedacht hast.

War mir ein Vergnügen, denkt Amanda, schüttelt stapfend unsichtbare Schneeflocken von ihren Stiefeln und marschiert den langen Flur hinunter. Nur, dass es das nicht gewesen war. Eigentlich nicht. Amanda versucht sich zu erinnern, wann sie Sex zum letzten Mal wirklich genossen hat, als ihr Bens Bild wieder vor Augen tritt. »Oh nein. *Da* entlang geht's ganz bestimmt nicht«, ermahnt sie sich streng, öffnet eine Tür und betritt den Gerichtssaal 204.

Es ist ein moderner Raum, aber nicht extravagant. An der Stirnseite sitzt ein Richter in Robe, umringt von mehreren Gerichtsangestellten, die das Verfahren allesamt eher gelangweilt verfolgen. Im Zeugenstand steht ein Polizist, der auf die leere Geschworenenbank gegenüber blickt. Auf den Holzbänken hinter den Tischen von Staatsanwalt und Verteidiger sitzen die Zuschauer. Die Staatsanwältin, eine pummelige junge Frau mit einem bleichen, von einem Gestrüpp widerspenstiger Haare gerahmten Gesicht blättert demonstrativ durch einen Stapel Papiere. Sie trägt ihre verkniffene Miene beinahe stolz, wie eine Diamantenkette, die sie nicht ablegen will. Amanda schüttelt wissend den Kopf und setzt sich neben eine Frau mittleren Alters, die die Perlen eines Rosenkranzes durch ihre zitternden Finger gleiten lässt. Amanda reckt den Kopf, um über die vor ihr sitzenden Zuschauer hinwegzublicken, und sieht Ben, der einem hübschen jungen Mädchen, das neben ihm auf der Verteidigerbank sitzt, etwas ins Ohr flüstert. Er tätschelt die Hand der Kleinen, bevor er sich beiläufig umsieht und sein Blick an Amanda hängen bleibt.

Was machst du hier, fragen seine Augen.

Ich muss dir etwas sagen, antwortet Amanda stumm, doch Ben hat sich schon wieder nach vorne gedreht, wo sich die Staatsanwältin erhoben hat.

Ihre Stimme ist nasal und unangenehm, und jedes Mal wenn sie zu der hübschen jungen Angeklagten blickt, kneift sie in fast unverhohlener Wut die Augen zusammen, als wollte sie statt ihrer hochgestochenen juristischen Phrasen eigentlich sagen: *Dir werd ich's zeigen. Dir mit deinem langen glänzenden Haar und dem teuren kleinen Kleid an deinem perfekten kleinen Körper. Dir verzogenen Wohlstandsgöre, die denkt, das Leben wäre ein einziges großes Zuckerschlecken ohne Konsequenzen. Nun, ich werde deine kleine Seifenblase ein für alle Mal zum Platzen bringen. Ich werde dir zeigen, wie das Leben wirklich läuft.*

Amanda versucht, sich auf die Ausführungen der Staatsanwältin zu konzentrieren, gibt jedoch nach zehn Minuten pompösen Geschwafels auf und wird nur einmal kurz aus ihrem Tran gerissen, als Ben Einspruch erhebt. In seiner Anwaltsrobe sieht er beinahe genauso gut aus wie in seinem irischen Strickpullover, denkt sie, während der Richter seinem Einspruch stattgibt. Was hätte zwischen ihnen passieren können, wenn gestern Nacht nicht Jerrod Sugar in ihrem Bett gelegen hätte?

Was hätte sie denn gewollt?

Nichts.

Hatte ich. War ich schon. Weißt du nicht mehr?

Amanda beruhigt sich damit, dass sie sich nur so verwundbar fühlt, weil sie nach langer Abwesenheit zum ersten Mal in ihre Heimatstadt zurückgekehrt ist. Obendrein noch durch verrückte Umstände dazu gezwungen, Zeit mit dem Mann zu verbringen, den sie einmal geliebt hat, weshalb sie an lange unterdrückte Einzelheiten ihrer gemeinsamen Vergangenheit erinnert wird. Da ist es schwer, keine vertrauten Regungen zu empfinden. Wahrscheinlich geht es ihm ähnlich, deshalb ist er gestern Nacht herbeigeeilt, obwohl er in seiner Besorgnis auch ebenso gut zum Telefonhörer hätte greifen können. Amanda schließt die Augen und versucht dahinter nicht Bens entsetzten und verzweifelten

Gesichtsausdruck in dem Moment zu sehen, als er das Licht angemacht und Jerrod Sugar in ihrem Bett entdeckt hat.

Der Richter unterbricht die Sitzung für eine Mittagspause von einer Stunde. Als Amanda auf die Uhr sieht, stellt sie überrascht fest, dass es schon fast halb eins ist. Sie steht auf, als der Richter dramatisch aus dem Gerichtssaal fegt, und beobachtet, wie Ben auf die Staatsanwältin zugeht.

»Nun, kommen Sie, Nancy«, hört Amanda ihn in seinem einschmeichelndsten Tonfall auf sein Gegenüber einreden.

»Warum sind Sie so stur? Sie ist ein gutes Mädchen, das sich mit dem falschen Kerl eingelassen hat. Es ist ein Erstvergehen. Lassen Sie sie ein paar Sozialstunden ableisten.«

»Sie vergeuden Ihren Atem, Herr Anwalt«, gibt die Staatsanwältin mit zusammengekniffenem Mund zurück.

»Sozialstunden, da hätten alle was davon.«

Die Anklägerin zieht nur eine buschige Augenbraue hoch, rafft ihre Papiere zusammen und marschiert aus dem Saal.

»Na, die ist ja charmant«, stellt Amanda fest, während sie dem Klappern der schweren Absätze der Frau nachlauscht, das auf dem Flur widerhallt.

»Was machst du denn hier?«, fragt Ben, ohne sie anzusehen.

»Deine Sekretärin hat gesagt, dass ich dich hier finden könnte.«

»Mr. Myers?« Die Frau mit dem Rosenkranz tritt neben sie. »Kann ich Selena zum Essen mitnehmen?«

»Mom, pack die Perlen weg, Himmel noch mal.«

»Sorgen Sie dafür, dass sie in einer Stunde wieder hier ist«, erklärt Ben der Frau, die einen Arm um ihre Tochter legt und sie hinausführt.

»Das muss so schwer sein«, sagt Amanda und sieht ihnen nach.

Ben sagt nichts.

»Was ist mit dir?«, tastet Amanda sich vor. »Kann ich dich zum Essen einladen?«

»Ich hab keinen großen Hunger. Trotzdem vielen Dank.«

»Ben …«

Zum ersten Mal, seit er sie hat hereinkommen sehen, blickt er sie direkt an. »Also, wenn es um gestern Nacht geht, musst du dich nicht entschuldigen. Was du mit deinem Leben machst, ist deine Sache.«

»Da bin ich absolut deiner Meinung. Ich bin auch nicht gekommen, um mich zu entschuldigen.«

Er wirkt überrascht, vielleicht sogar ein wenig enttäuscht.

»Warum bist du dann hier?«

»Kannst du für mich herausfinden, ob John Mallins' Geburtstag der 14. Juli ist?«

»Warum willst du das wissen?«

»Nur so eine Ahnung.«

»Das ist selbst für dich eine reichlich seltsame Ahnung.«

»Ich hab gestern Abend bloß mit dieser Frau geredet, und sie hat gesagt …«

»Welche Frau gestern Abend?« Er kneift die Augen zusammen, und sein Blick scheint zu fragen: War gestern Abend auch noch eine Frau in deinem Bett?

Amanda berichtet ihm rasch die Einzelheiten ihrer Begegnung mit Rachel Mallins, während sie beobachtet, wie sein Gesichtsausdruck zwischen Neugier und Unglauben, Bewunderung und Zorn hin und her schwankt.

»Bitte sag mir, dass das ein schlechter Witz von dir ist«, meint er, als sie fertig ist.

»Ich weiß, dass ich nicht alleine hätte losgehen sollen. Das brauchst du mir gar nicht zu sagen. Aber ich glaube wirklich

nicht, dass sie mich voll gesponnen hat. Ich bin heute Morgen als Erstes in die Bibliothek gegangen«, fährt sie fort, bevor er sie unterbrechen kann. »Ich bin mehr als eine Stunde lang alle Todesfälle des vergangenen Monats in Toronto durchgegangen, und auf der Liste stand niemand namens Mallins.«

»Wieso auch?«

»Weil Hayley Mallins mir erzählt hat, dass ihr Mann hier war, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln.«

»*Hayley* Mallins? Wann hast du mit Hayley Mallins gesprochen?«

»Ich habe sie gestern Abend besucht, nachdem du mich vor dem Hotel abgesetzt hast.«

Ben schüttelt den Kopf, während er versucht, das Sperrfeuer neuer Informationen zu verarbeiten. »Du warst ja gestern Abend schwer beschäftigt.«

»Das war alles nicht geplant. Glaub mir. Es hat sich einfach so entwickelt.«

»Was hat sich wie entwickelt?«

Amanda erzählt ihm von ihrem Besuch bei Hayley Mallins.

»Ich kann nicht fassen, dass sie mit dir geredet hat.«

»Ich glaube, ich hab sie überrumpelt.«

»Ja, das kannst du gut.« Ein paar Sekunden lang sehen sie sich schweigend an. »Also gut«, sagt er schließlich. »Du kannst mich zum Mittagessen einladen.«

In dem Café eines nahe gelegenen Hotels sitzen sie sich an einem kleinen Tisch gegenüber und schlürfen heiße Broccolicremesuppe. »Diese Staatsanwältin scheint mir aber eine echte Hexe auf Rädern zu sein«, sagt Amanda und lacht laut, weil sich eine entfernte Erinnerung in den Vordergrund drängt wie ein Fußgänger, der zwischen zwei geparkten Wagen auf die Straße springt.

»Was ist so komisch?«

Amanda schüttelt den Kopf, als wollte sie die Erinnerung abwerfen, doch sie stemmt sich trotzig dagegen und weigert sich zu verschwinden. »Als ich ein kleines Mädchen war«, beginnt sie zögernd, »hat meine Mutter eine Nachbarin mal als eine echte ›Hexe auf Rädern‹ bezeichnet. Von da an hatte ich schreckliche Angst vor der Frau. Ich habe riesige Umwege in Kauf genommen, um nicht an ihrem Haus vorbeizumüssen, selbst wenn ich um den ganzen Block laufen musste. Ich meine, sie war nicht nur eine Hexe, sondern auch noch *auf Rädern.*« Amanda lacht über ihre eigene kindliche Naivität.

Ben grinst. »Nancy ist eigentlich gar nicht so übel.«

»Nicht?«

»Sie macht bloß ihren Job. Du kennst doch Staatsanwälte.«

Nicht so gut wie du, denkt Amanda und versucht, sich seine Freundin Jennifer vorzustellen.

»Sie lieben nichts mehr als eine weitere Verurteilung in ihrer Prozessbilanz«, fährt er fort.

»Eher selbstgerecht als gerecht«, sinniert Amanda. »Ist deine Mandantin schuldig?«

»Schuldig der Jugend und der Dummheit. Es wäre zum Nutzen aller, wenn man sie fünfzig Sozialstunden ableisten ließe, anstatt sie mit einer Vorstrafe zu belasten.«

»Das kommt aber offenbar nicht in Frage.«

»Nur weil die obwaltenden Mächte noch dümmer sind als sie.«

»Glaubst du, du hast eine Chance?«

Ben beißt lachend in ein warmes Brötchen. »Es wird ein sauberer Elfmeter. Ich krieg sie wegen eines Verfahrensfehlers dran. Sobald ich mein Plädoyer eröffne, verlässt sie den Saal als freie Bürgerin.«

»Ah, die Gerechtigkeit.«

»Das kommt davon, wenn die Leute zu gierig werden.«

Wird Jennifer gierig, fragt Amanda sich. »Du siehst in deiner Robe übrigens ziemlich gut aus«, sagt sie.

»Du gestern auch.« Sein Lächeln, der sanfte Schwung seiner Lippen, vertreibt den letzten Rest von Spannung zwischen ihnen. »Tut mir Leid, dass ich gestern Nacht so bei dir reingeplatzt bin. Sah wohl so aus, als wollte ich irgendwelche Besitzansprüche geltend machen.«

»Nur ein bisschen. Außerdem sollte ich mich wahrscheinlich bei dir entschuldigen.«

»Ich dachte, du wärst nicht gekommen, um dich zu entschuldigen.«

»Bin ich auch nicht«, sagt Amanda. »Ich sagte nur, wahrscheinlich *sollte* ich es tun.«

Er lacht. »Du hast mich vermutlich bloß auf dem falschen Fuß erwischt. Ich wusste nicht, dass du noch Bekannte in der Stadt hast.«

»Hab ich auch nicht.«

»Er ist also noch jemand, den du gestern Abend getroffen hast?«

»Genau genommen hab ich ihn im Flugzeug getroffen.«

Ben schluckt dieses neueste Häppchen an Information zusammen mit dem Rest seines Brötchens. »Ein bisschen alt für dich, findest du nicht?«

»Ich mag ältere Männer.«

»Das war mir nicht bewusst.«

»Mein zweiter Ehemann war ein älterer Mann.«

»Und wie war er?«

Nun ist es an Amanda zu lachen. »Ich weiß nicht. Ich habe ihn eigentlich nie besonders gut kennen gelernt.«

»Wieso nicht?«

Amanda verdreht die Augen. Darauf hat sie sich eigentlich nicht einlassen wollen. »Ich glaube, dass ich es im Grunde nicht wollte. Ich meine, er war – ist – ein sehr attraktiver Mann. Wohlhabend. Kultiviert. Sogar nett. Das hat mir damals vermutlich gereicht.«

»Und wann war es dann nicht mehr genug?«

»Als er anfing, über Babys zu reden.«

»Du magst keine Babys?«

»Zum Teufel noch mal, nein. *Ich* wollte sein Baby sein. Warum heiratet eine Frau sonst einen fünfundzwanzig Jahre älteren Mann?« Sie macht eine Pause, sieht sich in dem überfüllten Café um und fragt sich, ob noch eine der anderen Frauen dabei ist, mit ihrem ersten oder zweiten Ex-Mann zu reden. »Am Anfang war alles prima. Er hat mein Jurastudium finanziert und mir alles gekauft, was mein kleines Herz begehrte, ist mit mir gereist, wohin ich wollte. Hat mich nie schlecht behandelt oder unter Druck gesetzt. Hat mich stolz herumgezeigt, und das hat mir gefallen. Doch dann fing er plötzlich davon an, dass wir nach meinem Examen vielleicht darüber nachdenken sollten, eine Familie zu gründen, und ich dachte: Hallo? Moment mal! Wer hat irgendwas von Familie gesagt? Ich weiß nichts übers Kinderkriegen, habe ich immer wieder gescherzt. Aber wie sich herausstellte, meinte er es todernst. Er wollte Kinder. Ich nicht. Ich glaube, er hat irgendwas davon gesagt, es sei an der Zeit, die ›Themen‹ aufzuarbeiten, die ich mit meiner Mutter habe, denn solange ich das nicht täte, würde ich in einer Art andauernden Pubertät stecken bleiben, worauf ich ihm ein ungeheuer erwachsenes ›Fuck you, Charlie Brown‹ an den Kopf geworfen habe … Ach, was soll's. Es spielt eigentlich keine Rolle, was wir beide zu diesem Zeitpunkt gesagt haben. Die Ehe war zu Ende.«

»Trotzdem hast du seinen Namen behalten«, bemerkt Ben.

»Wessen Namen sollte ich sonst annehmen?« Amanda runzelt

die Stirn. »Als Amanda Price war ich nie besonders glücklich gewesen. Und ich konnte mich ja schlecht wieder Amanda Myers nennen, oder?« Sie isst den letzten Löffel Suppe und macht dem Kellner ein Zeichen, dass sie Kaffee nachgeschenkt haben möchte. »Außerdem war Sean ein guter Mann. Es war nicht seine Schuld, dass ich unaufgearbeitete ›Themen‹ hatte.« Sie führt die wieder volle Tasse an die Lippen und pustet über den aufsteigenden Dampf. »Und was ist mit dir und Miss Jennifer? Siehst du in der Zukunft ein Kinderbettchen?«

Ben zuckt die Achsel. »Möglich ist alles, nehme ich an.«

Falsche Antwort, denkt Amanda, piekst mit dem Messer ein Stückchen Butter auf und streicht es auf ein Milchbrötchen, das sie aus dem Brotkorb fischt. »Seid ihr je vor Gericht aufeinander getroffen?«

»Ein paar Mal ist es schon vorgekommen.«

»Wer hat gewonnen?«

»Die Bilanz ist, glaube ich, ausgeglichen.«

»Das heißt, sie hat ein oder zwei Prozesse mehr gewonnen, oder was?«

»Drei.« Sie lachen.

»Das ist echt nett«, sagt er.

»Ja, ist es.«

»Das heißt aber nicht, dass ich nicht immer noch sauer auf dich bin, weil du gestern Abend einfach wie wild losgezogen bist.«

Amanda lächelt und beißt sich auf die Zunge, um nicht ein *Gewissermaßen* hinzuzufügen. Das Funkeln in seinen Augen verrät ihr, dass er dasselbe gedacht hat. »Meinst du, da ist irgendwas dran?«

»Wo ist was dran?«

»Ich hab keine Ahnung.« Sie lachen wieder, was ihnen, wie Amanda bemerkt, mit jedem Mal leichter fällt. »Wenn wir vielleicht noch mal rekapitulieren …«

Ben legt seinen Suppenlöffel aus der Hand und hört ihr konzentriert zu.

»Okay, letzte Woche trifft sich meine Mutter mit ihrer Freundin Corinne Nash in der Lobby des Four Seasons Hotels zum Tee. Sie sieht John Mallins und seine Familie in das Hotel zurückkehren und wirkt laut Corinne, als hätte sie ein Gespenst erblickt. John Mallins ist also offensichtlich jemand, den meine Mutter zu erkennen glaubt. So weit okay?«

Ben nickt.

»Am nächsten Tag kehrt sie ins Hotel zurück, wartet auf John Mallins und jagt ihm drei Kugeln in den Körper. Das heißt, John Mallins ist nicht nur jemand, den sie kennt, sondern auch jemand, den sie genug hasst, um ihn zu töten.«

Amanda macht eine Pause, um ihre Gedanken zu irgendeiner logischen Folge zu ordnen. »Laut *Hayley* Mallins war ihr Mann hier, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln. Doch in den Todesnachrichten der hiesigen Zeitungen findet sich in den vergangenen Wochen niemand namens Mallins, was Rachel Mallins' Theorie stützt, dass der Mann, der sich John Mallins nannte, in Wahrheit ein Betrüger war, den sie nur unter dem Namen ›Turk‹ kannte und der vor fünfundzwanzig Jahren möglicherweise ihren Bruder, den echten John Mallins, umgebracht hat, um in seine Identität zu schlüpfen. Kannst du mir noch folgen?«

»Mit Mühe«, gibt Ben zu. »Aber Hayley Mallins hat dir erzählt, dass ihr Mann nach der Scheidung seiner Eltern als kleiner Junge mit seinem Vater nach England gekommen ist.«

»Das ist vielleicht das, was er ihr erzählt hat.«

»Oder es ist die Wahrheit.«

Amanda nickt. »Was bedeuten würde, dass meine Mutter entweder den falschen Mann erschossen hat oder so verrückt ist, wie alle zu glauben scheinen.«

»Was denkst du?«

»Ich denke, wir sollten herausfinden, wer dieser Mann, der sich Turk nannte, wirklich war.«

18

Nach dem Essen begeleitet Amanda Ben zurück zum Gericht, wo sie seinen Triumph verfolgt. Das Verfahren wird wegen eines Formfehlers eingestellt, und Amanda registriert mit unangemessener Schadenfreude das entsetzte Schmollen der Staatsanwältin, das deren Gesicht noch unattraktiver wirken lässt, als es ohnehin ist. »Saubere Arbeit, Ben Myers«, beglückwünscht Amanda ihn, nachdem sowohl Serena als auch ihre Mutter ihn dankbar umarmt haben, und unterdrückt den Impuls, es ihnen nachzutun.

»Kinderspiel.«

Amanda lächelt und findet seine Arroganz beunruhigenderweise noch attraktiver als vor einem Jahrzehnt. »Und jetzt?«

»Hoffentlich schafft sie es, ähnlichen Ärger in Zukunft zu meiden.«

»Ich meinte, mit uns.« Sie lacht nervös und räuspert sich verlegen. »Ich meine, was sind unsere Pläne für den Rest des Nachmittags.«

»Nun, ich weiß nicht, was du für Pläne hast, aber ich muss zurück in die Kanzlei.« Ben stopft einen Packen Papiere in seinen Aktenkoffer und marschiert so forsch in Richtung Rolltreppe los, dass Amanda nur mit Mühe mithalten kann.

»Was ist mit meiner Mutter?«

»Was ist mit ihr?«

»Ich dachte, wir wollten sie besuchen.«

»Heute kann ich nicht.«

»Aber haben wir nicht morgen den Termin vor Gericht?«

»Morgen früh bleibt noch reichlich Zeit, mit ihr zu sprechen.«

Schweigend fahren sie die Rolltreppe hinunter. Amanda will ihn gerade fragen, warum er es plötzlich so eilig hat, in seine Kanzlei zurückzukommen, als Ben auf einen Flur zu ihrer Linken weist. »Raum 102. Versuch, um Viertel vor neun hier zu sein, wenn es geht.«

»Warte!«

Amanda hastet ihm nach, während er schon das Ende der Rolltreppe erreicht hat und den Ausgang ansteuert. Als er die Tür aufstößt, schlägt ihr eisige Luft entgegen, sodass sie halb vor Schreck und halb vor Schmerz aufschreit.

Ben bleibt stehen. »Alles in Ordnung?«

»Meinst du, du könntest irgendwas wegen des Wetters unternehmen?«

»Was ist los – minus zehn Grad gefällt dir nicht?«

»Was glaubst du, warum ich nach Florida gezogen bin?«

»Das kann ich nicht beantworten«, sagt er schlicht. »Du vielleicht?«

Amanda ignoriert die Frage und ihre Andeutungen. »Ich dachte, dass ich wohl besser noch ein paar Tage hier bleibe.«

»Ich denke, das ist wahrscheinlich eine gute Idee«, pflichtet er ihr knapp bei. Sein Anwaltston, denkt sie, den er für seine Mandanten anschlägt.

»Hör mal, wie wär's mit Essen heute Abend?« fragt sie in der Hoffnung, dass ihre Einladung möglichst beiläufig und spontan klingt, und ist dankbar, dass ihre Zähne vor Kälte so laut klappern, dass sie das Zittern in ihrer Stimme überdecken.

»Heute Abend geht nicht.« Ohne weitere Erklärungen beginnt er, die University Avenue hinunterzumarschieren.

»Ben, wir müssen wirklich über meine Mutter reden«, sagt Amanda, als ob ihre Mutter der Grund für die Essenseinladung gewesen wäre.

»Was gibt es da zu reden?«

An der Ecke University Avenue und Queen Street packt Amanda Bens Arm und zwingt ihn, stehen zu bleiben. »Du wirst sie doch morgen nicht wirklich auf schuldig plädieren lassen, oder?«

»Natürlich nicht.«

»Und wie willst du sie daran hindern?«

»Es ist eine Kautionsanhörung, Amanda. Vor Freitag bekommt sie gar keine Gelegenheit, irgendwas zu erklären.«

Amanda empfindet so etwas wie Erleichterung und fragt sich, warum. »Okay. Nun, das verschafft uns zumindest ein bisschen mehr Zeit.«

»Wenn du vorhast, noch eine Weile zu bleiben, solltest du vielleicht eine weitere Anschaffung in Erwägung ziehen«, sagt er.

»Und die wäre?«

»Ein neuer Mantel.« Er lächelt, hastet über die Straße, bevor die Ampel auf Rot springt, und winkt ihr mit erhobener Hand, ohne sich noch einmal umzusehen.

Die nächsten paar Stunden bummelt Amanda durch die Läden im Eaton Center, einem riesigen, überdachten, dreistöckigen Einkaufszentrum plus Büroturm im Herzen der Innenstadt von Toronto. Sie kann sich noch daran erinnern, als Eaton's die Nummer eins unter den Einkaufszentren des Landes war, aber das hat sich in ihrer Abwesenheit verändert. Das früher einmal exklusive Shopping-Center ist zwischenzeitlich in Konkurs gegangen und dann von dem größten Konkurrenten übernommen worden. Nichts kann man eine Minute lang allein lassen, denkt sie und entdeckt im Fenster eines kleinen Ladens im Erdgeschoss einen schwarzen Parka.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt eine junge Frau, bevor Amanda sich auch nur umsehen kann. Ihrem Namenschild

zufolge heißt sie Monica, hat krause blonde Locken und trägt ein bauchnabelfreies Top und Designer-Hüftjeans.

»Ist Ihnen nicht kalt?«, kann Amanda sich nicht verkneifen zu fragen. Obwohl das Mädchen nicht mehr als fünf Jahre jünger sein kann als sie selbst, hat Amanda zusehends den Eindruck, einer komplett anderen Generation anzugehören. Seit wann fühlt sie sich so alt?

Monica schüttelt den Kopf, dass ihr die krausen blonden Locken in die Stirn und die eng zusammenstehenden, graublauen Augen fallen. »Hier drinnen wird es ziemlich heiß. Suchen Sie was Bestimmtes?«

»Der Mantel im Fenster …«

»Der schwarze Parka?«

Amanda nickt, und die Verkäuferin führt sie zwischen voll gestapelten Regalen hindurch zu einem Sonderangebotsständer mit fleecegefütterten Parkas im hinteren Teil des Ladens. Sie zieht ihren Mantel aus, wirft ihn auf den Boden, lässt sich von Monica in einen der schwarzen Parkas helfen und betrachtet sich in dem bis zum Boden reichenden Spiegel an der Rückwand.

»Haben Sie schon mal über Rot nachgedacht?«, fragt Monica.

»Rot?«

»Schwarz ist schick und alles – verstehen Sie mich nicht falsch, es steht Ihnen gut –, aber das Rot ist phantastisch. Sie sollten es anprobieren.«

»Ich glaube nicht.«

»Vertrauen Sie mir«, sagt Monica, und Amanda lächelt. Seit wann erwecken krause blonde Locken und eine tief sitzende Jeans spontan Vertrauen? Doch im nächsten Moment hat sie den schwarzen Parka bereitwillig gegen einen roten eingetauscht. »Ich wusste es«, sagt Monica. »Sie sehen toll aus. Das Rot stehen Ihnen wirklich gut.«

Amanda betrachtet sich im Spiegel und ist überraschend zufrieden mit dem, was sie sieht. Das arme zurückgelassene kleine Kind, das an einer kalten und zugigen Straßenecke dem Ex-Mann nachwinkt, ist verschwunden. Stattdessen blickt ihr eine wahrhaft scharlachrote Frau entgegen, die berühmte Lady in Red. »Den nehme ich.«

»Super.« Monica klatscht mit teenagerhafter Begeisterung in die Hände. »Darf es sonst noch was sein?«

»Ich weiß nicht. Haben Sie noch eine Idee?«

»Ich hätte einen zum Sterben schönen lila Pullover.«

»Lila?«

»Vertrauen Sie mir«, sagt Monica.

Eine halbe Stunde später steht Amanda staunend und belustigt daneben, während das Mädchen ihre diversen Einkäufe addiert, und fragt sich, was sie in Florida mit all den Wintersachen anfangen soll.

»So, was haben wir? Einen lila Mohair-Pullover, einen blauen Kaschmirrolli, eine blaue Hose, ein Paar schwarze Lederhandschuhe und natürlich einen fantastischen roten Parka. Wie möchten Sie bezahlen?«

Amanda gibt Monica ihre Kreditkarte. »Kann ich den Mantel gleich anbehalten?«

»Er gehört Ihnen«, sagt Monica und lässt lächelnd ihre perfekten Zähne aufblitzen. »Warten Sie, ich mache noch eben die Etiketten ab.« Fachmännisch entfernt sie die diversen Anhänger und schiebt den glänzenden roten Parka über den Tresen. »Ich kann Ihnen Ihren alten Mantel in eine Tüte packen, wenn Sie wollen.«

»Nein, nicht nötig. Behalten Sie ihn.«

»Was?«

»Schenken Sie ihn jemandem, der ihn brauchen kann.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Absolut.«

»Nun, das ist sehr nett von Ihnen … Amanda«, fügt sie hinzu, als sie den Namen auf der Kreditkarte liest und den Kassenzettel ausdruckt. »Sie haben sich ein paar wunderschöne Sachen gekauft. Viel Freude damit.«

»Danke.« Amanda schlüpft in die Ärmel ihres neuen Mantels, schlingt ihn um ihren Körper und genießt die behagliche Wärme. Wer braucht Ben Myers, denkt sie, schlägt die fleecegefütterte Kapuze hoch und verlässt den Laden.

»Amanda?«, ruft ihr die Verkäuferin nach. »Verzeihung, Miss Travis.«

Amanda bleibt stehen, dreht sich um und drückt den Mantel enger an ihre Brust für den Fall, dass Monica ihn ihr entreißen will. *Mir ist ein Irrtum unterlaufen,* hört sie bereits die Entschuldigung der jungen Verkäuferin. *Ich fürchte, der Mantel war bereits verkauft. Sie müssen ihn zurückgeben.*

»Das sollten Sie lieber mitnehmen«, sagt Monica und streckt die Hand aus. Amanda sieht ein Sparbuch und einen kleinen Schlüssel. »Gehört vermutlich zu einem Schließfach.«

»Mein Gott.« Den Schlüssel und das Sparbuch aus dem Schuhkarton im Kleiderschrank ihrer Mutter hat Amanda völlig vergessen.

»Gut, dass ich noch mal in den Taschen nachgesehen habe.«

»Ja, sehr gut«, stottert Amanda.

»Und Sie sind wirklich sicher, dass Sie den Mantel hier lassen wollen?«

»Unbedingt.«

»Okay. Dann nochmals vielen Dank.«

»Ich danke *Ihnen.*«

»Einen schönen Tag noch.«

Schön, denkt Amanda, ich weiß nicht. Aber der Tag ist soeben sehr viel interessanter geworden.

Es ist fast vier, als Amanda nach einer 35-minütigen Taxifahrt bei der in dem Sparbuch angegebenen Adresse eintrifft. »Wo zum Teufel sind wir?«, fragt sie den Fahrer, während sie feststellt, dass der Betrag auf der Uhr mit 14,75 $ das Guthaben auf dem Sparbuch ihrer Mutter um sieben Dollar übertrifft. Sie zieht einen Zwanzig-Dollar-Schein aus dem Portemonnaie und hält ihn dem Fahrer über die Lehne des Vordersitzes hin. Der Ausflug erweist sich als kostspielig.

»North York«, erwidert der Mann mit einem starken osteuropäischen Akzent.

Warum hatte ihre Mutter eine Filiale am anderen Ende der Stadt gewählt, wenn es überall in Toronto eine Dominion-Bank gab?

»Müssen beeilen«, rät ihr der Mann. »Bank schließt in zwei Minuten.«

Scheiße, denkt Amanda, sieht mehrere Menschen das Gebäude verlassen und fragt sich, ob man sie überhaupt noch hineinlassen wird. »Stimmt so«, erklärt sie dem Taxifahrer, reißt die Tür auf und hastet zum Eingang der Bank, wo sich eine Bankangestellte mit einem schweren Schlüsselbund anschickt, die Filiale für heute zu schließen.

»Ich beeil mich«, erklärt sie der schlanken jungen Frau, deren Helm aus schwarzem lockigem Haar sie gut fünf Zentimeter größer macht.

»Lassen Sie sich Zeit«, erwidert die Frau mit einem weichen jamaikanischen Akzent und schließt die Tür hinter sich ab.

Amanda sieht sich rasch um und überlegt, was sie als Nächstes tun soll. Erleichtert stellt sie fest, dass sich noch ein halbes Dutzend weiterer Kunden in der Schalterhalle der großen und relativ modernen Bank aufhält. Vielleicht erweist sich die Tatsache, dass es kurz vor Feierabend ist, als vorteilhaft. Die

Kassierer sind mit dem Kassenschluss beschäftigt und deshalb weniger geneigt, eine Fremde zu beachten oder sich die Unterschrift genauer anzusehen, mit der sie sich Zutritt zu dem Schließfach in dem Tresorraum am anderen Ende der Schalterhalle verschaffen will. Nicht dass es ihr unmöglich wäre, die Angestellten zu täuschen. Jahrelange Fälschung der Unterschrift ihrer Mutter auf Schulzeugnissen hat sie gewissermaßen zur Expertin gemacht.

Jetzt fälschst du also die Unterschrift deiner Mutter, um an ein Bankschließfach heranzukommen, hört sie Ben missbilligend flüstern. *Du weißt, dass man dir dafür die Zulassung entziehen könnte.*

Amanda streift ihre neuen schwarzen Lederhandschuhe ab und bemerkt das nervöse Zittern ihrer Hände, als sie an den Kassieren vorbei die malvenfarbige Rückwand ansteuert. »Ich muss an mein Schließfach«, erklärt sie einer Frau, die auf der anderen Seite des Tresens einen Packen Überweisungen durchblättert.

»Sofort«, sagt die Frau, ohne aufzublicken.

Gut, denkt Amanda, die Haltung gefällt mir. Kein Lächeln und keine Fragen, wie es mir geht. Keine Wünsche für einen guten Tag. Beweg dich einfach hier rüber, als ob du mir einen Riesengefallen tun würdest, indem du dich überhaupt mit mir abgibst, und dann lass mich das verdammte Schließfach sehen.

Die Frau seufzt offensichtlich frustriert und fährt sich mit der Hand durch ihr kurzes braunes Haar. »Das stimmt doch alles nicht«, murmelt sie ärgerlich.

Das Gefühl kenne ich, denkt Amanda mitfühlend, verlagert ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen und fühlt sich in ihrem Parka warm und wohlig. Neben ihr erhebt sich wütend eine Stimme, und sie wendet den Kopf.

»Was soll das heißen, Sie können den Scheck nicht einlösen?«, fragt eine empörte Kundin.

»Es ist ein Scheck einer anderen Bank, Mrs. Newton«, erklärt der Kassierer. »Er wird nach Verifizierung auf Ihr Konto gutgeschrieben. Ich fürchte, so sind die Bestimmungen.«

»Ich bin seit mehr als dreißig Jahren Kundin bei dieser Bank. Da waren Sie noch gar nicht geboren.«

»Ja, und es tut mir auch Leid, aber …«

»Ich möchte den Direktor sprechen.«

Amanda starrt auf die sich kreuzenden feuchten Spuren auf dem dunklen Schieferboden. So lange ist auch meine Mutter schon Kundin dieser Bank, denkt sie und kämpft gegen den Impuls an, die Flucht zu ergreifen. Ich kann vielleicht ihre Unterschrift fälschen, aber nie im Leben überzeuge ich irgendjemanden, dass ich Gwen Price bin. Was, wenn eine Angestellte meine Mutter über ein flüchtiges Hallo hinaus kennt? Was, wenn irgendjemand die Zeitungsberichte über den Mord verfolgt hat und bei der Erwähnung des Namens aufhorcht? Man wird sie als Betrügerin entlarven. Und dann? Wird man sie hinauswerfen? Die Polizei rufen? Ben wird stinkwütend sein, wenn er davon erfährt, so viel ist sicher.

Die verzweifelte Kassiererin legt den Stapel Überweisungen beiseite und blickt mit einem müden Lächeln auf. »Sie möchten in den Tresorraum?«, fragt sie und schiebt Amanda eine Karte zur Unterschrift hin.

Und noch etwas ist sicher: Jetzt ist es zu spät, um noch umzukehren.

Amanda unterschreibt mit dem Namen ihrer Mutter und hält den Atem an, während die Angestellte den Schriftzug mit dem vergleicht, den sie in den Akten hat. »Hier entlang«, sagt sie dann und macht dabei in keiner Weise den Eindruck, als hätte sie ihre Mutter je getroffen oder auch nur den Namen je gehört. Sie führt Amanda zu dem stählernen Tresor auf der Rückseite des Raumes, wo sie plötzlich stehen bleibt und Amanda eindringlich anstarrt. »Oh«, sagt sie.

Amandas Atem stockt, als hätte die Frau die Hände um ihren Hals gelegt. Sag ihr, das war alles ein großer Irrtum, du warst in letzter Zeit nicht du selbst. Sie denkt an John Mallins oder den Mann, der sich John Mallins nannte. Du warst in letzter Zeit nicht du selbst, wiederholt sie stumm und hätte beinahe laut gelacht. Muss ansteckend sein.

»Ihr Mantel«, sagt die Kassiererin.

»Mein Mantel?«

»Ja. Er ist hinreißend. Zum Verlieben. Wo haben Sie den gekauft?«

»Ähm, in einem kleinen Laden im Eaton Center.«

»Er ist phantastisch, und ich liebe die Farbe.« Sie öffnet den Tresorraum und lässt Amanda eintreten.

»Danke.«

»Ich kann kein Rot tragen. Ich wünschte, ich könnte. Aber es macht mich immer ganz blass.« Sie benutzt erst ihren, dann Amandas Schlüssel, um das Schließfach zu öffnen und die Kassette herauszunehmen. »Sie können sie nach da drüben mitnehmen«, sagt sie und zeigt auf einen durch einen Vorhang abgetrennten Bereich. »Aber Sie kennen ja die Prozedur.«

Die lange stählerne Kassette fühlt sich schwer an. »Danke. Ich brauche bestimmt nicht lange.«

»Kein Problem.«

Denkst du, sagt Amanda stumm und sieht der Frau nach, bevor sie den dunkelvioletten Samtvorhang aufzieht und die gruftartige Kammer betritt. Etliche Sekunden lang fixierte sie den mattgrauen Kasten, als könne sie seinen Inhalt durch schiere Willenskraft erkennen. »Los, worauf wartest du?«

Ich warte darauf, dass die Bullen reingestürmt kommen und mich verhaften.

Dann kannst du ihnen auch einen Grund liefern, beschließt sie, öffnet die Kassette und starrt hinein.

Was immer sie erwartet hat, das jedenfalls nicht.

Amanda wird kalt und heiß, sie hält die Luft an, taumelt rückwärts gegen den Vorhang, schwindelig und mit Füßen so schwer wie Blei. »Gütiger Gott«, haucht sie und streicht über die ordentlichen Stapel von Hundert-Dollar-Scheinen.

»Was zum Teufel geht hier vor?« Was macht ihre Mutter mit so viel Geld? Mindestens hunderttausend Dollar, überschlägt Amanda rasch. In bar. Gegenüber den 7,75 $ auf ihrem Sparbuch. »Was zum Teufel geht hier vor?«

Amanda starrt auf das Geld, bis sie jenseits des Vorhangs schlurfende Schritte und ein diskretes Hüsteln vernimmt.

»Verzeihung, aber ist alles in Ordnung?«, fragt eine Stimme.

Amanda knallt die Kassette zu, richtet kurz ihre Erscheinung und reißt mit einem gezwungenen Lächeln den Vorhang zurück.

»Tut mir Leid«, sagt die Kassiererin. »Normalerweise stören wir unsere Kunden nur ungern, aber Sie sind schon eine ganze Weile hier drinnen und …«

Amanda blickt auf die Uhr und stellt erstaunt fest, dass mehr als zwanzig Minuten verstrichen sind. »Tut mir Leid. Ich hatte keine Ahnung, dass es schon so spät ist.«

»Wir würden nur gern gleich schließen.«

»Verstehe.« Sie gibt der Bankangestellten die schwere Kassette zurück, sieht zu, wie die Frau sie vorsichtig in ihr Fach zurückschiebt, und hofft, selber nicht in Ohnmacht zu fallen, bevor sie das Gebäude verlassen hat.

»Können wir heute sonst noch etwas für Sie tun?«, fragt die Frau und führt Amanda, die ganz und gar darauf konzentriert ist, einen Fuß vor den anderen zu setzen, zurück in die Haupthalle.

»Nein, ich denke, das reicht für einen Nachmittag.«

Die junge Frau mit dem Schlüssel wartet bereits, um Amanda zum Eingang zu begleiten. »Toller Mantel«, sagt sie, als sie die Tür aufschließt.

Amanda wartet, bis sie hört, dass die Tür hinter ihr wieder abgeschlossen wird, bevor sie sich auf die Bordsteinkante hockt und das Gesicht in den Händen vergräbt.

»Was soll das heißen, ich muss morgen ausziehen?«, will Amanda von dem Angestellten an der Rezeption des Four Seasons Hotels wissen.

Der junge Mann lächelt geduldig. »Nun, theoretisch hätten Sie schon heute Morgen ausziehen müssen.«

»Aber ich habe beschlossen, bis zum Wochenende zu bleiben.«

»Und ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen. Wirklich. Aber laut unseren Unterlagen haben Sie nur bis heute reserviert. Heute Nacht können wir Sie noch unterbringen, aber ich fürchte, ab morgen Mittag sind wir komplett ausgebucht.«

»Sie haben *überhaupt* nichts frei?«

»Ich fürchte nicht. Ich kann ein paar andere Hotels in der Gegend anrufen …«

»Nein, nicht nötig. Vielen Dank«, sagt Amanda und tritt den Rückzug an.

Was Amanda unter anderem denkt, als sie den wartenden Fahrstuhl betritt: Ihre Mutter hat hunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen im Schließfach einer Bank am anderen Ende der Stadt; sie sollte Ben anrufen und ihm von ihrer Entdeckung berichten; ihre Mutter hat hunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen im Schließfach einer Bank am anderen Ende der Stadt; sie sollte ihre Kanzlei anrufen und Bescheid sagen, dass sie nicht vor nächster Woche zurückkommt; ihre Mutter hat hunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen im Schließfach einer Bank am anderen Ende der Stadt; sie muss ein neues Hotel finden; ihr Mantel ist wohlig warm; Rot ist auf jeden Fall ihre neue Lieblingsfarbe; ihre Mutter hat

hunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen im Schließfach einer Bank am anderen Ende der Stadt.

19

Am nächsten Morgen trifft Amanda um Punkt Viertel vor neun wieder in dem neuen Gerichtsgebäude ein. In den Fluren drängeln sich bereits die Besucher: Gestresste Anwaltstypen in langweiligen, schlecht sitzenden Anzügen eilen zielstrebig von einem Ende der Halle zum anderen und bleiben nur hier und da kurz stehen, um mit einem Kollegen zu plaudern oder sich mit einem Mandanten zu beraten; unformierte Polizisten stehen in kleinen blauen Grüppchen zusammen und mustern argwöhnisch die jungen Männer, die in weiten lässigen Jeans und ebensolcher Haltung an ihnen vorbeischlurfen; nervöse Eltern sitzen auf unbequemen Holzbänken vor den hohen Wänden, kämpfen mit den Tränen und versichern sich gegenseitig, dass alles gut wird.

Als Amanda auf der Suche nach Ben den Flur hinauf- und hinunterläuft, spürt sie sämtliche Blicke auf sich. Sie sticht hervor wie ein Paar abstehender Ohren, denkt sie, als sie den Reißverschluss ihres knallroten Parkas aufzieht und die schwere Reisetasche von einer auf die andere Schulter hängt. Oder besser noch eine überreife Tomate, verbessert sie sich und gibt der Versuchung einer leeren Bank nach. Sie stellt die Reisetasche ab, setzt sich und schließt die Augen. Sie hat nicht gut geschlafen, was nicht weiter überraschend ist. Ihr Kopf war ein einziges Schlachtfeld sich bekämpfender Ideen. In einem Moment hatte sie sich davon überzeugt, dass es durchaus logisch war, dass ihre Mutter das ganze Geld im Schließfach einer Bankfiliale aufbewahrte, die gerade noch innerhalb der Stadtgrenzen lag, weil ihre Mutter schließlich schon immer eine große Exzentrikerin gewesen war. Im nächsten Augenblick sagte sie sich, dass zwischen exzentrisch und verrückt noch ein gewaltiger Unterschied bestand und dass es auf jeden Fall völlig verrückt war, so viel Geld zu verstecken. Und was machte ihre

Mutter überhaupt mit hunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen, in welcher Beziehung stand sie, wenn überhaupt, zu John Mallins, *falls* John Mallins tatsächlich John Mallins war, und wenn nicht, wer war er dann, und war das eigentlich von Belang, wenn sie vordringlich mit der Frage beschäftigt war, wo sie die nächsten paar Tage unterkommen sollte? »Was zum Teufel mache ich noch hier?«, flüstert sie in die Kapuze ihres neuen Parkas, denkt an die Flugreservierung, die sie heute Morgen storniert hat, und hört den vernehmlichen Schauder des Entzückens in der Stimme ihrer Sekretärin, die sie heute Morgen ebenfalls angerufen hat, um ihr zu erklären, dass sie nicht vor nächster Woche in die Kanzlei zurückkommen würde.

»Und wie war es, ihn wiederzusehen?«, hatte Kelly verschwörerisch geflüstert.

»Wie war es, *wen* wiederzusehen?«, erwiderte Amanda flach und hoffte, dass ihr herrischer Ton die neugierige junge Frau zum Schweigen bringen würde.

»Ben Myers«, weigerte Kelly sich störrisch, die Andeutung zu hören.

»Es war seltsam.« Doch noch während Amanda das Wort sagte, wusste sie, dass es falsch war. Auch wenn man die Situation, in der sie und Ben sich unversehens getroffen hatten, durchaus als seltsam bezeichnen konnte, waren das eigentliche Wiedersehen und die Zeit, die sie gemeinsam verbrachten, das genaue Gegenteil. Die anfängliche Verlegenheit war einer entspannten Gelassenheit gewichen, die auf Vertrautheit und gegenseitigem Respekt basiert. Einfach ausgedrückt, fühlte es sich gut an, in Bens Nähe zu sein. Es fühlte sich an wie Zuhause, merkte sie. »Ich komme am Wochenende heim«, erklärte sie ihrer Sekretärin und wischte das unbehagliche Gefühl mit der Hand beiseite.

Was ist los mit mir, fragt Amanda sich nicht zum ersten Mal, schlägt die Augen auf, als sie nahende Schritte hört, und schließt

sie gleich wieder, als sie sieht, dass der Mann, der sich auf dem anderen Ende der Bank niederlässt, nicht Ben ist. Was fantasierte sie über einen Mann, den sie vor acht Jahren verlassen hatte, schimpft sie mit sich, und der garantiert keine Gedanken an sie verschwendet. Nein, mein Herr. Er hat seine Kanzlei, seine Fälle und seine Jennifer. *Heute Abend geht nicht,* hat er ihre Essenseinladung ausgeschlagen, ohne sich die Mühe zu machen, eine Erklärung zu liefern. Und trotzdem war da etwas an der Art, wie er sie ansah … »Oh nein. Das lässt du schön bleiben.«

»Verzeihung?«, fragt der Mann am anderen Ende der Bank. »Reden Sie mit mir?«

»Was? Oh. Nein. Tut mir Leid.«

Der Mann nickt, und sein Kopf wippt, auch nachdem er sich abgewandt hat, weiter nervös auf und ab. Wenig später quetscht sich eine Frau in einer dicken Daunenjacke zwischen sie auf die Bank und sieht Amanda an. »Schöner Mantel«, sagt sie.

Amanda bedankt sich mit einem Lächeln und blickt auf die Uhr. Schon fünf vor neun, und Ben ist immer noch nicht da. Sie hätte ihn gestern Abend nach ihrer Rückkehr ins Hotel anrufen und ihm von dem Ausflug zu der Bank und ihrer schockierenden Entdeckung erzählen sollen. Warum hatte sie das nicht getan? Weil sie wusste, dass er wütend geworden wäre? Weil sie es versäumt hatte, ihm überhaupt von dem Schlüssel zu berichten? Weil sie ohne ihn zu der Bank gefahren war? Weil sie die Unterschrift ihrer Mutter gefälscht und sich mit falschen Angaben Zutritt zu ihrem Schließfach verschafft hatte? Weil sie Angst hatte, einen missbilligenden Unterton in seiner Stimme zu hören?

Oder weil sie Angst hatte, seine Stimme gar nicht zu hören?

Weil er für gestern Abend schon Pläne hatte, erinnert sie sich. Pläne, in denen sie keine Rolle spielte.

Hat sie ihn deswegen nicht angerufen?

»Was hat denn der Koffer zu bedeuten?«, fragt eine Stimme irgendwo über ihrem Kopf. Als Amanda die Augen öffnet, sieht sie Ben in einem dunkelgrauen Mantel über einem dunkelblauen Anzug, den Blick auf die Reisetasche vor ihren Füßen gerichtet. »Ich dachte, du wolltest bis zum Wochenende bleiben.«

Amanda rappelt sich unverzüglich auf die Füße. »Ich bin aus meinem Hotel geflogen. Du bist zu spät.«

»Tut mir Leid«, sagt er ohne weitere Erklärung. »Neuer Mantel?«

»Gefällt er dir?«

»Tolle Farbe.« Er nimmt ihre Reisetasche, fasst mit der anderen ihren Ellenbogen und führt sie den Flur hinunter.

»Deine Mutter ist in einer Wartezelle ein Stockwerk tiefer.«

Er weist auf eine Reihe von Türen am Ende des Korridors.

»In ein paar Minuten wird man sie diese Treppe heraufbringen.«

»Ich muss dir was erzählen, bevor wir sie treffen«, setzt Amanda an, als ein Mann mittleren Alters mit schütterem grauen Haar und sorgenvoll gefurchter Stirn an ihnen vorbeihastet.

»Sam«, ruft Ben ihm nach. »Alles in Ordnung?«

Der Mann schüttelt den Kopf und geht ein paar Schritte rückwärts, während er schon zu sprechen beginnt. »Allem Anschein nach ist mein geschätzter Mandant gestern Nacht ausgeflippt und hätte beinahe das arme Schwein umgebracht, das die Zelle mit ihm teilt. Der übliche Mist. Und bei dir?«

»Der übliche Mist«, bestätigt Ben und wendet sich wieder Amanda zu.

»Na, danke für das Kompliment.«

Seine Augen verschwinden beinahe zwischen den Lachfältchen, als er sie anstrahlt. »Was sagtest du noch?«

Amanda zögert. »Was meinst du, wo ich die nächsten paar Tage bleiben soll? Ich habe schon mehrere Hotels angerufen. Offenbar ist alles ausgebucht.«

»Ich sehe da kein Problem.«

»Nicht?«

»Ich würde sagen, die Lösung ist ziemlich offensichtlich.«

»Sag es mir.« Das Offensichtliche war noch nie meine Stärke, denkt sie, hört die unausgesprochene Einladung, bei ihm zu wohnen, und fragt sich, ob das wirklich eine gute Idee wäre. Sie hat nicht die Absicht, etwas anfangen, weil sie keine Lust hat, etwas zu beenden. Eine unernste Affäre wäre eine andere Sache, aber Ben mangelt es erwiesenermaßen an Talent zum Unernst.

»Den Schlüssel hast du doch schon«, reißt er sie aus ihrem inneren Zwiegespräch.

»Was?« Wie hat er von dem Schlüssel erfahren? »Woher weißt du das?«

»Was soll das heißen, woher ich das weiß? Ich war doch dabei, als sie ihn dir gegeben hat.«

»Wovon redest du überhaupt?«

»Corinne Nash.«

»Corinne Nash?«

»Amanda, geht es dir gut?«

Die Erkenntnis trifft Amanda wie ein verdeckter linker Haken. »Du redest vom Schlüssel zum Haus meiner Mutter?«

»Von welchem Schlüssel sollte ich sonst reden?«

»Da kann ich nicht bleiben.«

»Von welchem Schlüssel sollte ich sonst reden?«, wiederholt Ben und verstärkt den Druck auf ihren Ellenbogen, bis sie stehen bleibt. »Amanda, wovon redest du?«

»Ich habe einen Schlüssel zu einem Bankschließfach meiner Mutter gefunden«, gesteht Amanda.

»Was? Wo?«

»In einem Schuhkarton im Kleiderschrank meiner Mutter.«

Nach anfänglicher Verwirrung hellt sich seine Miene auf, bevor er sie ein weiteres Mal fragend ansieht. »Und du hast mir nichts davon erzählt, weil …«

»Weil ich ihn in die Tasche gesteckt und dann völlig vergessen habe.« Nicht direkt gelogen, entscheidet Amanda. Sie *hatte* ihn eingesteckt, und sie *hatte* ihn vergessen.

»Warum denkst du, dass mehr dahinter steckt?«

»Weil ich gestern zu der Bank gefahren bin und das Schließfach geöffnet habe.«

»Bitte sag mir, dass das nicht dein Ernst ist.«

»Und du glaubst nicht, was ich entdeckt habe.«

»Was ich nicht glaube, ist, dass du etwas derartig Dummes getan hast.«

»Ich habe Geld gefunden, Ben.«

»Du hast das Gesetz gebrochen, Amanda.«

»Einhunderttausend Dollar, Ben.«

»Was?!«

»Einhunderttausend Dollar in Hundert-Dollar-Scheinen. Was glaubst du, was das bedeutet?«, fragt sie in die nachfolgende Stille hinein.

Ben schüttelt den Kopf. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Da ist sie.« Amanda weist mit dem Kopf zu der Treppe, wo in diesem Moment ihre Mutter erscheint. Gwen Price steht in einer kleinen Gruppe von Häftlingen, die alle die gleichen hässlichen grünen Anzüge mit der knallrosa Borte tragen. Die Polizistin, die sie beaufsichtig, nimmt allen vorsichtig die Handschellen ab. »Ist das zu fassen?«, murmelt Amanda, die die Szene beobachtet, als wäre sie Teil eines unangenehmen Traums. »Sie lächelt.«

»Sie ist reich«, erwidert Ben und führt sie durch die Glastür zu dem Bereich, in dem die Gefangenen warten. »Ben Myers«, stellt er sich der Polizistin vor und präsentiert seinen Ausweis. »Ich bin Gwen Price' Anwalt. Das ist Amanda Travis. Wir würden gern kurz alleine mit unserer Mandantin sprechen.«

Nicht direkt gelogen, denkt Amanda erneut, als die Beamtin sie in einen abgetrennten Bereich in Hörweite führt. Ben *ist* Gwen Price' Anwalt. Sie *ist* Amanda Travis.

»Du siehst hinreißend aus«, erklärt ihre Mutter ihr, deren Miene sich erkennbar aufhellt, als sie Amanda sieht. »Die Farbe steht dir wunderbar.«

Amanda macht den Mund auf, bringt jedoch keinen Mucks heraus. Wer ist diese Frau, denkt sie.

»Wie geht es Ihnen heute, Mrs. Price?«, fragt Ben.

Gwen reibt sich die von den Handschellen noch geröteten Handgelenke. »Danke, gut, Ben. Nur gut allerdings, dass ich nicht unter Klaustrophobie leide. In dieser grünen Minna oder wie man das nennt, gibt es kein bisschen Luft, und man sitzt so eng zusammengedrängt, dass man kaum atmen kann. Stimmt irgendwas nicht, Liebes?«, fragt sie Amanda.

»Ob irgendwas nicht stimmt? Was sollte denn nicht stimmen?«, fragt Amanda ungläubig. Sie denkt an den alten Film *Invasion der Körperfresser,* in dem Wesen aus dem All in die Körper von schlafenden Menschen schlüpfen. Du bist zu spät gekommen, versucht sie dem Außerirdischen hinter den Augen ihrer Mutter zu übermitteln. Du bist zu spät.

»Wir haben noch ein paar Dinge zu besprechen, Mrs. Price.«

»Ich habe wirklich nichts zu sagen, Ben. Außer, dass ich mich für schuldig erklären werde.«

»Dies ist eine Kautionsanhörung, Mrs. Price«, versucht Ben zu erläutern. »Wir sind hier, um Sie aus dem Gefängnis herauszubekommen, zumindest bis zum Prozess.«

»Aber es wird keinen Prozess geben. Ich habe vor, mich schuldig zu bekennen.«

»Das ist eines der Dinge, über die wir sprechen müssen.«

»Dann haben wir nichts zu besprechen«, erwidert Gwen Price stur.

»Mutter«, geht Amanda dazwischen.

»Ja, Liebes?«

Liebes?! Wer ist diese Frau? »Was machst du mit hunderttausend Dollar in einem Bankschließfach in North York?«

Das Gesicht ihre Mutter läuft aschfahl an, ein hässlicher Kontrast zu ihrem grünen Anzug. »Was?«

»Ich habe das Geld gefunden, Mutter.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Das ist mir verdammt egal.«

Endlich, denkt Amanda. Die Frau, die ich kenne und hasse.

»Ich habe den Schlüssel in dem Schuhkarton in deinem Kleiderschrank gefunden. Derselbe Schuhkarton übrigens, in dem ich …«

»Was hast du an meinem Kleiderschrank zu schaffen?«, unterbricht ihre Mutter sie wütend.

»Was hast *du* mit so viel Bargeld zu schaffen?«

Ihre Mutter wendet sich zu dem Fenster am Ende des Korridors und lockert mit einer Hand ihre Haare auf.

»Warum liegt das ganze Geld versteckt in einem Bankschließfach am anderen Ende der Stadt?«

Amanda spürt den Druck von Bens Hand auf ihrer Schulter, eine stille Ermahnung, leiser zu sprechen.

»Ich denke, ich habe das Recht, mein Geld aufzubewahren, wo es mir beliebt«, sagt ihre Mutter.

»Und was glaubst du, was die Polizei machen wird, wenn sie von dem Geld erfährt, Mutter?«

»Das Geld geht sie gar nichts an«, erklärt ihre Mutter ruhig. »Und dich auch nicht.«

»Wo hast du es her?«

»Welche Rolle spielt das?«

»Hat es irgendetwas damit zu tun, weshalb du John Mallins erschossen hast?«

»Ben«, sagt ihre Mutter, ohne Amanda zu beachten, »sollten wir nicht reingehen?«

»Hat dich irgendjemand bezahlt, den Mann zu erschießen?« Amanda ist von der Frage beinahe genauso schockiert wie ihre Mutter. Will sie ernsthaft andeuten, ihre Mutter wäre eine Auftragskillerin?

»Natürlich nicht«, antwortet Gwen mit einem Glucksen.

»Das ist doch lächerlich.«

»Nicht so lächerlich wie einen Mann ohne jeden Grund zu erschießen.«

»Niemand hat mich bezahlt, um John Mallins zu erschießen.«

»Woher hast du das Geld dann?«

Ihre Mutter seufzt und schweigt.

Amanda blickt zu der hohen Decke und wirft kapitulierend die Arme in die Luft. »Du bist unglaublich.«

»Und du regst dich wegen einer Nichtigkeit auf. Können wir bitte einfach reingehen und das Ganze hinter uns bringen?«

»Wir werden aufgerufen, wenn es so weit ist«, erklärt Ben ihr.

»Wer ist Turk, Mutter?«

Die Gesichtsfarbe ihrer Mutter verblasst von aschfahl zu kalkweiß, als ob schlagartig alles Blut aus ihrem Kopf gewichen wäre. Sie reißt die Augen auf, ihr Kinn zittert leicht. Sie öffnet

den Mund, als wollte sie etwas sagen, und er bleibt offen, auch wenn kein Laut herauskommt.

»Wer ist er, Mutter?«

Der Blick ihrer Mutter wird unvermittelt wieder klar. Sie atmet tief ein, bevor sie den Mund endlich schließt und ein künstliches Lächeln aufsetzt. »Verzeihung. Wie war noch mal der Name?«

»Turk«, wiederholt Amanda nervös und begreift im selben Moment, dass jede weitere Unterhaltung zwecklos ist. Sie hat ihr Blatt ausgespielt und kein Ass mehr im Ärmel. Nach einem kurzen Schock hat ihre Mutter sich wieder fest unter Kontrolle, und es wird keine verblüffenden Enthüllungen geben.

»Ich glaube nicht, dass ich jemanden dieses Namens kenne.«

»Ich glaube doch.«

Ihre Mutter kneift in gespielter Konzentration die Augen zusammen. »Ich glaube nicht, Liebes.«

Wenn sie mich noch einmal »Liebes« nennt, denkt Amanda und ballt die Fäuste. »Ich glaube dir nicht.«

»Das ist dein gutes Recht, nehme ich an.«

»Ich glaube nicht nur, dass du weißt, wer Turk ist«, fährt Amanda mit einem heiseren Flüstern fort, »ich glaube auch, dass er der Mann war, den du in der Lobby des Four Seasons Hotels erschossen hast.«

Ihre Mutter versucht zu lachen, doch das Lachen bleibt ihr im Hals stecken und kommt eher als ein Aufheulen heraus. »Und ich glaube, dass du als Kind zu viele Nancy-Drew-Romane gelesen hast.«

»Woher willst *du* wissen, was ich als Kind gemacht habe?« Amandas wütend erhobene Stimme hallt in den Fluren wider.

»Amanda …«, ermahnt Ben sie.

»Wie kannst du«, stottert Amanda, und Tränen quellen aus ihren Augen, kullern über ihre Wangen und versickern in dem

himmelblauen Rollkragen ihres neuen Kaschmirpullovers. »Wie kannst du dir anmaßen, irgendetwas über mich zu wissen?«

»Tut mir Leid«, sagt ihre Mutter und schlägt die Augen nieder.

»Amanda«, redet Ben sanft auf sie ein, »dies ist nicht der Ort und der Zeitpunkt.«

»Gibt es Probleme?«, fragt die Polizistin, die sich vorsichtig nähert und einer Kollegin ein Zeichen macht, ihr zu folgen.

»Alles bestens«, versichert Ben ihr.

»Alles ein einziges beschissenes Durcheinander«, widerspricht Amanda murmelnd.

»Sind Sie sicher, dass es kein Problem gibt?« Die Polizistin blickt von Ben und Amanda zu ihrer Mutter und zurück.

»Ich denke, wir sind hier so weit fertig«, sagt Gwen.

»Ich denke, wir fangen gerade erst an«, entgegnet Amanda.

»Nur noch ein paar Minuten«, bittet Ben die beiden Beamtinnen, die sich zurückziehen, die kleine Gruppe aber weiter unverhohlen im Blick behalten.

»Sie ist sehr hübsch, findest du nicht?«, fragt Gwen, als wäre das eine absolut logische Fortsetzung des Gesprächs.

»Worüber redest du, Mutter?«

»Die Polizistin. Sie heißt Kolleen mit einem K. Ohne die Uniform käme man nie auf die Idee, dass sie Polizistin ist.«

»Mrs. Price …«

»Man stellt sich Polizisten immer als große stämmige Kerle mit dickem Nacken vor, und dann trifft man eine Frau wie Kolleen, die nicht annähernd so groß ist wie du, Amanda«, fährt Gwen fort, ohne ihre Tochter anzusehen. »Sie ist zierlich und kein bisschen muskulös, obwohl man merkt, dass sie stark ist. Wahrscheinlich hat sie den schwarzen Gürtel in Karate oder so etwas.«

»Kolleen ist mir scheißegal«, unterbricht Amanda sie, wütend auf sich selbst, weil sie den Tränen, die weiter über ihre Wangen fließen, keinen Einhalt gebieten kann.

»Und mir ist irgendein Typ namens Turk scheißegal«, erwidert ihre Mutter.

»Aber du *weißt*, wer er ist.«

Gwen Price dreht sich langsam zu ihrer Tochter um und geht mit einem traurigen Lächeln auf sie zu. Sie streckt ihre zarten Finger aus, um die Tränen aus ihrem Gesicht zu wischen. »Es tut mir Leid, dass ich dir eine so schlechte Mutter war, Amanda«, sagt sie leise, selbst mit Tränen in den Augen.

Amanda stößt die Hand ihrer Mutter abrupt weg und taumelt wie geschlagen nach hinten. »Wer zum Teufel bist du?«, fragt sie.

Die Tür des Gerichtssaals 102 geht auf, ein großer Mann mit einer überraschend hohen Stimme betritt den Flur und reckt den Hals. »Gwen Price«, ruft er und lässt den Blick über die versammelten Häftlinge schweifen.

Gwen nickt ihm zu. »Das bin ich«, antwortet sie munter und wendet sich an Ben. »Also dann. Wollen wir reingehen?«

20

Der Gerichtssaal sieht ziemlich genauso aus wie der von gestern, denkt Amanda, als sie Ben und ihrer Mutter in den Raum folgt. Vielleicht ein wenig kleiner mit weniger Zuschauern. Die gleichen strengen Gesichter, die gleiche ernsthafte Stickigkeit. »Wirst du mich in den Zeugenstand rufen?«, fragt Amanda, als sie in der ersten Reihe der Zuschauerbänke Platz nehmen.

»Soll das ein Witz sein?«, antwortet Ben aus dem Mundwinkel. »Du hast selbst gesagt, wenn ich dich als Zeugin aufrufe, führen sie als Nächstes die Todesstrafe wieder ein.«

»Ich werde brav sein«, versichert Amanda ihm. »Ruf mich auf.«

»Was habt ihr zwei denn da zu flüstern?«, fragt ihre Mutter, als ein weiteres Mal ihr Name durchgesagt wird. Ben führt Gwen zum Tisch der Verteidigung nach vorne, zieht einen Stuhl heran und wartet, bis sie Platz genommen hat.

»Beginnen Sie, Herr Anwalt«, weist der Richter ihn an. Amanda fällt auf, dass er einen großen Kopf und eine hohe Stirn hat und dass sich all seine Züge in der Mitte seines Gesichtes zusammendrängen, als ob er dauerhaft in einer sich schließenden Fahrstuhltür eingeklemmt wäre.

»Euer Ehren«, beginnt Ben.

»Ich bekenne mich schuldig«, erklärt Gwen und steht auf.

»Verzeihung?« Der Richter zieht seine Augenbrauen über seiner Knollennase zusammen und betrachtet Gwen halb belustigt, halb ungläubig.

»Setzen Sie sich«, fordert Ben seine Mandantin auf.

Gwen bleib stur stehen. »Ich möchte mich schuldig bekennen, Euer Ehren.«

»Das mag ja sein«, erklärt der Richter ihr, »aber dies ist nicht der Ort für derartige Bekenntnisse, sondern lediglich eine Kautionsanhörung zur Feststellung …«

»Ich bin nicht an einer Kaution interessiert, Euer Ehren«, beharrt Gwen.

»Herr Anwalt, vielleicht möchten Sie sich kurz mit Ihrer Mandantin beraten?«

»Das ist nicht nötig, Euer Ehren«, erklärt Gwen dem Richter. »Ich will keine Kaution. Ich bin schuldig und sollte im Gefängnis sitzen.«

»Euer Ehren«, fleht Ben. »Mit Erlaubnis des Gerichts würde ich gerne eine fünfminütige Unterbrechung …«

»Ich will auch keine Unterbrechung«, sagt Gwen. »Ich verlange, ins Gefängnis zurückgebracht zu werden.«

»Offenbar hat Ihre Mandantin sich bereits entschieden, Mr. Myers.«

»Euer Ehren, meine Mandantin macht eine schwere Zeit durch.«

»Das ist eine Lüge«, widerspricht Gwen.

»Setzen Sie sich, Gwen«, fährt Ben sie barsch und mühsam beherrscht an.

Gwen zuckt mit den Schultern und nimmt widerwillig Platz.

»Herr Anwalt, Ihre Mandantin ist des Mordes angeklagt. Sie erklärt sich selbst für schuldig. Ich sage, wenn sie zurück ins Gefängnis will, soll sie.«

»Euer Ehren, trotz der heimtückischen Natur des ihr vorgeworfenen Verbrechens«, geht Ben rasch dazwischen, »besteht bei Mrs. Price weder Fluchtgefahr noch stellt sie eine Gefahr für die Gesellschaft dar …«

»Ich habe einen wildfremden Mann erschossen«, unterbricht Gwen. »Meinen Sie nicht, dass mich das zu einer Gefahr für die Gesellschaft macht?«

»Herrgott noch mal, Mutter …« Amanda ist aufgesprungen und marschiert den Mittelgang des Gerichtssaals hinunter. Der Richter klopft mit seinem Hammer auf den Tisch, und ein Gerichtsdiener macht Anstalten, sie zurückzuhalten.

»Das ist die Tochter der Angeklagten, Euer Ehren«, sagt Ben. »Sie ist Anwältin in Florida und lässt ihre Tätigkeit ruhen, um bei ihrer Mutter sein zu können, bis alles geklärt ist. Sie ist bereit, hier zu bleiben und sich um sie zu kümmern …«

»Ich brauche niemanden, der sich um mich kümmert.«

Gwens Gesicht läuft vor lauter Unruhe rot an.

»Sie sollen still sein«, erklärt ihr der Richter. »Mit Ihren Mätzchen helfen Sie Ihrer Sache nicht weiter.«

»Darum geht es ja gerade, Euer Ehren. Ich will meiner Sache nicht weiterhelfen. Ich will ins Gefängnis.«

»Von mir aus.« Der Richter klopft entschlossen mit dem Hammer auf seinen Tisch. »Kaution abgelehnt. Gerichtsdiener, bitte führen Sie die Gefangene ab.«

»Danke, Euer Ehren.« Gwen Price strahlt, als ein Beamter auf sie zutritt, um sie aus dem Gerichtssaal zu führen.

»Ich komme später vorbei, um mit Ihnen zu sprechen«, erklärt Ben ihr.

»Nicht nötig«, versichert Gwen ihm über die Schulter.

»Es war schön, dich wieder zu sehen, Amanda. Guten Flug zurück nach Florida.«

»Scheiße«, flucht Amanda hinter vorgehaltener Hand.

Der Richter schüttelt den Kopf, als wollte er sagen: Ich habe ja schon viel gesehen, aber … Dann lacht er und wünscht Ben viel Glück, bevor er den Gerichtsdiener anweist, den nächsten Fall aufzurufen.

»Und was jetzt?«, fragt Amanda, als sie Ben aus dem Gerichtssaal und den langen Flur hinunter folgt.

»Ich fürchte, dass uns gerade die Felle davongeschwommen sind.«

»Wir sind an irgendwas dran, Ben«, erklärt Amanda ihm, eine Gewissheit, die sie instinktiv spürt. »Deswegen ist sie so erpicht darauf, das Ganze möglichst schnell abzuwickeln. Du hast doch ihr Gesicht gesehen, als ich den Namen Turk erwähnt habe. Er sagt ihr irgendwas, Ben.«

Kurz vor Erreichen des Seitenausgangs bleibt Ben stehen.

»Na und?«, sagt er schlicht.

»Na und?«

»John Mallins, Turk, William Shakespeare. Welchen Unterschied macht das? Ein Mann ist tot, und deine Mutter nimmt bereitwillig alle Schuld auf sich. Du hast sie doch vor dem Richter gesehen. Sie ist wild entschlossen, ins Gefängnis zu gehen, und ich sehe offen gestanden nicht, wie wir sie daran hindern sollen. Sie legt keinen Wert auf unsere Hilfe. Das hat ihr kleiner Auftritt heute deutlich gezeigt.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Amanda, ich glaube, du hörst mir nicht zu.«

»Ich höre dir zu, aber ich bin anderer Meinung.«

»Ich kann nicht erkennen, welche andere Wahl wir hätten.«

»Es gibt immer eine Wahl.«

»Ja, und manchmal trifft sie ein anderer.«

»Und was willst du damit sagen?«, fragt Amanda stur.

»Das weißt du ganz genau. Ich sage, dass es vielleicht Zeit ist, dein Rückflugticket einzulösen und zurück nach Florida zu fliegen. Du wolltest doch eigentlich gar nicht kommen. Ich musste dich ja förmlich herschleifen.«

»Ja, und jetzt bin ich hier und – was? Du willst einfach das Handtuch werfen? Du bist bereit, meine Mutter für den Rest ihres Lebens ins Gefängnis gehen zu lassen?«

»Vor ein paar Tagen hat dich diese Vorstellung noch mit Vorfreude erfüllt.«

»In den letzten paar Tagen hat sich viel verändert.«

»Was hat sich verändert, Amanda?«

Ich glaube, ich habe dir nie gesagt, wie schön du bist.

»Ich weiß nicht.«

Du siehst hinreißend aus. Die Farbe steht dir wunderbar.

»Es ist nur, dass nichts einen Sinn ergibt.«

Es tut mir Leid, dass ich dir eine so schlechte Mutter war, Amanda.

»Ich kann nicht einfach zurück nach Florida fliegen, Ben. Ich habe mir gerade erst all die Sachen gekauft. Wo soll ich die denn in Florida tragen?«

»Was?!«

Amanda beginnt, sich hilflos im Kreis zu drehen. »Irgendwas stimmt nicht mit meiner Mutter, Ben. Sie ist anders, und das weißt du.«

»Sie hat einen Mann erschossen, Amanda. Das kann im Kopf die seltsamsten Dinge anrichten.«

»Oder vielleicht hat sie schon etwas Seltsames im Kopf gehabt. Vielleicht hat sie einen Hirntumor. Daran haben wir nicht gedacht. Können wir einen Termin für eine Computertomographie machen?«

Ben blickt sehnsüchtig zum Ausgang und seufzt, als wollte er fragen: Warum habe ich mich nur auf das ganze Durcheinander eingelassen? »Ich kann es bei Gericht beantragen, aber ich bezweifle, dass deine Mutter zustimmen würde, und ohne ihre Einwilligung …«

»Die sie, wie du genau weißt, nicht geben wird …«

»… sind uns die Hände gebunden.«

»Scheiße.« Der Fluch hallt lauter als beabsichtigt zwischen den Wänden wider und die Flure hinunter.

Ben blickt sich nervös um. »Okay, hör mal. Warum trinken wir nicht irgendwo einen Kaffee?« Ohne ihre Antwort abzuwarten, fasst er ihren Ellenbogen und führt sie durch den Seitenausgang über die Straße in das kleine Café, wo sie am Tag zuvor Mittag gegessen haben.

»Wir müssen herausfinden, wer dieser Turk ist«, sagt Amanda wenig später und beißt in ein Preiselbeermuffin.

»Er ist der Schlüssel zu allem.«

»Und wie sollen wir das deiner Meinung nach anstellen?«

»Ich habe keinen Ahnung.« Amanda starrt ihren Ex-Mann über den Tisch hinweg an und spürt, wie sich ein Lächeln in ihre Mundwinkel schleicht.

»Worüber grinst du?«

»Ich bin es bloß nicht gewöhnt, dich in einem Anzug zu sehen.«

»Und wie lautet das Urteil?«

»Steht dir«, sagt Amanda mit einem breiter werdenden Grinsen.

Ben schüttelt den Kopf. »Wer hätte das gedacht«, stimmt er den mittlerweile fast vertrauten Refrain an.

»Wer hätte das gedacht«, antwortet sie wie ein Echo. »Was hat dich überhaupt dazu bewogen, Anwalt zu werden?«

»Ganz ehrlich?«

»Wenn du glaubst, dass ich die Wahrheit verkrafte.«

»Ich wollte schon immer Anwalt werden.«

»Was? Das hast du mir nie erzählt.«

Er zuckt die Achseln. »Es war mir zu peinlich. Ich meine, ich war der klassische zornige junge Mann mit der ganzen ›Denn sie wissen nicht, was sie tun‹-Pose, da konnte ich doch schlecht

Anwalt werden wie mein Vater. Gott bewahre. Und was will ich tief drin wirklich werden?«

»Ein Anwalt wie dein Vater«, antwortet Amanda.

»Genau.«

»Wie geht es deinem Vater?«

»Großartig. Er ist gerade in Paris. In den Flitterwochen, um genau zu sein.«

»In den Flitterwochen?«

»Meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben«, erklärt Ben. »Krebs.«

»Das tut mir Leid. Das wusste ich gar nicht.«

»Woher auch? Wir haben im Laufe der Jahre ja nicht direkt Kontakt gehalten.«

Amanda nippt an ihrem Kaffee, verbrennt sich den Mund und wünscht sich, dass die Taubheit ihres Gaumens sich auf den ganzen Körper ausbreiten würde. »Standet ihr euch nahe?«

Er nickt. »Wir sind uns im Laufe der Zeit näher gekommen.«

»Du meinst, ihr seid euch näher gekommen, nachdem ich die Stadt verlassen hatte.«

»So ungefähr«, gibt er zu.

»Sie war ja nicht direkt einverstanden mit mir, wenn ich mich recht erinnere.«

»Sie fand bloß, dass wir zu jung waren.«

»Mutter weiß, was das Beste ist«, sagt Amanda und schüttelt den Kopf. »Das aus meinem Mund, kaum zu glauben.«

»Vielleicht weiß sie es wirklich am besten«, kommt Ben übergangslos von seiner wieder auf ihre Mutter zu sprechen. »Vielleicht ist es das Beste, sie in Ruhe zu lassen.«

»Das kann ich nicht.«

»Es könnte noch schlimmer werden, Amanda.«

Amanda lacht, ein schmerzhafter Laut, der die Luft zerhackt wie eine Machete. »Und wen hat dein Dad geheiratet? Irgendjemanden, den ich kenne?«

»Ob du's glaubst oder nicht, ja.« Ben trinkt seinen Kaffee aus und macht der Kellnerin ein Zeichen, dass er nachgeschenkt haben möchte. »Erinnerst du dich an Mrs. Mac-Mahon? Elfte Klasse, Geschichte?«

»Das ist nicht dein Ernst?«

»Ihr Mann ist etwa zur selben Zeit gestorben wie meine Mutter. Gemeinsame Freunde haben sie vor einem Jahr zusammengebracht, und was soll ich sagen? Der Rest ist …«

»Sag es nicht.«

Sie lachen, unbefangen diesmal.

»Kann ich bei dir wohnen?« Die Frage ist über Amandas Lippen, bevor sie Zeit hat, über mögliche Konsequenzen nachzudenken.

»Was?«

»Es wäre nur für ein paar Tage. Bis wir wissen, was los ist. Ich weiß nicht, Ben. Es kommt mir irgendwie logisch vor.«

»Es ist kein bisschen logisch.«

»Ich schlage ja gar nicht vor, dass wir miteinander schlafen«, fährt Amanda rasch fort. »Ich würde natürlich auf der Couch schlafen. Und mich verkrümeln, wenn Jennifer …«

»Du kannst nicht bei mir bleiben, Amanda.«

Amanda nickt in stummem Einverständnis. Er hat Recht. Natürlich hat er Recht.

»Ich kann eine der Sekretärinnen in der Kanzlei nach einem Hotelzimmer für dich herumtelefonieren lassen. Vielleicht ist sogar hier etwas frei«, fügt Ben mit einem Blick zur Halle des angrenzenden Hotels hinzu.

»Nein, das ist schon okay. Ich bin ja ein großes Mädchen. Ich

bin sicher, ich finde alleine etwas.«

»Ich glaube, es wäre einfach nicht klug, wenn du bei mir wohnen würdest.«

»Natürlich. Das verstehe ich. Du hast vollkommen Recht. Es war eine ganz schlechte Idee.«

»Aber eine interessante«, gibt er nach kurzer Pause zu.

»Fand ich auch.«

»Vielleicht können wir …«

»Ben!«, ruft plötzlich eine Frau.

Amanda spürt neben sich das Geraschel von Kleidung, riecht den überwältigenden Duft eines Parfüms auf Limonenbasis und sieht, als sie sich umdreht, eine attraktive Frau in einem grünen Mantel, die Ben auf die Wange küsst. Dabei fällt ihr kinnlanges braunes Haar auf ihre hohen, ausgeprägten Wangenknochen.

»Bist du schon fertig bei Gericht?«, fragt die Frau mit rauer tiefer Stimme.

»Und ob ich fertig bin.«

»Der Richter hat eine Kaution abgelehnt?«

»Der Richter hatte gar keine Chance.«

Die Frau lächelt, als würde sie verstehen, und richtet ihren eindringlichen Blick auf Amanda. Ihre Augen haben die gleiche Farbe wie mein Kaffee, denkt Amanda, die weiß, dass dies Jennifer ist, bevor Ben sie bekannt gemacht hat.

»Jennifer Grimes, ich möchte dir Amanda Travis vorstellen«, hört sie ihn sagen, während sie beiläufig die Einzelheiten des Gesichts der Frau registriert – die dunklen Augen, die lange Adlernase, die korallenfarbenen Lippen. »Die Tochter von Gwen Price.«

»Und Bens Ex-Frau.« Amanda streckt die Hand aus.

»Für den Fall, dass er vergessen hat, das zu erwähnen.«

Enttäuschenderweise ergreift Jennifer ihre Hand und schüttelt

sie lebhaft. »Hat er nicht. Tut mir Leid, dass wir uns unter diesen Umständen kennen lernen.«

»Es ist eine schwierige Zeit«, sagt Amanda. »Wollen Sie sich nicht setzen?«

Jennifer Grimes winkt zwei Kollegen zu, die an einem Tisch bei der Tür sitzen. »Ich bin gleich bei euch«, erklärt sie ihnen, zieht sich von einem Nachbartisch einen Stuhl heran und zwängt sich an den Zweiertisch. »Gut, dass ich dich treffe. Ich konnte ein paar der Dinge in Erfahrung bringen, nach denen du mich gestern Abend gefragt hast.« Mit einem Seitenblick zu Amanda fügt sie hinzu: »Wir waren auf einer grässlich langweiligen Party. Hat er Ihnen das erzählt?«

»Er hat gesagt, es wäre zu langweilig gewesen, um darüber zu reden«, erwidert Amanda lächelnd.

Jennifers dunkle Augen werden weit, und sie wendet sich wieder Ben zu. »Offenbar liegt jetzt der vorläufige Obduktionsbericht für John Mallins vor.«

»Und?«, fragen Amanda und Ben unisono.

»Es gibt eine Reihe interessanter Ergebnisse.«

»Inwiefern?«, fragt Ben.

»Was heißt ›interessant‹?«, fragt Amanda gleichzeitig.

»Nun, sie liefern keinen endgültigen Aufschluss, deshalb sind weitere Untersuchungen notwendig.«

»Was heißt ›interessant‹?«, fragt Amanda noch einmal.

»Nun, zum einen scheint unser Mr. Mallins älter zu sein als zunächst angenommen.«

»Wie viel älter?«

»Zehn, vielleicht fünfzehn Jahre, nach seinen inneren Organen zu urteilen.«

Ben sieht Amanda an. »Womit er ungefähr …«

»… genauso alt wäre wie meine Mutter«, vollendet Amanda seinen Gedanken.

»Ist das relevant?«, fragt Jennifer.

Sie zucken beide die Achseln.

»Da ist noch mehr.«

»Erzähl.«

»Nun, offenbar hat sich unser Mr. Mallins einer plastischen Operation unterzogen.«

»Was für eine plastische Operation denn?«

»Er hat sich die Nase richten und das Gesicht straffen lassen. Beides offenbar schon vor einiger Zeit.«

Amanda legt die Ellenbogen auf den Tisch und stützt ihren Kopf in die Hände. Was hatte das alles zu bedeuten? War John Mallins ein verzweifelter oder nur ein eitler Mann gewesen? Hatte er versucht, sein Aussehen zu bewahren, oder wollte er seine Erscheinung komplett verändern? »Er hat versucht, dem Alter in seinem Pass zu entsprechen«, denkt sie laut. Einem Pass, den er dem echten John Mallins gestohlen hat, nachdem er ihn ermordet hat und in seine Identität geschlüpft ist. Gütiger Gott, wer war dieser Mann?

»Da ist noch etwas«, sagt Jennifer.

»Was denn noch?«, fragen Ben und Amanda beinahe gleichzeitig.

Jennifer wirkt ein wenig überrumpelt. »Du hast nach seinem Geburtsdatum gefragt.«

»Ja«, kommt die gemeinsame Antwort.

»Du hattest Recht. Laut seinem Pass ist es der 14. Juli.«

»Scheiße«, sagt Amanda und lässt die Hände in den Schoß fallen.

»Scheiße«, wiederholt Ben wie ein Echo und lehnt sich zurück.

»Woher wusstest du das überhaupt?«

Weder Ben noch Amanda sagen ein Wort.

»Was ist hier los?«

Wieder erntet sie nur Schweigen.

»Nun, ich würde wirklich gern noch weiter plauschen …«, sagt Jennifer, und ihr Blick huscht zwischen den beiden hin und her. Nach einer längeren Pause schiebt sie ihren Stuhl zurück und steht auf.

Sofort ist auch Ben auf den Beinen. »Danke«, sagt er schlicht.

»Wofür genau?«

»Ich weiß nicht.«

Jennifer streicht mit einer Zärtlichkeit über seine Wange, die Amanda innerlich zusammenzucken lässt. Dann streckt sie die Hand in Amandas Richtung aus. »Nett, Sie kennen zu lernen, Amanda. Ich hoffe, dass sich alles regelt.«

»Ich auch.«

Amanda beobachtet, wie Jennifer sich auf die Zehenspitzen stellt und mit den Lippen über Bens Mund streift.

»Rufst du mich nachher an?«

»Auf jeden Fall.«

Sie geht zu dem Tisch bei der Tür und lässt nur den Duft von Limonen zurück.

21

»Gleich hier. Hier ist super«, sagt Amanda, als das Taxi an der Ecke Bloor Street und Palmerston Avenue hält. Sie gibt dem Fahrer einen neuen violetten Zehn-Dollar-Schein und sagt ihm, er könne die fast vier Dollar Wechselgeld behalten. Was soll's, denkt sie, als sie aus dem Taxi steigt und durch die zehn Zentimeter dicke Neuschneedecke stapft. Es sieht sowieso aus wie Spielgeld. Blaue Fünf-Dollar-Scheine, violette Zehner, grüne Zwanziger, rosafarbene Fünfziger und braune Hunderter. Ganz zu schweigen von den Ein- und Zwei-Dollar-Münzen, die »Loonies« und »Toonies« genannt werden. Passt doch prima zu ihrem Leben, denkt sie, das ist auch ein buntes verrücktes Spiel.

Sie hängt sich ihre Handtasche über eine und die Reisetasche über die andere Schulter und marschiert die breite, von mächtigen Eichen gesäumte und von wunderbar altmodischen Gaslaternen erleuchtete Straße hinunter. Die Äste der Bäume sind mit Schnee bedeckt wie mit einem zähflüssigen Sirup, sodass sie die Zweige hängen lassen wie Trauerweiden. Sie stellt sich die Bäume im Frühling vor, voller Knospen, die es kaum erwarten können, sich zu öffnen, und entspannt die Lippen zu einem Lächeln.

Frühling war immer ihre liebste Jahreszeit: der langsame Übergang von bitterkalten zu gemäßigteren Temperaturen, wenn der Winter widerwillig seine eisige Herrschaft über das Land aufgab; der erste verlockende Kitzel von warmer Luft, die Ende März einströmte, oft genug, um von einem Schneesturm Anfang April wieder verscheucht zu werden; der Schnee, der endgültig im Regen schmolz, der auf leuchtend gelbe Butterblumen und hellrote Tulpen fiel, die ihre dünnen, aber erstaunlich stämmigen Stängel aus dem feuchten Boden trieben und ihre Zeit in der Sonne forderten.

Dieser Wechsel der Jahreszeiten ist wahrscheinlich das Einzige, was Amanda in Florida vermisst, wo sich eine Jahreszeit von der anderen nur durch die Gefahr von Wirbelstürmen unterscheidet. Die Palmen sind immer grün, und die Sonne scheint mit geradezu monotoner Regelmäßigkeit. Im Juli kann die Luftfeuchtigkeit ein wenig ansteigen, im Januar kann es ein bisschen kühler werden, aber alles in allem ist Florida das Land des immer währenden Sommers.

Deshalb bin ich schließlich dorthin gezogen, erinnert Amanda sich, tritt mit dem Absatz ihres Stiefels lustvoll in eine gefrorene Pfütze und beobachtet, wie die dünne Eisschicht splittert und birst wie Glas. Was soll das? Wen interessiert der Wechsel der Jahreszeiten? Ja, vielleicht hat sie den belebenden Schub kühler Luft, der die drückende Hitze des Augusts wegbläst, irgendwann einmal genossen, und ja, irgendwann hat sie auch über einen unvermuteten Novembersturm gestaunt, der die Stadt in eine Decke aus feinem Schnee gehüllt hat, aber die Erfahrung hat sie gelehrt, dass kühle Brisen die hässliche Angewohnheit hatten, zu beißenden Winden zu werden, und reiner jungfräulicher Schnee allzu schnell zu schmutzigem Matsch verkam.

Nein, sie ist jetzt in Florida zu Hause und würde es auch nicht anders wollen. Florida hat alles, sagt Amanda sich, stellt die Reisetasche ab und dehnt ihre Nackenmuskeln, bevor sie sich die Tasche wieder umhängt und weiter die Straße hinuntergeht. Es gibt Sonne, die sie allerdings mit geradezu religiösem Eifer meidet; einen Ozean, auch wenn sie nur selten an den Strand und ganz bestimmt nicht im gefährlichen Meer schwimmt – man denke nur an Haie, Seeläuse und unsichtbare Strömungen, von Ölresten, die den Sand verschmutzen und einem die Fußsohlen einteeren ganz zu schweigen; Einkaufszentren, obwohl man dort die gleichen Läden findet wie überall und ein Laden genauso aussieht wie der andere – da kann das Eaton Center locker mithalten; und die Kultur – wie zum Beispiel im Kravis Center und im Royal Poincianna Playhouse – gut, Toronto hat ein

Theaterleben, das nur von New York übertroffen wird, na und? Kunst – ja, es gibt die wundervolle Norton-Gallery, wirklich fantastische Ausstellungen und jede Menge charmanter kleiner Galerien, aber wenn sie noch einen Keramikfrosch sieht, könnte es sein, dass sie schreiend aus dem Laden rennt, denn, also wirklich, wie kann man so etwas »Kunst« nennen? »Was mache ich?«, fragt Amanda sich, und die Worte gleiten, Kindern auf einem Schlitten gleich, über ihre Lippen in die kalte Winterluft, sodass sie sie beinahe in ihrem beschlagenem Atem lesen kann. »Ich liebe Keramikfrösche.«

Außerdem:

Was es in Florida nicht gibt, ist ihre Mutter.

Was es in Florida auch nicht gibt, ist Ben.

Ist das nicht der Grund, warum sie überhaupt dorthin gezogen ist?

Amanda stapft weiter die Palmerston Avenue Richtung Harbord Street hinunter und fragt sich, warum sie sich von dem Taxifahrer nicht direkt vor dem Haus ihrer Mutter hat absetzen lassen. »Weil man manche Dinge langsam angehen muss«, brummt sie in ihren Mantelkragen. »Immer Schritt für Schritt, und nichts überstürzen«, flüstert sie und lächelt einem älteren Mann zu, der sich vorsichtig über den Bürgersteig tastet.

»Verdammter Winter«, knurrt der Mann im Vorbeigehen vernehmlich.

»Verdammt wahr«, stimmt Amanda ihm zu und marschiert weiter. Und Ben, ihre verdammte Mutter und die verdammte Jennifer sollten gleich mit verflucht sein. Wie war die Frau überhaupt drauf? Mit ihrer eleganten modischen Frisur und der makellosen Haut. Und dieser besitzergreifende Begrüßungskuss auf die Wange. Ganz zu schweigen von dem vollkommen überflüssigen Abschiedskuss auf den Mund, als wollte sie sagen, er gehört jetzt mir. *Rufst du mich nachher an?* Für wen war das bestimmt? Bestimmt nicht für Ben. Und seine Antwort? *Auf*

jeden Fall. Ließ er sich wirklich so leicht täuschen? Erkannte er nicht, dass sich hinter Jennifers ruhiger und kompetenter äußerer Erscheinung eine – was? – ruhige und kompetente Frau verbarg? Na und? Wer brauchte ruhig und kompetent, wenn er auch kompetent und chaotisch haben konnte? Und mit wem hatte man mehr Spaß? Verdammt. Ben konnte nicht in diese Frau verliebt sein.

Aber genau das war er.

Amanda tritt gegen einen kleinen Schneehügel, der unter ihrem Fuß zerstäubt wie Babypuder. Und wenn er in Jennifer verliebt ist? Was kümmert sie das? Durch die Tatsache, dass sie einmal verheiratet waren – nur kurz, als sie noch viel zu jung waren und keine Ahnung hatten, was sie mit ihrem Leben anfangen sollten, geschweige denn, mit wem sie es verbringen wollten –, hat sie noch lange kein Gewohnheitsrecht auf seine Zuneigung. Außerdem ist sie an derlei Ansprüchen auch gar nicht interessiert. Sie fühlt sich bloß so – wie eigentlich? – wegen der Umstände. Sobald sie wieder in Florida ist, werden diese Empfindungen für ihren Ex-Mann – welche eigentlich? – verschwinden. Das alles – was eigentlich? – liegt nur daran, dass sie durcheinander und verwundbar ist und nicht an Männer gewöhnt, die Nein sagen. *Du kannst nicht bei mir bleiben, Amanda,* hatte er ihr erklärt. Aber es war durchaus möglich, dass er es sich gerade anders überlegen wollte. *Vielleicht,* hat er gesagt, als die ruhige und kompetente Jennifer auf der Bildfläche erschienen war.

Vielleicht was?

»Wir werden es wohl nie erfahren.« Vor dem braunen Backsteinhaus mit der gelben Tür bleibt Amanda stehen. Wir werden viele Dinge nie erfahren, denkt sie und geht auf die unter einem Schneeberg begrabene Treppe zu. Vorsichtig ertastet sie mit den Stiefelspitzen die Betonstufen. Wir werden vielleicht nie erfahren, wer John Mallins wirklich war, warum er

sich das Gesicht hat operieren lassen und wer dieser Turk ist, obwohl ihre Mutter es offensichtlich weiß.

Es tut mir Leid, dass ich dir so eine schlechte Mutter war, Amanda.

Was zum Teufel soll *das* bedeuten?

Amanda stapft weiter durch den Schnee und bleibt dann vor der Haustür stehen, als würde sie darauf warten, hereingelassen zu werden. Noch ist es nicht zu spät, denkt sie. Noch kann sie kehrtmachen, sich ein Taxi heranwinken und damit zurück in die Innenstadt verduften, ein Hotel, *irgendein* Hotel finden, ihretwegen auch das Metro Convention Center, wo sie vielleicht Jerrod Sugar anrufen und ihn fragen kann, ob er für ein oder zwei Nächte das Vergnügen ihrer Gesellschaft genießen möchte.

Klar, denkt sie und schüttelt die Erinnerung an ihre letzte Begegnung ab, von der sie bis auf ihr Ende im Grunde herzlich wenig behalten hat. Sie war zu betrunken, er zu eifrig, das Ganze zu schnell vorbei. Oder vielleicht auch nicht schnell genug. Sie lächelt, als sie an Bens unangemeldeten Besuch denkt, wie er mitten in der Nacht an ihre Tür geklopft, sich an ihr vorbei ins Zimmer gedrängt und das Licht angemacht hatte. Und dann – sein verblüffter Gesichtsausdruck, als ihm klar wurde, dass sie nicht allein war, und wie die Überraschung in seinen Augen in etwas anderes umgeschlagen war. Wut? Enttäuschung? Bedauern?

Was hätte in jener Nacht passieren können, wenn nicht Jerrod Sugar in ihrem Bett gelegen hätte?

»Das werden wir wohl nie erfahren«, sagt sie noch einmal und sucht in ihrer Handtasche nach dem Hausschlüssel ihrer Mutter. Warum hatte sie sich von Ben überreden lassen, hier zu wohnen? Ja, es war albern, Geld für ein Hotel auszugeben, wenn das Haus ihrer Mutter leer stand, und ja, es würde ihr eine weitere Gelegenheit bieten, die Sachen ihrer Mutter mit mehr Ruhe durchzusehen. Schließlich war ihre erste Suche ziemlich

flüchtig gewesen, und im Licht all der neuen Erkenntnisse der letzten vierundzwanzig Stunden wäre es wahrscheinlich keine schlechte Idee, das Haus noch einmal gründlicher zu durchsuchen. Man kann nie wissen. Vielleicht findest du noch etwas, hatte Ben gesagt, bevor er sie mit dem Versprechen, sich später zu melden, in ein Taxi gesetzt hatte.

Rufst du mich nachher an?

Auf jeden Fall.

»Auf jeden Fall – Scheiße«, murmelt Amanda, während sie die Tür aufschließt, öffnet und über die Schwelle tritt, als stünde sie am Rand eines gefährlichen Abgrunds.

Na, worauf wartest du, hört sie ihre Mutter von oben rufen. *Komm rein oder bleib draußen. Steh nicht rum und lass die ganze Kälte rein.*

Die Kälte war immer schon drinnen, denkt Amanda, stellt ihre Tasche in den Hausflur und tritt die Tür mit dem Absatz ihres Stiefels zu.

Plötzlich kommt ihr Vater auf sie zu, den Zeigefinger auf die Lippen gepresst, und ermahnt sie, leise zu sein. *Was machst du denn,* flüstert er. *Deine Mutter ruht.*

»Sie ruht immer«, sagt Amanda laut, so wie sie damals protestiert hatte, und sieht in Erinnerung, wie ihr Vater ihr den Rücken kehrt und sie allein lässt, um sich wieder um ihre Mutter zu kümmern. »Das heißt, wenn sie nicht gerade Leute umbringt.« Amanda lacht, und das ausgelassene Geräusch hallt in dem leeren Haus wider, gefolgt von einem weiteren Anraunzer ihrer Mutter, einer weiteren flehenden Bitte ihres Vaters.

Sie zieht die Stiefel aus und hängt ihren neuen Parka in den Garderobenschrank im Flur, bevor sie ins Wohnzimmer geht und abwesend über das gelb-schwarze Stoffsofa streicht, das so viel Raum einnimmt. Das Dessin besteht aus winzigen Punkten in winzigen Dreiecken in winzigen Quadraten, ein Muster, das

von dem Bezug der beiden Stühle links und rechts des Kamins wieder aufgenommen wird. Ein Kamin, der nur selten benutzt wurde, erinnert Amanda sich und bewundert die hochaufragende Pflanze in einer Ecke des Wohnzimmers, wobei ihr Corinne Nashs Ermahnung wieder einfällt, dass die Pflanzen wahrscheinlich gegossen werden müssten.

Sie lässt sich in einen der Sessel fallen und starrt durch die feinen Stores vor dem Fenster auf die Straße. Als Kind durfte sie sich nie in diesem Zimmer aufhalten und schon gar nicht darin spielen. Nein, wenn sie spielen wollte, sollte sie in den Keller gehen, wo aller Lärm, den sie vielleicht machte, ihre Mutter nicht störte. Amanda hatte den Keller nie gemocht. Er war kalt, feucht und trübe, selbst wenn alle Lichter brannten. Und manchmal bildeten sich dort Schatten, die ihr Angst machten, auch wenn ihr Vater ihr erklärte, dass es dort unten nichts gäbe, wovor sie sich fürchten musste.

Einmal hatte sie im Keller ein paar alte Handpuppen gefunden. Jemand hatte sie in eine Kiste hinter dem Heizkessel geworfen, und ihre Gesichter waren so staubig, dass Amanda niesen musste, als sie die Puppen über ihre Hand streifte. Sie nahm sie mit nach oben und wusch sie sorgfältig in einem Waschbecken. Das war natürlich hinterher schmutzig, und sie wusste, dass ihre Mutter wütend werden würde, wenn sie die Bescherung sah, und es war wichtig, Mommy nicht wütend zu machen oder in irgendeiner Weise aufzuregen – erklärte ihr Daddy das nicht ständig? Aber Daddy war bei der Arbeit, und Mommy schlief, und die Puppen sahen gewaschen viel hübscher aus, das musste auch ihre Mutter erkennen. Obwohl ihre Haare immer noch ganz struppig waren und wahrscheinlich geschnitten werden mussten. Und sie wusste, wo ihre Mutter die Schere aufbewahrte, obwohl sie den Puppen die Haare nicht dort in der Küche schneiden konnte, wo ihre Mutter sie hören könnte, und im Keller war es zu düster, um sie anständig zu frisieren. Aber das Wohnzimmer war genau richtig. Teppiche dämpften ihre Schritte, und durch

das Fenster zur Straße fiel genug Licht, und außerdem würde es ja nicht lange dauern. Und wenn sie ihrer Mutter zeigte, wie schön sauber sie die alten Puppen gemacht hatte, wäre ihre Mutter nicht mehr so traurig, vielleicht würde sie sogar lächeln und glücklich sein, und dann könnte Amanda mit den Puppen etwas für sie aufführen, und ihre Mutter würde lachen, so wie sie früher gelacht hatte. Ja, es gab eine Zeit, in der ihre Mutter gelacht hatte, erinnerte sich Amanda, als sie die Puppen ins Wohnzimmer trug und ihren behelfsmäßigen kleinen Frisörsalon einrichtete. Sie schnitt den Puppen die Haare und betrachtete die gelben Fäden, die sich wie Goldstaub überall auf dem grauen Teppich verteilten. Und nun würde sie ihre Mutter wieder zum Lachen bringen.

Aber ihre Mutter lachte nicht. Sie weinte und schrie und schleuderte die Puppen so wütend durchs ganze Zimmer, dass ein Plastikkopf von seinem Rumpf getrennt und das frisch abgeschnittene Haar in alle Richtungen verteilt wurde. *Was hast du getan,* schluchzte ihre Mutter wieder und wieder. *Was hast du getan? Was hast du getan?*

Ich wollte sie nur hübsch machen, wimmerte die kleine Amanda, hielt sich den Bauch und wandte sich vornübergebeugt von ihrer Mutter ab, als hätte sie einen Schlag in die Magengrube bekommen.

Was hast du getan, war die einzige Antwort ihrer Mutter. *Was hast du getan?*

»Was habe ich getan?«, fragt Amanda sich jetzt laut und springt auf. »Was habe *ich* getan? Verdammt, ich war sechs Jahre alt, ich war ein Kind.«

Aber nicht lange, denkt sie und beschließt, dass sie hier doch nicht bleiben kann. Sie geht zurück in den Flur, zieht ihre Stiefel an, holt ihren Parka aus dem Garderobenschrank und stößt dabei mit der Hand auf etwas Kaltes und Hartes zwischen den Jacken und Mänteln ihrer Mutter, was sich als brandneue

Schneeschippe mit Holzgriff und roter Schaufel entpuppt, an der noch ein Preisschild baumelt. Offenbar unbenutzt, stellt Amanda fest, als sie die Schaufel aus dem Schrank zieht und eingehender betrachtet. Ihre Mutter war zu beschäftigt damit, Leute zu erschießen, um noch die Zeit zu finden, die Treppe vor ihrem Haus frei zu schippen.

»Was soll's? Ich kann mit meiner Zeit auch ebenso gut etwas Nützliches anfangen.« Amanda entfernt das Preisschild – 19,95 $ bei Home Hardware – und tritt auf die Veranda, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Sie schiebt die Schaufel unter den Schnee und schippt ihn in den Vorgarten. Schaufel für Schaufel räumt sie erst den Treppenabsatz und dann sämtliche Stufen. Der Weg zum Haus erweist sich als schwieriger, weil der Schnee fester ist und sie mehrmals beinahe auf dem vereisten Boden ausrutscht. Als sie am Bürgersteig angekommen ist, ist ihr Gesicht schweißnass, während ihr Rücken an allerlei unmöglichen Stellen zu zwicken beginnt. Was sie braucht, ist ein heißes Bad, beschließt sie in Erinnerung an Bens Ermahnung: *Nimm ein heißes Bad, bestell dir beim Zimmerservice was zu essen und schlaf dich ordentlich aus.* Klar. »Was zum Teufel mache ich hier?«

»Verzeihung«, ruft eine Frau auf der anderen Straßenseite.

Amanda wendet sich in die Richtung. Sie sieht: eine junge Frau in einem Waschbärfellmantel und einer schwarzen, pelzbesetzten Mütze, die auf der anderen Straßenseite steht und sie erwartungsvoll ansieht. »Verzeihung? Haben Sie was gesagt?«

Die Frau blickt nach links und rechts und überquert dann die Straße. Amanda schätzt sie etwa gleich alt wie sich, obwohl man von ihrem Gesicht nicht viel mehr als volle Wangen und eine kleine Himmelfahrtsnase erkennen kann, deren Spitze so rot leuchtet wie die von Rudolph. »Tut mir Leid, wenn ich Sie behellige, aber meine Großmutter hat Sie von gegenüber gesehen und ist ganz aufgeregt geworden. Sie hat darauf

bestanden, dass ich herausfinde, ›wer die Frau ist, die Gwen Price' Schnee schippt‹.«

Amanda blickt zu dem Haus gegenüber und sieht dann wieder die junge Frau an, die vor ihr steht, sieht die Spuren der Jahre in ihrem Gesicht verschwinden, bis ihr ein leicht pummeliges Mädchen mit Apfelbäckchen, großen braunen Augen und einem bereitwilligen Lächeln entgegenblickt.

»Sally?«

Die anfängliche Neugier der jungen Frau weicht nervöser Besorgnis. »Kennen wir uns?«

»Ich bin's, Amanda. Amanda Tra … Amanda Price.« Der Name fühlt sich fremd an auf ihren Lippen, als gehörte er einer anderen.

»Amanda! Amanda, oh mein Gott. Amanda. Wie geht es dir?«

»Gut. Das heißt, den Umständen entsprechend … ich nehme an, du hast das mit meiner Mutter gehört …«

»Ja. Ich kann es nicht glauben. Wie geht es ihr?«

»Sie hält sich ganz gut«, sagt Amanda und denkt, besser als ganz gut. »Und wie geht es dir?«

»Gut.«

»Und deiner Großmutter?«

»Nicht so toll.«

»Was hat sie denn?«

»Was hat sie nicht?«

Amanda stellt sich die alte Mrs. MacGiver mit ihren grauen Haaren und den von blauen Adern überzogenen Händen vor. Sie war ihr, schon als Amanda noch ein Kind war, immer uralt vorgekommen. »Das tut mir Leid.«

»Nun, was will man machen? Sie ist sechsundachtzig.«

»Backt sie noch?« Amanda erinnert sich an die Limonen-Tart, die Mrs. MacGiver nach dem Tod ihres Vaters vorbeigebracht hat.

»Nur noch selten. Meistens sitzt sie in ihrem Zimmer und guckt Fernsehen. Aber denkt sie auch nur daran, das Haus zu verkaufen und in eine betreute Einrichtung zu ziehen, was das Leben für alle erleichtern würde?« Die Frage hängt in der Luft, das nachfolgende Schweigen ist Antwort genug.

»Wohnst du bei ihr?«

»Oh nein. Ich bin bloß vorbeigekommen, um zu sehen, ob sie irgendwas braucht. Dann hat sie dich gesehen und darauf bestanden, dass ich sofort rübergehe.«

»Ich bin froh. Es ist schön, dich wieder zu sehen.«

»Ja, das finde ich auch. Und das mit deiner Mutter tut mir wirklich Leid. Hatte sie einen Zusammenbruch oder irgendwas?«

Oder irgendwas, denkt Amanda und sieht eine gebückte Gestalt in einem langen weißen Flanellnachthemd und blauen Fellpantoffeln, die im Sturmschritt die Treppe des Hauses gegenüber hinunter und Richtung Straße hastet.

»Oh mein Gott, Sally, deine Großmutter … Mrs. MacGiver, warten Sie. Die Autos …«

Ein heranrollender Wagen hupt laut und bremst hart, als die alte Mrs. MacGiver, ohne hinzusehen, auf die Straße tritt, wo ihre Fellpantoffeln im Schnee versinken. »Pass doch auf, Orni!«, ruft der Fahrer aus dem offenen Fenster.

»Ach, reg dich ab«, keift die alte Mrs. MacGiver zurück, klopft auf die Stoßstange des Wagens und schlägt auch die Hände ihrer Enkelin weg, die sie zurückhalten will. Im Licht der kalten Sonne mustert sie Amanda blinzelnd. »Wer bist du?«

»Grandma, um Himmels willen. Du musst sofort zurück ins Haus. Du holst dir hier draußen den Tod.«

»Ich kenne dich«, sagt Mrs. MacGiver, die wässrigen blauen Augen fest auf Amanda gerichtet.

»Grandma, du musst zurück ins Haus.« Sally versucht, einen Arm um sie zu legen, doch ihre Großmutter windet sich aus ihrem Griff.

»Ich bin Amanda Price«, erklärt Amanda ihr, wobei der Name auch durch die Wiederholung nicht weniger fremd klingt. »Gwens Tochter.«

Sally zieht eilig ihren Mantel aus und breitet ihn über die Schultern ihrer Großmutter. »Zieh wenigsten den an.«

»Ich hasse Waschbärfellmäntel«, knurrt die alte Frau.

»Bitte, Grandma, Waschbären zählen wohl kaum zu den bedrohten Arten.«

»Ha! Wenn du mich fragst, sind sie längst nicht gefährdet genug. Ich hasse die Viecher.«

Amanda prustet los und fragt sich, ob das Leben noch absurder werden kann. »Es war nett, Sie wiederzusehen, Mrs. MacGiver, aber ich glaube, Sally hat Recht. Es ist viel zu kalt, um in Nachthemd und Pantoffeln draußen rumzulaufen.«

»Mir ist eiskalt«, stimmt Sally mit klappernden Zähnen zu.

Mrs. MacGiver macht mehrere winzige Schritte nach vorn und streckt ihre spindeldünnen Finger nach Amandas Wange aus. »Püppchen«, sagt sie kichernd. »Püppchen, Püppchen. Wer ist mein kleines Püppchen?«

»Okay. Das reicht. Du machst mir irgendwie Angst, Grandma«, erklärt Sally und wendet die alte Frau mit sanfter Gewalt. »Sie driftet zwischendurch ständig weg«, erläutert sie Amanda zum Abschied und führt ihre Großmutter über die Straße zurück zu ihrem Haus. »Schön, dich wiedergesehen zu haben, Amanda«, ruft Sally und winkt, bevor sie ihre Großmutter ins Haus schiebt und die Tür hinter sich schließt.

Amanda versucht, jeden Gedanken an die bizarre Szene zu verdrängen. Aber selbst nachdem die beiden Frauen verschwunden sind, Amanda ins Haus ihrer Mutter zurückgekehrt ist und die Haustür sowie die Tür zu ihrem alten Zimmer geschlossen hat, wo sie in ihrem Bett Zuflucht gesucht hat, hört sie die Worte in der Stille widerhallen. *Püppchen,* flüstern die Wände, während sie sich die mit Rüschen besetzte, rosafarbene Bettdecke auf die Ohren presst.

Püppchen. Püppchen. Wer ist mein kleines Püppchen?

22

Erstaunlicherweise schläft Amanda fest ein und wacht erst um kurz vor acht abends wieder auf. »Das kann nicht sein«, wundert sie sich, steht auf, blinzelt im Dunkeln auf ihre Uhr und tippt ungeduldig auf das Glas, bevor sie die Uhr ans Ohr hält, um zu überprüfen, ob sie noch tickt. »Irgendwas ist hier auf jeden Fall verdreht. Das kann nicht stimmen.«

Sie schaltet die zierliche Nachttischlampe mit dem rosaweiß geblümten Schirm an und sieht erneut auf die Uhr.

»Nein, das stimmt nicht.« Aber als sie aus dem Fenster sieht, ist es draußen dunkel, und ein leuchtender Halbmond steht inmitten von funkelnden Sternen hoch am Himmel. Kann es wirklich acht Uhr sein? *Abends?* Ist es möglich, dass sie den ganzen Nachmittag verschlafen hat?

Amanda geht nach unten in die Küche, schaltet das Licht an und vergleicht die Uhrzeit auf der großen weißen Wanduhr mit der auf ihrer Armbanduhr aus Edelstahl und stellt eine Diskrepanz von lediglich drei Minuten fest. »Ich glaub es nicht«, erklärt sie dem leeren Zimmer und hört als Antwort nur ihren Magen, der knurrend das längere Ausbleiben von Nahrung beklagt. Sie inspiziert den Kühlschrank und entdeckt einen großen Karton Orangensaft, einen kleineren Karton Magermilch sowie einige Eier, mehrere Granny-Smith-Äpfel und einen alten verwelkten Salat, den sie eilig in dem Mülleimer unter dem Waschbecken entsorgt. »Nichts zu essen. Als hätte ich’s mir gedacht!«

Sie kontrolliert das große Gefrierfach, wühlt sich durch mehrere Beutel Tiefkühlerbsen und -mais, bevor sie hinter einer großen Tüte tiefgefrorener Bagels eine Packung Stuffer’s Maccaroni mit Käse findet. »Danke, Gott«, sagt sie laut, und auch ihr Magen brummt in vorfreudiger Zustimmung, als sie das

Paket in die Mikrowelle schiebt. Ein paar Minuten später steht sie vor dem Ofen und schaufelt die dampfenden Nudeln in Käsesahnesauce direkt aus der Aluschale gabelweise in ihren Mund, bevor sie zuletzt den Boden auskratzt, bis kein Tropfen Sauce mehr übrig ist. »Alles aufgegessen«, sagt sie stolz, spült das Abendessen mit einem Glas Wasser hinunter und beschließt, dass es nun wirklich an der Zeit ist, die Pflanzen zu gießen. Es gibt nichts Deprimierenderes als ein Haus voll toter Pflanzen, sagt sie sich, nimmt einen Krug, füllt ihn mit lauwarmem Wasser und steigt auf einen Stuhl, um eine Reihe von Grünpflanzen auf den Küchenschränken zu gießen, bevor sie das Gleiche brav mit den Pflanzen in Ess- und Wohnzimmer tut.

Seltsam, denkt sie, als sie in die Küche zurückkehrt, um den Krug wieder zu füllen. Sie hätte nie gedacht, dass ihre Mutter einen grünen Daumen hat. Aber allen Pflanzen geht es erstaunlich gut, die üppigen grünen Blätter an ihren kräftigen Stängeln glänzen allesamt so gesund und perfekt, dass man sie beinahe für künstlich halten könnte. Sie *sind* künstlich, erkennt Amanda kurz darauf, als das Wasser, das sie auf eine Pflanze gießt, aus dem blauen Porzellantopf auf dem Kaminsims quillt. »Mein Gott, die sind alle aus Plastik. Ich glaub es nicht.« Sie rennt zurück in die Küche und reißt ein paar Küchentücher von der Rolle, mit denen sie das Wasser vom Kaminsims wischt, bevor es Flecken hinterlässt. Dann verfolgt sie ihren Weg zurück, überprüft die Blätter der falschen Pflanzen, die sie schon gegossen hat, und wischt sorgfältig alle Spuren ihrer fehlgeleiteten Bewässerungsaktion weg. Dabei sieht sie sich immer wieder um, als hätte sie Angst, dass ihre Mutter die Treppe herunterkommen und sie für ihre achtlose Dummheit ausschimpfen könnte.

Als sie fertig ist, setzt sich Amanda im Schneidersitz auf den grauen Teppich im Wohnzimmer und fragt sich, seit wann sie nicht mehr zwischen echt und unecht unterscheiden kann. Das Leben schreibt die seltsamsten Geschichten – sagte man das

nicht? Aber seit wann war es so schwierig zu erkennen, wo das echte Leben aufhörte und die Fantasiegeschichten begannen?

Wahrscheinlich ungefähr zu der Zeit, als ihre Mutter angefangen hatte, wildfremde Menschen in Hotellobbys zu erschießen.

Obwohl der Mann, der sich John Mallins nannte, für ihre Mutter kein Fremder war, dessen ist Amanda sich sicher.

Sie blickt in den winzigen Hausflur und überlegt, dass sie Ben anrufen sollte. Er fragt sich bestimmt schon, was passiert ist. Hat sie nicht versprochen, ihn anzurufen, sobald sie sich eingerichtet hat? Sie schlendert zu ihrer Handtasche, die an ihre Reisetasche gelehnt noch immer in der Mitte des Flures steht, wo sie sie vor mehr als acht Stunden hat fallen lassen, zieht ihr Handy heraus, starrt es mehrere Sekunden lang an und lässt es wieder in ihre Tasche gleiten. Verdammt, er kennt ihre Nummer. Soll *er* doch anrufen, wenn er mit ihr sprechen will. Was offensichtlich nicht der Fall ist, denkt sie, zieht ihr Telefon ein weiteres Mal aus der Handtasche, ruft die eingegangene Nachrichten auf und findet keine.

Und was jetzt?

Sie hat bereits den ganzen Nachmittag verschlafen, ihr Tiefkühl-Abendessen verzehrt und die künstlichen Pflanzen gegossen. Was bleibt noch zu tun? »Wie wär's mit einem Drink nach dem Essen?«, fragt sie, schlurft zu der Hausbar im Esszimmer und findet lediglich ein paar alte Kristallgläser und mehrere große Obstschalen. »Nicht einmal einen Likör hast du behalten?«, fragt sie das leere Haus, geht zurück in die Küche und durchsucht alle Schränke. Wann hat ihre Mutter eigentlich aufgehört zu trinken? Und hätte sie nicht eine Kleinigkeit aufbewahren können für den Fall, dass jemand zu Besuch kommt? Was sollen die ganzen bescheuerten Kräutertees, die sie findet? »Na gut, warum nicht?« Wahrscheinlich hat sie in letzter

Zeit ohnehin ein bisschen zu viel getrunken, entscheidet sie und setzt den elektrischen Wasserkocher auf.

Als das Wasser gekocht hat, gießt sie sich einen Pfirsich-Himbeer-Tee auf, der sich als überraschend wohlschmeckend erweist, und kramt durch die diversen Küchenschubladen. In der ersten Schublade stößt sie auf eine wahllose Sammlung vergilbter und mit Fettflecken übersäter Rezepte, die ihre Mutter aus Zeitungen ausgeschnitten hat, darunter eines für eine kalte Avocadocremesuppe, bei dem ihr das Wasser im Mund zusammenläuft, und ein anderes für ein Himbeer-Orangen-Soufflé, das absolut göttlich klingt, sowie ein ganzer Packen von Vorschlägen und Ideen für die kreative Zubereitung von Hühnchen. Amanda liest sie alle durch und versucht, die offensichtlich häufig benutzten Rezepte ihrer Mutter mit der Frau aus ihrer Erinnerung zusammenzubringen, die praktisch nur Tiefkühlgerichte aufgewärmt und zum Dessert eine Dose Fruchtcocktail geöffnet hat, wenn sie überhaupt an den Nachttisch dachte.

Die nächsten beiden Schubladen sind mit den üblichen Küchenutensilien gefüllt: Edelstahlbesteck; bunte Geschirrtücher; runde, mit saftigen violetten und roten Beeren bedruckte Plastikuntersetzer; weiße Papierservietten mit einem Schmuckrand aus blauen und rosafarbenen Schnörkeln. Eine Schublade ist zum Bersten voll mit Bedienungsanleitungen und Garantieerklärungen für diverse Küchengeräte, eine weitere schwer beladen mit Essstäbchen aus Holz und Plastikbesteck von verschiedenen Restaurants, die nach Hause liefern. In der Schublade unter dem Telefon findet sie ein Adressbuch, das auf einem Umschlag liegt. Amanda blättert es durch und stellt kaum überrascht fest, dass die meisten Seiten leer sind. Nichts unter *M* wie Mallins. Nicht unter *T* wie Turk. Corinne Nash ist allerdings sowohl unter C wie unter TV aufgelistet. Spontan schlägt sie den Buchstaben A auf und hält die Luft an, als sie über einer ganze Doppelseite den Namen AMANDA liest, AMA auf der

einen, NDA auf der anderen Seite. Unter den beiden Hälften ihres Namens findet sich eine Liste aller ihrer Telefonnummern seit ihrem Auszug, als ob ihre Mutter sie von Stadt zu Stadt und Mann zu Mann verfolgt hätte, bis hin zu ihrer aktuellen Privat- und Büronummer, obwohl sie sie unter keiner der Nummern je angerufen hat. Amanda schnalzt mit der Zunge, wirft das Adressbuch wieder in die Schublade und will sie gerade schließen, als ihr der Gedanke kommt, den Inhalt des großen Umschlags zu begutachten.

»Reine Zeitverschwendung«, sagt sie sich, als ihr einfällt, dass Ben all diese Schubladen bereits ergebnislos durchsucht hat. Aber das war, bevor sie mit Rachel Mallins gesprochen, von einem Mann namens Turk gehört und von dem rätselhaften Obduktionsbericht erfahren hatten. Es ist durchaus möglich, dass Ben etwas übersehen hatte, weil er nicht wusste, wonach er suchte. Sie öffnet den Umschlag und hält ihn seitlich, um die Dokumente darin genauer betrachten zu können.

Zeugnisse, erkennt sie, setzt sich auf die Bank an der Wand in der kleinen Frühstücksnische und breitet die Bögen auf der lameliierten Tischplatte aus. PALMERSON PUBLIC HIGH SCHOOL. Name: Amanda Price. Benotungsschlüssel: A= sehr gut, B= gut, C= befriedigend, D= mangelhaft, N= nicht bewertet. Und dann die Liste der Noten. As in Lesen, Aufsatz, Handschrift, Rechtschreibung und Rechnen. As für Sozialverhalten und Fleiß, aber nur Cs für die Teilnahme am Unterricht.

Amanda ist eine stille und gewissenhafte Schülerin, und es ist stets eine Freude, sie in der Klasse zu haben. In diesem Schuljahr hat sie erneut herausragende schriftliche Arbeiten abgeliefert, ihre Geschichten sind phantasievoll und gut erzählt. Ich wünschte allerdings, dass sie sich im Unterricht häufiger zu Wort melden würde.

Ich bin sehr erfreut über Amandas Fortschritte. Sie erledigt ihre Hausaufgaben immer pünktlich, ihre Referate sind stets

sorgfältig, obwohl sie ihre Texte Korrektur lesen sollte, um unnötige Fehler zu vermeiden. Im Unterricht ist sie sehr still, scheint sich jedoch mit den anderen Kindern gut zu verstehen.

Amanda ist ein ruhiges, angenehmes, fleißiges Mädchen, und ich freue mich sehr, sie in meiner fünften Klasse zu haben. Ihr Projekt über Japan war sehr gut recherchiert und interessant präsentiert.

»Ach, was soll's?«, fragt Amanda laut und überfliegt die scheinbar endlose Folge von Zeugnissen von der Vorschule an aufwärts. »Sie hat sie alle aufbewahrt? Nein, natürlich nicht«, beantwortet sie sich ihre eigene Frage. »Es war mein Vater, der sie aufbewahrt hat. Sie ist bloß nicht dazu gekommen, sie wegzuwerfen.«

Ich war wieder einmal der Mühe einfach nicht wert, denkt sie, überfliegt die weiteren Zeugnisse und bemerkt den besorgten Ton, der sich ab der Junior High School in die Kommentare ihrer Lehrer mischt – *Auch wenn ihre Noten gut sind, macht mir Amandas Haltung ein wenig Sorgen* – und ab der High School in unverhohlene Ungeduld umschlägt. *Eine bessere Arbeitshaltung würde Amanda gut tun. Sie zieht es vor, sich auf ihr natürliches Talent zu verlassen, und es mangelt ihr an Disziplin. Außerdem nimmt sie nur unregelmäßig am Unterricht teil.*

»Ich hab bestanden, oder nicht?«, fragt Amanda, klappt die Mappe zu, springt auf und wirft den ganzen Packen in den Mülleimer unter dem Waschbecken. »Am Ende habe ich trotzdem Jura studiert, oder nicht? Und hatte fast perfekte Ergebnisse bei der Aufnahmeprüfung. Ha!« Was zum Teufel mache ich, fragt sie sich, holt die Zeugnisse schnell wieder aus dem Mülleimer und befreit sie von welken Salatresten, bevor sie sie wieder in den Umschlag schiebt, den sie an seinen angestammten Platz zurücklegt. Ich werde verrückt, das mache ich. Und warum auch nicht? »Liegt in der Familie«, verkündet sie dem leeren Haus. Sie kehrt in den Flur zurück, wirft ihre Handtasche über eine Schulter, die Reisetasche über die andere

und schleppt sie mit ächzenden Muskeln einen Fuß vor den anderen setzend die Treppe hinauf wie auf einen steilen Berg. Vielleicht sollte sie einfach wieder ins Bett gehen, denkt sie, plötzlich von Müdigkeit überwältigt.

Vielleicht habe ich mir irgendwas eingefangen, überlegt sie, möglicherweise im Flugzeug. Flugzeuge sind bekanntermaßen ein idealer Nährboden für Bakterien. Die ganze stickige Luft, niesende und hustende Menschen, die auf engem Raum zusammengepfercht waren. Und dann der extreme Klimawechsel, die Kälte, die sie nicht mehr gewöhnt ist. Ganz zu schweigen von den Umständen, die sie hergeführt haben, dem Wiedersehen mit ihrer Mutter und ihrem Ex-Mann und den unangenehmen Erinnerungen an eine Vergangenheit, die sie hinter sich gelassen zu haben glaubte.

Das würde jeden erschöpfen. Und dann noch der ganze verdammte Schnee, den sie geschippt hat. Kein Wunder, dass ihre Arme wehtun und ihr Rücken steif ist. Kein Wunder, dass sie ausgelaugt ist. Kein Wunder, dass sie einfach nur wieder zurück ins Bett und weiterschlafen will.

Das Licht in ihrem alten Zimmer brennt noch. Sie geht direkt zum Fenster und starrt auf die Einfahrt zwischen dem Haus ihrer Mutter und dem der Nachbarn. Dabei denkt sie an den armen alten Mr. Walsh und versucht, sich an sein Gesicht zu erinnern. Aber bis auf die Falten, die wie schwere Vorhänge über seinem Gesicht lagen, und die schlaffen Strähnen weißen Haars auf seinem ansonsten fast kahlen Kopf sieht sie nur seinen riesigen Bauch, der die Knöpfe seines kurzärmeligen Hemds zu sprengen drohte und im Sommer über den Bund seiner immer fleckigen Bermuda-Shorts quoll. Während die Kulisse klar und deutlich ist, bleibt das Gesicht des Mannes verschwommen wie ein Foto, auf dem der Hintergrund konturiert und das eigentliche Motiv unscharf ist. Amanda sieht eine große grüne Limousine, die in die gemeinsame Einfahrt biegt, ein gigantisches Walross von einem Mann, das sich aus dem Wagen zwängt, den Schweiß, der

von seiner Stirn tropft, als er einen verstohlenen Blick zum Haus ihrer Mutter wirft und vernehmlich schnaubt. Amanda glaubt, sogar ein höhnisches Lächeln zu erkennen, das seine Mundwinkel umspielt. »Du mieser Dreckskerl«, sagt sie laut. »Du hast absichtlich da geparkt.« Kein Wunder, dass meine Mutter dich mit einem Fluch belegt hat.

»Bitte erzähl mir nicht, dass ich tatsächlich Verständnis für meine Mutter habe«, stöhnt Amanda, packt ihre wenigen Sachen aus und verteilt sie auf dem Bett. »Jetzt weiß ich, dass ich krank bin.« Ich muss offensichtlich im Delirium gewesen sein, als ich den gekauft habe, denkt sie, als sie ihren neuen lilafarbenen Pullover hochhält. Lila, Herrgott, noch mal. Und Mohair. Wann will sie den tragen? »Im Bett«, beschließt sie, zieht sich aus und streift den Pullover über den Kopf, der sich auf ihrer nackten Haut wohlig warm anfühlt.

Sie nimmt ihre Zahnbürste, geht ins Bad, betrachtet sich im Spiegel und stellt überrascht fest, wie gut ihr der lilafarbene Pullover steht, ein angenehmer Kontrast zu ihrem blonden Haar und ihren zart geröteten Wangen.

Ich glaube, ich habe dir nie gesagt, wie schön du bist.

Im Augenblick sehe ich jedenfalls bestimmt nicht besonders schön aus, denkt Amanda, bürstet sich die Zähne, wäscht ihr Gesicht und hält es dann dicht vor den Spiegel, um nach winzigen Fältchen zu suchen. »Man ist nie zu jung, um mit Feuchtigkeitscreme anzufangen«, erklärt sie ihrem Spiegelbild, macht den Medizinschrank auf und starrt staunend und mit offenem Mund auf die Batterie von Pillenfläschchen, die sich auf den Regalen reihen.

Zwischen den üblichen rezeptfreien Allerweltsmittelchen findet sie mehrere Fläschchen Tylenol 3 und Percodan sowie eine ganze Ansammlung von verschreibungspflichtigen Anti-Depressiva, von denen einige, wie neulich bekannt geworden war, bei beunruhigend vielen Patienten psychotische Zustände

ausgelöst hatten. Ist ihre Mutter eine von ihnen? Stand sie unter dem Einfluss dieser starken Medikamente, als sie John Mallins erschossen hat? Amanda kontrolliert die Ablaufdaten auf den Fläschchen und stellt fest, dass sie allesamt lange überschritten sind. Ist es denkbar, dass ihre Mutter diese Medikamente längere Zeit genommen und dann plötzlich abgesetzt hat, was zu einem chemischen Ungleichgewicht geführt hatte, wodurch ihr rationales Denken massiv gestört wurde, weshalb sie ein Opfer ihrer verminderten Zurechnungsfähigkeit und offensichtlich nicht verantwortlich für ihre Tat ist?

Amanda rennt zurück in ihr Zimmer, reißt das Handy aus der Tasche und will Ben anrufen, um ihm ihre jüngste Entdeckung mitzuteilen und sich ausgiebig dafür zu entschuldigen, dass sie beim letzten Mal nicht im Medizinschrank nachgesehen hat. Was war mit ihr los? Wie konnte sie etwas derart Offensichtliches übersehen?

Außer:

Welchen Unterschied machte es, ob ihre Mutter möglicherweise verschreibungspflichtige Medikamente falsch angewandt hatte, wenn sie darauf bestand, dass sie wusste, was sie getan hat und dass es falsch war? Welchen Unterschied machte es, wenn sie unter den Folgen eines Medikamentenentzugs gelitten oder Medikamente eingenommen hatte, deren Verfallsdatum lange überschritten war, wenn sie sich weigerte, auf verminderte Zurechnungsfähigkeit zu plädieren, was sie garantiert tun würde?

Trotzdem …

Amanda gibt Bens Telefonnummer ein, lauscht dem wiederholten Klingeln und legt auf, bevor sich die Mailbox einschaltet. Es hatte keinen Sinn, eine Nachricht zu hinterlassen. Wahrscheinlich schläft sie längst, wenn er nach Hause kommt. Und garantiert wird Jennifer nicht von seiner Seite weichen.

Und warum auch? Warum sollten sie nicht zusammen sein? Jennifer ist attraktiv und intelligent, und es ist unwahrscheinlich, dass ihre Mutter in Hotelhallen Leute erschießt. Sie ist offensichtlich eine ungleich vernünftigere Wahl, eine sehr viel sicherere Wette. Bens Mutter wäre zweifelsohne einverstanden gewesen. Genau wie sein Vater, denkt sie und stellt sich den attraktiven Mr. Myers senior vor, der mit ihrer früheren Geschichtslehrerin in Flitterwochen war.

Wirklich komisch, wie die Dinge sich manchmal entwickeln.

Bens Vater ist etwa genauso alt wie ihr Ex-Mann Sean, wird ihr klar, ein beunruhigender Gedanke, der sie das Gesicht verziehen und ins Schlafzimmer ihrer Mutter fliehen lässt, wo sie das Licht einschaltet. Was hatte sie überhaupt geritten, Sean zu heiraten? Und noch entscheidender, was hatte Sean geritten, sie zu heiraten? Ja, sie war jung und hübsch, aber in Florida wimmelte es von jungen hübschen Frauen, und kluge und kultivierte Männer wie Sean ließen sich nicht leicht beeindrucken. Was also hatte er in ihr gesehen? Und wie konnte er sie lieben – wie konnte irgendein Mann sie lieben –, wenn ihr eigener Vater ihr gegenüber so gleichgültig gewesen war? Wenn ihre eigene Mutter sie angesehen, auf der Stelle durchschaut und der Liebe für unwürdig erklärt hatte?

Amanda geht zu der Nische neben dem Bett ihrer Mutter und lässt den Blick über die Kristallfiguren schweifen, die auf einem Regal stehen. Sie streicht mit dem Finger über einen kleinen Glaspudel mit schwarzen Perlen als Augen und Nase. »Okay, das reicht. Das bringt uns nicht weiter.« Sie geht zur Kommode und fängt an, die Schubladen ungeduldig zu durchwühlen. »Derselbe Kram wie beim letzten Mal, als ich geguckt habe«, murmelt sie, schiebt die letzte Schublade zu und blickt aus dem Fenster zu dem Haus von Mrs. MacGiver gegenüber.

Hinter dem Fenster im ersten Stock steht eine Gestalt, die in diesem Moment einen Schritt zurückweicht und sich gleichzeitig vorbeugt, um besser sehen zu können. »Sind Sie das,

Mrs. MacGiver?«, flüstert Amanda, tastet sich zum Fenster vor und lehnt die Stirn an die kalte Scheibe. Die Gestalt im Fenster gegenüber zieht sich zurück und verschwindet hinter Vorhängen. Kurz darauf wird das Licht in dem Zimmer gelöscht.

Amanda starrt minutenlang in die Dunkelheit und fragt sich, wie viele von den alten Nachbarn noch hier wohnen und ob einer von ihnen sie in diesem Moment beobachtet. Vielleicht sollte sie morgen die Straße abklappern und mit Leuten reden, die ihre Mutter kannten. Möglicherweise kann einer von ihnen ein wenig Licht in die Sache bringen. Die Leute wissen manchmal mehr, als sie denken, obwohl die Erfahrung Amanda gelehrt hat, dass sie in der Regel weniger wissen.

»Okay, das reicht«, erklärt sie allen, die vielleicht zusehen. »Wen es interessiert, ich gehe jetzt ins Bett. Wie gefällt euch übrigens mein neuer Pullover? Mögt ihr die Farbe? Ihr findet das Lila nicht übertrieben? Gut. Okay. Nun denn, schlaft schön und träumt süß.« Sie macht das Licht aus, kehrt in ihr altes Zimmer zurück und kriecht ins Bett.

»Wem will ich hier eigentlich was vormachen? Ich schlafe sowieso nie ein«, sagt sie, aber die Worte sind kaum über ihre Lippen, als sie auch schon in Bewusstlosigkeit sinkt.

Amanda?

Amanda schlägt die Augen auf und sieht einen schlanken Jungen mit einem Holzkopf und einer hohen Tolle aufgemalten schwarzen Haars auf sich zu kommen. Er trägt ein frisches weißes Hemd und eine steife Jeans und hat grüne Augen und ein breites Lächeln.

Tanz mit mir, sagt er und streckt ruckartig die Hand aus.

Amanda steigt aus dem Bett und macht einen Knicks, den der Junge mit einer langsamen Verbeugung erwidert. Kurz darauf

dreht sie sich sicher in seinen hölzernen Armen auf einer hohen Bühne.

Ich mag deinen Pullover, erklärt er ihr, als eine kalte Böe ihr Gesicht streift und ihr Lächeln wie gefroren erstarren lässt. Ihre Arme wirbeln ausgelassen, gedankenlos und ohne jede Anmut durch die Luft. Erst hebt sich ihr rechtes Knie, dann ihre linke Hand, dann beide Beine gleichzeitig. Ihr rechter Arm schlägt zur Seite aus, ihr Mund klappt auf und zu, aber die Stimme, die ertönt, ist nicht mehr ihre eigene.

Püppchen, Püppchen, singt die unbekannte Stimme, und die Muskeln in ihrem Hinterkopf beginnen zu zucken, als hätte sich ein Angelhaken zwischen ihren Schulterblättern verfangen. *Wer ist mein kleines Püppchen?*

»Scheiße«, sagt Amanda, richtet sich ruckartig auf, tastet nach der Nachttischlampe und sieht zu, wie die letzten Fetzen ihres Traums sich in dem unvermittelt grellen Licht verflüchtigen. Sie wedelt mit der Hand in der Luft und versucht, ihr wild pochendes Herz zu beruhigen. Jeder Muskel ihres Körpers schmerzt. »Ich hätte diesen verdammten Schnee nicht schippen sollen.« Obwohl sie jetzt hellwach ist, hallt die fremde Stimme in den Nischen ihres Bewusstseins wider. Wessen Stimme, fragt sie sich, steigt aus dem Bett, geht in den Flur und reckt die Schultern, um das unbehagliche Gefühl abzuschütteln, dass immer noch jemand die Fäden zieht.

23

Amanda schlendert ins Bad, wo sie den Hahn aufdreht und sich mit der Hand kaltes Wasser ins Gesicht spritzt, das, wie sie überrascht feststellt, tränenüberströmt ist. »Weswegen weine ich, verdammt noch mal?«, fragt sie ungeduldig ihr Spiegelbild und betrachtet sein vertrautes Kopfschütteln. Ihr Kopf schnellt weiter fieberhaft hin und her, bis sich Strähnen ihrer Haare von hinten vor ihre Augen legen wie ein Paar unvermutete Hände zu einem »Rate, wer ich bin«, und das verletzende Bild verschwindet. So steht sie, den Kopf gesenkt mit Strähnen auf den feuchten Wangen, den Atem zerrissen von einer rhythmischen Folge stumm geborener Schreie, die aus ihrem Körper zu brechen drohen wie das letzte Ticken einer an ihre Brust gefesselten Bombe vor der Explosion. Mit der linken Hand greift sie blind nach dem Handtuchhalter, wobei ihr Blick aus verschleierten Augen auf ihre Armbanduhr fällt, die abzulegen sie vor dem Schlafengehen vergessen hat. Überrascht stellt sie fest, dass es erst kurz nach elf ist. »Noch nicht mal Mitternacht«, quengelt sie, während sie sich das Gesicht mit einem kratzigen weißen Handtuch abtrocknet. Sie füllt den pinkfarbenen Plastikbecher auf dem Waschbecken mit Wasser und trinkt ihn in einem langen Schluck leer. »Was soll ich denn bis morgen früh machen?«

Sie überlegt, nach unten zu gehen und sich etwas zu essen zu machen, aber dann fällt ihr das Innenleben des Kühlschranks ihrer Mutter wieder ein, und sie beschließt, dass Granny-Smith-Äpfel nicht direkt als eine Frostmahlzeit durchgehen. Sie sind einfach zu gesund, um in Zeiten echter Krisen zu helfen, in denen man sich nach etwas Sahnigem und Klebrigem mit einer Unzahl von Kalorien verzehrt, so etwas wie die Maccaroni mit Käse, die sie schon verputzt hat. Sie könnte sich natürlich

anziehen und einen Rund-um-die-Uhr-Supermarkt suchen, obwohl sie sich nicht sicher ist, ob es das in Toronto gibt. Oder sie könnte sich einfach eine Pizza bestellten. Es musste Restaurants geben, die um diese Zeit noch geöffnet und bereit waren, nach Hause zu liefern. Es war ja noch längst nicht mitten in der Nacht. Oder sie könnte bei Swiss Chalet anrufen. Wie lange ist es her, seit sie zum letzten Mal eins von deren halben Hähnchen mit Pommes frites und würziger Barbecue-Sauce gegessen hat? Viel zu lange, entscheidet sie, geht in ihr Zimmer zurück und greift nach dem Handy in ihrer Handtasche, während ihr beim Gedanken an das Hähnchen schon das Wasser im Mund zusammenläuft. Sie klappt ihr Handy auf und will gerade die Auskunft anrufen, um die Nummer der Restaurantkette zu erfragen, als sie sieht, dass sie eine Nachricht hat.

»Hi, ich bin's, Ben«, meldet er sich auf der Aufzeichnung ohne hörbare Regung, obwohl die Tatsache, dass er es für nötig erachtet, seinen Namen hinzuzufügen, etwas von einer unausgesprochenen Gegenbeschuldigung hat. »Ich habe mich bloß gefragt, wie es dir geht, aber da du offenbar munter auf Achse bist, scheint es dir ja ganz gut zu gehen.«

Eine kurze Pause: »Ruf mich morgen Vormittag an.«

»Munter auf Achse«, wiederholt Amanda in Bens kanadischem Akzent. »Ja, ich bin allerdings munter auf Achse.«

Nur bekleidet in meinem neuen Mohair-Pullover schleiche ich im ersten Stock des Hauses meiner Mutter herum wie ein violettes Gespenst, sabbernd bei dem Gedanken an ein fettiges Fast-Food-Gericht, das übrigens schon das zweite heute Abend wäre, sodass mit meinem Appetit offensichtlich alles Ordnung ist, was bedeutet, dass es mir gut geht, Dank der Nachfrage.

Sie spielt Bens Nachricht dreimal ab, bevor sie sie löscht.

»Wann hast du überhaupt angerufen?«, fragt sie das winzige Telefon und ist wütend auf sich, weil sie so früh schlafen gegangen ist, das verdammte Ding nicht aus ihrer Handtasche

genommen und deshalb das Klingeln nicht gehört hat. Sie sieht noch einmal auf die Uhr und beschließt, dass es noch nicht zu spät ist, ihn zurückzurufen. Er geht doch bestimmt nicht vor Mitternacht schlafen.

Rufst du mich nachher an?

Auf jeden Fall.

Amanda tippt Bens Nummer ein und wartet, während ihr Finger weiter über den Tasten schwebt, um die Verbindung sofort zu unterbrechen, falls sich sein Anrufbeantworter einschaltet.

»Hallo?«, fragt Ben, bevor das erste Klingeln verklungen ist. Seine Stimme klingt freundlich und offen, und sie will sich darin einkuscheln.

»Ich bin's.« Im Gegensatz zu ihrem Ex-Mann macht sie sich nicht die Mühe, ihm zu erläutern, wer »ich« ist. »Ich habe gerade deine Nachricht gekriegt.«

»Wo bist du?«

»Zu Hause«, sagt sie, und das Wort geht ihr nur ungelenk über die Lippen. »Bei meiner Mutter«, verbessert sie sich sofort. »Wann hast du angerufen?«

»Vor ein paar Stunden.«

»Ich bin eingeschlafen. Ich hab mein Telefon nicht klingeln hören.«

»Geht es dir gut?«

»Ja. Nur Hunger habe ich.«

Er lacht.

»Dir ist vermutlich nicht danach, essen zu gehen?«

»Geht nicht«, sagt er ohne weitere Erklärung.

Eine ärgerliche Angewohnheit, findet Amanda und stellt sich vor, wie Jennifer ihn von der anderen Seite des Zimmers ansieht, den Kopf zur Seite gelegt, als wollte sie fragen: Wer

ruft denn um diese Zeit noch an? Sie wedelt mit der freien Hand, um das unerwünschte Bild zu vertreiben, und sieht zu, wie Jennifer in die Luft fliegt und wie ein billiger Knallkörper explodiert, bevor sie vom dunklen Abendhimmel verschluckt wird.

»Und hattest du schon Gelegenheit, dich noch mal umzusehen?«, fragt er, und Amanda muss sich anstrengen, um sich an die Details des Tages zu erinnern. »Hast du irgendwas entdeckt, was wir beim letzten Mal übersehen haben?«

»Ja«, sagt sie aufgeregt, als ihr der Inhalt des Medizinschranks ihrer Mutter wieder klar vor Augen tritt. »Ich habe Pillen gefunden.«

»Pillen?«

»Mindestens zehn Fläschchen. Antidepressiva, Schmerzmittel – das ganze Programm, alles in ihrem Medizinschränkchen versammelt. Die meisten sind schon vor Jahren abgelaufen, aber das muss nicht heißen, dass sie sie nicht weiter geschluckt hat. Hat sie je erwähnt, dass sie Medikamente nehmen muss?«

»Die einzigen Medikamente, von denen ich deine Mutter je habe sprechen hören, sind ihre Calcium-Tabletten«, sagt Ben, und Amanda kann förmlich sehen, wie er den Kopf schüttelt.

»Meinst du, wir haben vielleicht eine Chance auf verminderte Zurechnungsfähigkeit?«

»Es lohnt sich auf jeden Fall, darüber nachzudenken. Hast du sonst noch was entdeckt?«

»Nichts«, sagt Amanda, »nur dass alle Pflanzen im Haus aus Plastik sind.«

Er lacht wieder, ein von Herzen kommendes Lachen, das durch die Leitung die Finger nach ihr auszustrecken scheint, um über ihre Wange zu streichen.

Amanda hat plötzlich Angst, dass er auflegen könnte, weil ihre Nützlichkeit erschöpft ist und sie nichts Interessantes mehr zu

bieten hat. »Hast du Pflanzen?«, fragt sie und fasst das Telefon fester, wie um ihn zu halten.

»Ein paar. Aber denen geht’s nicht besonders gut. Zu viel Sonne, glaube ich.«

Amanda versucht, sich Bens Wohnung in Harbourside mit ihren Fenstern vom Boden bis zur Decke mit Blick auf den See vorzustellen, doch sie sieht nur die winzige Zweizimmerwohnung im ersten Stock vor sich, die sie in der Vaughan Road geteilt hatten. Sie lag in einem alten gelben Backsteinhaus, das schon damals bessere Tage gesehen hatte. Es gab keinen Aufzug, keine Klimaanlage, keine Geschirrspülmaschine. Das Schlafzimmer war kaum groß genug für ein Doppelbett, sie konnten sich nie gleichzeitig im Zimmer bewegen, und auch das Wohnzimmer war nicht viel größer und bot gerade Raum für das alte Sofa mit den quietschenden Federn, das sie in einem gemeinnützigen Möbellager aufgelesen hatten. Der Mieter unter ihnen hatte dauernd mit dem Besenstiel gegen die Decke geklopft, wenn sie ihre Anlage – der einzige gemeinsame Haushaltsgegenstand, der tatsächlich etwas wert war – zu laut aufdrehten. »Erinnerst du dich noch an unsere Wohnung in der Vaughan Road?«, hört sie sich fragen.

Nach einer kurzen Pause antwortet er: »Wer könnte die vergessen?«

»Sie war ziemlich schrecklich.«

»Das war sie.«

»Aber ich mochte sie.«

»Ich auch.«

Eine weitere Pause, länger als die erste, und einen Moment lang fürchtet Amanda, die Verbindung könnte unterbrochen worden sein. »Ben?«

»Ich bin hier.«

Amanda lächelt traurig. Ich habe es gründlich vermasselt, denkt sie und will sich entschuldigen, dass sie ihn damals verlassen hat, und für all die Erschütterungen in seinem Leben und die Schmerzen, die sie ihm bereitet hat. »Und was machen wir jetzt?«, fragt sie stattdessen.

»Ich muss gleich morgen früh ins Gericht«, antwortet er, ohne die größeren Implikationen der Frage zu hören. »Aber wahrscheinlich sollten wir am Nachmittag deine Mutter besuchen, wenn es dir passt. Ich würde diese Sache mit den Medikamenten gerne klären.«

»Um wie viel Uhr?«

»Kannst du um zwei in meiner Kanzlei sein?«

»Klar.«

»Gut. Bis morgen dann.«

»Bis morgen dann«, wiederholt Amanda und will nicht, dass die Unterhaltung endet.

»Schlaf gut, Amanda.«

»Du auch.«

Und dann folgt die schreckliche Stille, wenn der andere die Verbindung beendet hat. Amanda lauscht dem unerwünschten Geräusch eine Weile und strengt sich an, am anderen Ende der Leitung Bens Atem zu hören, bevor sie seine Abwesenheit widerwillig hinnimmt, ihr Telefon zuklappt und wieder in ihre Handtasche stopft.

Sie lässt sich auf das schmale Bett sinken und starrt den Renoir-Druck an der gegenüberliegenden Wand an. Wie viele Abende hat sie in diesem Bett gelegen und dieses Gemälde angestarrt, die fröhliche Darstellung einer sorglosen jungen Frau, die in einem weißen Rüschenkleid in einem bevölkerten Park auf einer Schaukel balanciert, den Körper in die Sonne geneigt, das runde Gesicht vor Gelassenheit rosig glänzend, vollkommen eins mit sich und ihrer privilegierten Existenz, als

ob ihr solches Glück zustände. Wie hatte sie dieses Mädchen beneidet, das ihr Anrecht so stolz trug wie die blauen Schleifen an ihrem Kleid, und so selbstbewusst war, auf einer Schaukel zu *stehen.* Wie oft hatte sie sich gewünscht, die Plätze zu tauschen und das Mädchen in der Sonne sein zu dürfen, umringt von Bewunderern und nicht allein und zitternd unter ihrer Bettdecke?

Als sie klein war, hatte sie sich vorgestellt, dass sie, wenn sie nur nahe genug heranging, vielleicht in das Bild hineingezogen würde, weshalb sie eines Abends auf den Schreibtisch geklettert war, vor dem Bild gekniet und ihre Nase drangedrückt hatte, bis sie wehtat und der Rahmen von ihrem Atem beschlagen war. Aber das Mädchen auf der Schaukel lebte in glücklicher Ahnungslosigkeit von ihrer Existenz weiter, bis Amanda sie still für ihre Selbstsüchtigkeit verfluchte. »Ich hoffe du fällst runter und brichst dir den Hals«, hatte sie die Wand angezischt, bevor sie sich in den Schlaf geweint hatte. Doch am nächsten Morgen stand das Mädchen zufrieden und friedlich wie eh und je auf seiner Schaukel. Amandas zerstörerische Kräfte reichten offensichtlich nicht an die ihrer Mutter heran.

»Wollen wir wetten?«, fragt Amanda jetzt, stößt die junge Frau von ihrer bequemen Schaukel und sieht zu, wie sie im Dreck landet, ihr Rüschenkleid beschmutzt. Eine klaffende Wunde auf ihrer Stirn taucht die Palette der sanften impressionistischen Farben in ein knalliges Rot. Amanda legt sich aufs Bett und schließt befriedigt die Augen. Man konnte ja Ben fragen, wessen Macht größer war. Oder Sean. Oder ihren Vater.

Amanda stöhnt vernehmlich und dreht sich auf den Bauch, um eine bequemere Lage zu finden. Aber die Schuldgefühle bedrängen sie wie ein Liebhaber, der mehr als seine Hälfte des Betts beansprucht, und nachdem sie sich in vergeblichen Ausweichmanövern zehn Minuten lang von einer Seite auf die andere gewälzt hat, gibt sie die Idee einzuschlafen ganz auf.

Vielleicht sollte sie ein wenig Fernsehen gucken. Irgendwo läuft doch bestimmt ein Eishockey-Spiel, denkt sie, klettert aus dem Bett und geht zurück in den Flur.

Sie hat keineswegs die Absicht, das dritte Schlafzimmer zu betreten, weshalb sie selbst überrascht ist, als sie sich auf dessen Schwelle wiederfindet. Sie hat auch nicht die Absicht, zum Kleiderschrank zu gehen, steht jedoch kurz darauf unvermittelt davor, die Hand auf dem Türknauf. Und sie hat ganz bestimmt nicht die Absicht, die Puppenbühne herauszuholen und in die Mitte des Zimmers zu tragen, sodass sie selbst am meisten erstaunt ist, sich auf dem Boden sitzen zu sehen, wo sie die Fäden der Puppen sorgfältig entwirrt und sie über die hohe hölzerne Rückwand der Bühne hängt. »Hi, Leute«, sagt sie und beobachtet, wie die Puppen sich artig verbeugen und einen Knicks machen.

Selber hi, Süße, sagt die Jungenpuppe, den hölzernen Kopf leicht geneigt.

Wo bist du gewesen, fragt die Mädchenpuppe höflich.

Amanda zuckt mit den Schultern und lässt die Puppen über die Bühne wirbeln.

Leichtfüßig bewegen sie sich gemeinsam, schweben anmutig durch die Luft, der Kopf des Mädchens an die Schulter des Jungen gelegt, sein Arm schützend um ihre Schulter geschlungen, bis ihre Gliedmaßen sich kreuzen, die Schnüre sich verheddern und umeinander wickeln wie Reben um einen Baumstamm und beide Puppen eins werden, sodass sie ohne irreparablen Schaden nicht mehr voneinander zu trennen sind. Wahre Liebe, denkt Amanda wehmütig, träumt sich in Bens Arme, spürte seine Wange an ihrer, während sein Arm sich in ihren Rücken drückt.

Niemand vorher oder nachher hatte ihr so wie Ben das Gefühl gegeben, durch ihre Haut auch ihre Seele zu berühren.

Nur, dass sie nicht will, dass jemand so weit zu ihr vordringt.

Denn wenn er das tut, wird er herausfinden, dass dort nichts ist. Kein Mensch jedenfalls, den zu kennen sich lohnt. Ganz bestimmt niemand, den zu lieben sich lohnt. Denn wenn die eigene Mutter einen nicht liebt …

»Was mache ich hier?«, fragt Amanda sich, als wäre sie aus einer längeren Trance erwacht. »Was zum Teufel mache ich hier?« Sie reißt die Fäden von ihren Fingern, und die Puppen lösen sich ruckartig aus ihrer Umarmung. Angewidert schleudert sie die Marionetten durch das Zimmer und sieht zu, wie sie an die Wand prallen und auf dem Bett übereinander fallen, als wären sie entschlossen zu vollenden, was Amanda begonnen hat. Sie dreht sich hilflos im Kreis und wird mit jeder Drehung wütender. »Verdammt, was ist los mit dir?« Sie bückt sich, hebt die Holzbühne auf und schleudert sie mit einer letzten Drehung in Richtung Fenster wie ein Kugelstoßer. Die Bühne verfehlt das Fenster nur um Zentimeter und kracht stattdessen gegen die Wand, wo ein Stück Putz aus dem rosafarbenen Anstrich schlägt, bevor sie auf dem Boden zerschellt. Holzteile segeln durch die Luft wie Schutt nach einer Explosion.

Amanda starrt die Verwüstung an. Kleine Holzleisten liegen auf dem Schreibtisch verteilt wie die Eisstiele, die sie als Kind gesammelt hat. Der Boden der Bühne hat sich von den Seitenwänden gelöst und schwebt in der Erwartung des nahenden Absturzes über der Tischkante. Überall sind Holzsplitter verteilt. »Na toll«, murmelt Amanda. »Ein weiteres Chaos, das auf meine Kappe geht.« Sie macht sich auf in die Küche, um einen Staubsauger zu holen. Erst die Pflanzen und jetzt das. »Ich bin einfach eine wandelnde Katastrophe.«

Vielleicht hatte ihre Mutter zu Recht Abstand gehalten.

Als sie mit dem Staubsauger und einer grünen Mülltüte in das Zimmer zurückkehrt, ist der Boden der Bühne endgültig vom Tisch gefallen und liegt jetzt zerbrochen auf dem grauen Teppich, während Staub aus seinem ramponierten Gehäuse rieselt wie Blut. »Tut mir Leid.«, entschuldigt Amanda sich und

will das große Holzteil gerade in die Mülltüte werfen, als ihr in einer Ecke ein Stück Pappe auffällt, das aus einem großen Riss in dem Holz ragt und aussieht wie eine Visitenkarte. »Was ist das?« Langsam und behutsam zieht sie die Karte heraus.

AAA Wasserreinigungssysteme, verkündet die Karte in fetten Lettern. **Walter Turofsky, Verkaufsleiter.**

»Was zum Teufel ist das?« Amanda schüttelt das Holzteil und sieht zu, wie weitere Visitenkarten auf den Fußboden rieseln. Sie sinkt auf die Knie und betrachtet die Karten nacheinander.

AAA Grundstücksverwaltung Inc. George Turgov, Präsident.
AAA Bodenbeläge. Milton Turlington, Handelsvertreter.

AAA Imprägnierungen Inc. Rodney Turek, Vizepräsident.

»Was ist hier los?« Amandas Blick zuckt von einer Visitenkarte zur anderen. Was sind das für Firmen? Und wer sind all diese Männer? Turofsky, Turgov, Turlington, Turek? »Turk«, stellt Amanda fest, als der Name unvermittelt aus den Tiefen ihres Bewusstseins auftaucht. »Turk«, wiederholt sie, und diesmal explodiert der Name auf ihrer Zungenspitze. »Verdammt, ich weiß, dass du das bist.« Der Mann, mit dem sich der echte John Mallins eingelassen hatte, bevor er verschwunden war. »Was machst du hier?«

Amanda späht zwischen die schmalen Leisten des Bühnenbodens, um zu sehen, ob sich dahinter ein weiteres Geheimnis verbirgt. Doch der Zwischenraum ist zu eng und dunkel, um irgendetwas zu sehen, und auch heftiges Schütteln zeitigt keine Ergebnisse. »Was soll’s«, meint sie und schlägt das Holzteil mit Wucht gegen die Tischkante, sodass es in zwei Teile zerbricht. Aus den Resten der Puppenbühne ragt eine Ecke glänzenden Papiers, das Amanda, behutsam darauf bedacht, es nicht zu zerreißen, herauszieht und umdreht. »Gütiger Gott, was

ist das?«, keucht sie und sinkt auf den von Splittern übersäten Teppich zurück.

Was Amanda sieht, ist ein Foto.

Und auch wenn dieses Foto verblasst, zerkratzt und zerknittert ist, ist das Motiv doch unverkennbar. Es ist das Bild eines Mannes mit einem kleinen Mädchen auf dem Schoß. Beide lächeln glücklich, als hätten sie einen Witz gemacht, den nur sie verstehen. Der Mann ist der Mann, den ihre Mutter erschossen hat. Das Mädchen ist seine Tochter Hope.

Was macht ihre Mutter mit diesem Bild? Wie ist es in ihren Besitz gekommen? Wie lange hat sie es schon versteckt?

Dem Anschein nach ist das Foto mindestens drei oder vier Jahre alt. Hope ist etwa neun oder zehn, obwohl ihr Gesicht sich kaum verändert hat, wie Amanda vor ein paar Tagen feststellen konnte: dieselben dunklen Haare, dieselben stechenden Augen. Ihr Vater sieht dünner und besser aus als auf dem in der Zeitung veröffentlichten Passfoto, obwohl ein Knick im Papier seine Wange teilt wie eine Narbe.

»Turk?«, fragt Amanda das lächelnde Gesicht. »Das bist doch du, oder nicht?«

Sein Lächeln scheint breiter zu werden, als wollte er sie verhöhnen.

Was stimmt nicht mit diesem Bild, fragt sich Amanda.

»Ich werde es herausfinden, darauf kannst du dich verlassen«, erklärt sie dem Foto und mustert es ein weiteres Mal ergebnislos auf mögliche Hinweise. Es ist, was es ist: ein Vater und seine Tochter, die unter einem großen Baum in irgendeinem Garten sitzen; ihre Kleidung ist sommerlich, aber unscheinbar; es gibt keine erkennbaren Gebäude im Hintergrund, keine seltenen Blumen vor ihren Füßen, und der blaue Himmel könnte überall sein. »Ich werde herausfinden, wer du bist, egal ob du dich George Turgov, Rodney Turek, Milton Turlington, Walter Turofsky oder sonst wie nennst. Ich werde herausfinden, was du

mit John Mallins gemacht hast. Und ich werde herausfinden, wie meine Mutter an dieses Foto gekommen ist«, erklärt sie mit einer Entschlossenheit, die sie selber erstaunt. »Und wenn es mich umbringt.«

24

Keine fünf Minuten später hat sich Amanda zu dem violetten Pullover eine schwarze Jeans angezogen und hastet, die Handtasche über die Schulter geworfen, das Handy am Ohr, die Treppe hinunter. »Geh dran, verdammt«, murmelt sie und hantiert in der Halle umständlich mit ihren Stiefeln herum. »Los, Ben, ich hab nicht die ganze Nacht Zeit.«

Nach dem vierten Klingeln wird ihr Anruf abgenommen.

»Hallo?«, fragt eine verschlafene Stimme. Eine Frauenstimme, wie Amanda schlagartig klar wird, und ein frischer Schub Adrenalin überdeckt das leichte Stechen der Enttäuschung.

»Hi, Jennifer. Tut mir Leid, dass ich so spät noch anrufe. Ich muss Ben sprechen.«

»Wer ist da?«

»Hier ist Amanda«, erwiderte sie. Ohne ihre Verärgerung zu kaschieren. Was ist los mit der Frau? Wer sollte Ben um diese Zeit sonst anrufen?

»Wer?«

»Hol mir einfach Ben an das verdammte Telefon, Jennifer. Dies ist ein Notfall.«

»Sie möchten Ben und Jennifer sprechen? Wollen Sie mich verarschen?«, und dann ist die Verbindung unterbrochen.

»Ben und Jennifer – Scheiße!«, brüllt Amanda in die folgende Stille, während in ihrem Kopf ungewollt Bilder des einst berüchtigten Hollywood-Paares aufflackern. »Oh, das ist perfekt. Perfekt.« Sie wischt die Bilder mit einer Handbewegung beiseite, wählt erneut, diesmal besonders sorgfältig darauf bedacht, die richtige Nummer einzutippen, wobei sie allerdings die Vorwahl vergisst – vor acht Jahren musste man für ein Ortsgespräch noch keine Vorwahl wählen –, und lauscht einer

ärgerlichen Bandaufnahme, die sie auffordert, es später wieder zu versuchen. »Ich will es aber nicht noch mal versuchen.« Amanda steckt das Handy wieder vorsichtig in ihre Handtasche, um das Foto und die Visitenkarten nicht zu verknicken, die sie in einen rosafarben Briefumschlag mit Blumenrand gesteckt hat – der zusammen mit dem entsprechenden Briefpapier praktischerweise in der untersten Schublade ihrer alten Kommode bereitlag. Sie schlüpft mit nackten Füßen in ihre Stiefel, deren Futter sich weich und warm um ihre Zehen schmiegt, holt ihren Parka aus dem Garderobenschrank, wirft ihn über, öffnet die Haustür und schlüpft in die Ärmel, während ein böiger Wind ihr Schneeflocken in die Augen weht. »Könnten wir bitte was wegen des Wetters unternehmen?«, schreit sie den schwarzen Himmel an, bevor sie die Stufen und den Weg hinunterhastet, den sie am Nachmittag freigeschippt hat. Auf der Bloor Street müsste es jede Menge Taxis geben, denkt sie und beschließt, Ben nicht noch mal anzurufen. Es ist bestimmt besser, einfach vor seiner Tür aufzukreuzen und ihn persönlich mit den Fakten zu konfrontieren. Und wenn Jennifer bei ihm ist, na und? Welchen Unterschied macht das? Am Freitag ist der ganze Schlamassel so oder so vorbei, und sie sitzt in dem nächsten Flugzeug zurück nach Florida. Und dann wird sie Ben nie wieder sehen, egal wie viele Fremde ihre Mutter noch niederschießt.

Eigentlich wäre es sogar ganz gut, wenn Jennifer bei ihm ist, entscheidet Amanda, als sie die Ecke Palmerston Boulevard und Bloor Street erreicht und in beiden Richtungen vergeblich nach einem Taxi Ausschau hält. Es würde diesen romantischen Flausen ein für alle Mal ein Ende machen. Mit Romantik hatte sie ohnehin nie viel im Sinn.

Amanda sieht hinter einem heranrollenden Wagen ein Taxischild leuchten und schwenkt die Arme über dem Kopf, um die Aufmerksamkeit des Fahrers zu erregen, aber entweder sieht er sie nicht, oder er ignoriert sie mit Absicht. Jedenfalls hält er

nicht an. Genauso wenig wie der nächste Taxifahrer, der, wie sie erst zu spät bemerkt, bereits einen Fahrgast auf der Rückbank hat. »Verdammt«, murmelt sie und schlägt die Spitzen ihrer Stiefel gegeneinander, weil ihre nackten Füße trotz des Futters zu frieren beginnen. Ich hätte mir doch Socken anziehen sollen, denkt sie und läuft in östlicher Richtung die Bloor Street hinunter. »Komm schon«, jammert sie, als eine Reihe von Autos vorbeisausen.

»Wo sind denn die ganzen Scheißtaxis?«

Schließlich entdeckt sie eines, das auf der Gegenfahrbahn Richtung Norden unterwegs ist. »Nein«, ruft sie, rennt über die Straße und winkt hektisch mit den Armen. »Nicht da lang. Hier rüber. Hier rüber.« Das Taxi hält, und sie schlittert über gefrorenen Schneematsch auf den Wagen zu.

»Danke«, flüstert sie leise, als sie einsteigt und automatisch den auf dem Ausweis angegebenen Namen des Fahrers registriert. Wäre es nicht komisch, falls er sich als Walter Turofsky, George Turgov, Milton Turlington oder Rodney Turek herausstellen würde, denkt sie und muss beinahe laut lachen, als sie liest, dass er Igor Lavinsky heißt.

»Wohin?«, fragt der Mann über die Schulter. Er hat teigige Haut und tiefe Falten. Dunkelbraunes Haar fällt über seine Stirn in seine übernatürlich dunklen Augen. In seinem Mundwinkel hängt eine halb gerauchte Zigarette, obwohl ein deutlich sichtbares Schild am Armaturenbrett die Fahrgäste auffordert, nicht zu rauchen.

»Harborside«, sagt Amanda und wackelt mit den Zehen in ihren Stiefeln, um sie zu wärmen. Sie lehnt sich zurück, atmet tief aus und sieht, wie ihr Atem in der kalten Luft beschlägt und Gestalt annimmt wie ein aus einer Flasche befreiter Geist.

»Alles okay?«, fragt der Fahrer und kneift im Rückspiegel die Augen zusammen. »Sie nicht übergeben in meinem Taxi, ich hoffe.«

»Nein. Oh nein. Mir ist nicht schlecht, mir ist nur kalt.«

»Kalt. Ja, ist sehr kalt. Aber Mantel sieht aus warm.«

»Ja«, stimmt Amanda ihm zu und imitiert unbewusst den starken russischen Akzent des Mannes, während sie den Mantelkragen fest an ihren Hals drückt. »Mantel ist sehr warm.«

»Schöner Mantel«, stellt der Mann noch fest, bevor er das Ende der Unterhaltung signalisiert, indem er das Radio einschaltet, wo ein wehmütiges Saxofon klagt.

Fünf Minuten später steigt Amanda aus dem Taxi und hastet zu der großen Glastür am Eingang von Bens Apartmentgebäude. Der vom See her wehende Wind zerzaust ihr Haar in hundert kleine Strähnchen, die ihr ins Gesicht schlagen, stemmt sich ihr entgegen, als sie die halb geöffnete Tür aufstoßen will, und fegt schließlich an ihr vorbei in das Marmorfoyer, als wollte auch er der Kälte entkommen. Zitternd streicht Amanda sich die Haare aus den Augen und überfliegt die Liste der Bewohner, bis sie schließlich Bens Namen entdeckt und die entsprechende Nummer drückt.

»Komm hoch. Nummer zehn-zwölf, falls du es vergessen hast«, erklärt er über die Gegensprechanlage, ohne zu fragen, wer dort ist. Hat er sie mit dem Taxi ankommen sehen? Hat er eine Eckwohnung, aus der er sowohl auf den Ontario-See als auch auf den Lake Shore Boulevard blicken kann? Mit einem Summen öffnet sich die Innentür, und Amanda eilt in die große, ebenfalls in Marmor gehaltene Lobby, wo sie flüchtig die geschmackvolle Einrichtung und die modernen Wandbehänge neben den Fahrstühlen bewundert. Zum Glück steht ein Aufzug mit offener Tür bereit, und sie drückt auf den Knopf für den 10. Stock.

»Wieso hast du so lange gebraucht?«, fragt er, als er die Tür öffnet. Dann stutzt er und fragt überrascht: »Amanda?«

»Weißt du nicht, dass es gefährlich ist, Leute ins Haus zu lassen, ohne zu fragen, wer es ist?«

»Ich habe angenommen, ich wüsste, wer es ist.« Er blickt den Flur hinunter.

»Man darf sich nie auf Vermutungen verlassen. Hat man dir das im Jurastudium nicht beigebracht? Willst du mich jetzt hereinbitten oder was?«

Ben blickt ein weiteres Mal in den leeren Flur, als würde er sich vielleicht doch lieber für »Oder was« entscheiden, bevor er zur Seite tritt, um sie hereinzulassen. »Was machst du denn hier?«, fragt er und sieht zu, wie sie sich auf den hohen schwarzen Tisch unter dem ovalen Spiegel in seinem kleinen Flur stützt und die Stiefel auszieht. »Gütiger Gott – du bist bei dem Wetter ohne Strümpfe rausgegangen?«

»Ich hatte es eilig.« Sie zieht ihren Mantel aus. »Können wir den irgendwo aufhängen?«

»Kannst du mir sagen, was du hier machst?«

»Ich muss dir etwas zeigen?«

»Du meinst, außer deinen lila Zehen?«

»Passend zu meinem Pullover«, albert Amanda, geht wie selbstverständlich in sein Wohnzimmer und stellt fest, dass sie sich unter den gegebenen Umständen eigenartig wohl fühlt. Immerhin ist ihr kalt, es ist kurz vor Mitternacht, sie steht mit nackten Füßen und steif gefrorenen Zehen in der Wohnung ihres Ex-Mannes, welcher offensichtlich nervös die Ankunft seiner neuen Freundin erwartet. Ganz zu schweigen davon, dass sie eine Handtasche umklammert hält, die schwer beladen ist mit verwirrenden neuen Informationen. Und trotzdem fühlt sie sich … wie? Glücklich. Friedlich. Ja, sogar gelassen. Wie das Renoir-Mädchen auf der Schaukel, denkt sie und beugt sich in einen imaginären Sonnenstrahl vor.

»Hast du getrunken?«, fragt Ben, der ihr ins Wohnzimmer gefolgt ist.

»Nein, obwohl das eine wunderbare Idee wäre.«

Er zuckt mit den Schultern, als hätte er sich damit abgefunden, nicht mehr Herr seines eigenen Refugiums zu sein.

»Was darf es sein?«

»Eine Tasse Tee?«

»Du willst einen Tee?«

»Pfirsich-Himbeere, wenn sich das machen lässt.«

»Pfirsich-Himbeere«, wiederholt er murmelnd und geht kopfschüttelnd in die Küche.

Amanda lässt den Blick durch das leger möblierte Wohnzimmer und den Essbereich schweifen. Die Wände sind beige, das Sofa hat einen sanft karamellfarbenen Wildlederbezug, der nicht ganz zu dem schwarzen Sessel direkt gegenüber passt. Um einen rechteckigen Glastisch stehen sechs rauchgraue Plastikstühle, an der Wand hängen mehrere abstrakte Gemälde mit geometrischen Figuren, auf der anderen Seite ist die verglaste Front mit Blick auf den See. Amanda geht zum Fenster, lehnt ihre Stirn an die Scheibe, späht in die Dunkelheit und hat das Gefühl, als könnte sie beinahe das Rauschen der Wellen des eisigen Ontario-Sees hören.

»Ich habe keinen Pfirsich-Himbeer-Tee«, verkündet Ben aus der Küche. »Ich habe nur Red Rose.«

»Dann eben Red Rose.« Amanda sieht von der Tür aus zu, wie Ben den Kessel mit Wasser füllt und einen Teebeutel in einen mit aufgedruckten Sonnenblumen verzierten Becher hängt. »Ich mag deine Wohnung«, erklärt sie ihm und setzt sich an den kleinen Glastisch.

»Warum bist du hier?«

»Ich weiß, wer Turk ist.«

»Was? Wie?«

»Ich habe etwas gefunden. Im Haus meiner Mutter.«

Ben setzt sich ihr gegenüber, beugt sich auf die Ellenbogen gestützt vor und lauscht ihr mit voller Konzentration. Er trägt Jeans und ein blaues Hemd mit offenem Kragen. Amanda denkt, dass er noch nie so gut ausgesehen hat.

»Was hast du gefunden?«

»Die hier.« Amanda zieht den pinkfarbenen Umschlag aus ihrer Handtasche, entnimmt die Visitenkarten und breitet sie auf dem Tisch aus.

»Was ist das?«

»Schau es dir selbst an.«

»›AAA Wasserreinigungssysteme, Walter Turofsky, Verkaufsleiter‹«, liest Ben und lässt seinen Blick besorgt von einer Karte zur nächsten wandern. »›AAA Bodenbeläge, Milton Turlington, Handelsvertreter … Rodney Turek … George Turgov‹.« Ben sieht Amanda an.

»Turk«, sagt sie, als ihre Blicke sich treffen.

»Wo hast du die gefunden?«

»In dem unbenutzten Schlafzimmer«, erklärt Amanda einfach, um ihm die grausigen Details ihrer Expedition zu ersparen. »Ich muss sie beim ersten Mal übersehen haben.«

»Sonst noch was?«

Amanda schiebt Ben das Foto hin, das sie gefunden hat.

»Das ist unser Mann mit seiner Tochter Hope. Wahrscheinlich vor etwa vier Jahren aufgenommen.«

»Wie kommt es in den Besitz deiner Mutter?«

»Ich weiß nicht.«

»Glaubst du, dass sie das Foto gemacht hat?«

»Ich weiß nicht.«

»Was genau *wissen* wir eigentlich?«

»Ich weiß nicht.«

Er lächelt. »Okay. Also gut, da sind wir wieder.« Der Kessel pfeift, Ben springt auf und gießt kochendes Wasser in den bereitstehenden Becher. »Milch und Zucker?«

Amanda nickt. »Und was glaubst du, was das zu bedeuten hat?« Sie legt die Hände um den Becher, den er ihr reicht, und spürt die Sonnenblumen in ihren Handflächen glühen.

»Es bedeutet, dass wir noch etwas haben, was wir deine Mutter fragen müssen.«

»Glaubst du, sie wird uns irgendwas erzählen?«

»Wahrscheinlich nicht.« Er blickt verstohlen auf seine Uhr. »Trink deinen Tee.«

»Versuchst du mich loszuwerden?«

Nach einer langen, nur von seinem Lächeln gemilderten Pause sagt er: »Ich weiß ehrlich gesagt nicht genau, was du hier machst.«

Amanda weist auf ihre auf dem Tisch liegenden Fundstücke. »Du meinst, das hätte den Weg zu dir nicht gelohnt?«

»Ich denke, es hätte bis morgen warten können.«

Amanda spürt seinen sanften Tadel mit derselben Wucht, als hätte er ihre Schultern gepackt und sie durchgeschüttelt. Er hat natürlich Recht. Es hätte locker bis morgen warten können. Er hat ihren Enthusiasmus offensichtlich völlig anders gedeutet und angenommen, dass ihr Besuch in Wirklichkeit mit ihm und nicht mit ihrer Mutter zu tun hat. Sie hat sich zum Idioten gemacht, merkt sie, als sie sich plötzlich mit seinen Augen sieht und das Bild verächtlich, ja sogar – wie hatte er es einmal genannt? – verzweifelt findet. Sie muss hier raus. Sie trinkt einen großen Schluck Tee, verbrennt sich die Zungenspitze, und Dampf steigt ihr in die Augen, sodass ihre Augen tränen. »Verdammt, ich hab mir die Zunge verbrannt.«

»Ich hab gesagt, du sollst deinen Tee trinken, nicht in einem Zug hinunterkippen.«

»Ich kann wohl gar nichts richtig machen, was?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Hör zu, du willst mich offensichtlich loswerden. Gut. Ich bin schon weg.« Sie springt auf und versucht mit vor Wut zitternden Händen vergeblich, das Foto und die Visitenkarten wieder in ihrem hübschen pinkfarbenen Umschlag zu verstauen. Schließlich gibt sie es auf und wirft sie lose in ihre Handtasche. »Danke für den Tee. Und entschuldige die Störung.« Sie stapft in den Essbereich und stößt mit der Hüfte gegen den Glastisch. »Scheiße!«, brüllt sie, denkt, dass das einen fetten blauen Fleck geben wird, und beschleunigt ihre Schritte.

Ben folgt ihr und streicht sanft über ihren Ellenbogen.

»Amanda, warte. Was machst du?«

»Ich gehe, bevor die nächste Schicht kommt.« Sie schüttelt seine Hand ab und geht durchs Wohnzimmer in den kleinen Flur. »Davor hast du doch Angst, oder? Dass Jennifer uns zusammen sehen und die falschen Schlüsse ziehen könnte?« Sie schlüpft in einen der immer noch eiskalten Stiefel und beginnt, sich mit dem zweiten abzumühen.

»Amanda, warte«, sagt er noch einmal.

»Was?« Sie blickt zu ihm auf; ihr rechter Fuß schwebt über dem Schaft des störrischen Stiefels.

»Wären ihre Schlüsse wirklich so falsch?«, fragt er schlicht.

Einen Moment lang hört man nur ihrer beider Atem.

»Wovon redest du überhaupt?«

»Also, ich war offensichtlich nie besonders gut darin, dich zu deuten. Vielleicht lieg ich ja völlig daneben.«

»Du liegst völlig daneben«, stimmt Amanda ihm zu.

»Du kreuzt nur mitten in der Nacht in meiner Wohnung auf …«

»Mitternacht ist ja wohl kaum mitten in der Nacht.«

»… mit Informationen, die, so faszinierend sie auch sein mögen …«

»Tut mir Leid, dass ich dich gestört habe. Ich dachte, es würde dich vielleicht interessieren.«

»… auch bis morgen hätten warten können.«

»Als ich das letzte Mal Informationen vorenthalten habe, bist du wütend geworden.«

»Ich war wütend, weil du einfach planlos alleine losgelegt und dich damit in Gefahr gebracht hast.«

»Jetzt bin ich aber nicht in Gefahr«, sagt Amanda.

»Und ich bin nicht derjenige, der wütend ist.«

Amanda strampelt mit dem rechten Fuß, bis der halb angezogene Stiefel Richtung Tür segelt. »Okay, so kommen wir nicht weiter. Und subtile Andeutungen waren noch nie meine Stärke, also spuck es aus. Was genau willst du sagen? Dass du glaubst, ich wäre hierher gekommen, um dich zu verführen?«

»Bist du?«

»Ich bin gekommen, weil ich etwas gefunden habe, das ich für potenziell wichtig gehalten habe. Und vielleicht hätte es auch bis morgen warten können, mag sein. Aber *ich* nicht. Und das war vielleicht egoistisch, aber ich war aufgeregt und durcheinander und wusste, dass ich sowieso nicht wieder einschlafen würde. Ich hab versucht, dich anzurufen, aber ich hab mich verwählt, und dann habe ich es noch mal versucht, aber die Vorwahl vergessen, und ich konnte einfach keine Minute länger in diesem Haus bleiben. Es hat mich wahnsinnig gemacht. Ich musste da raus. Und wohin, wenn nicht hierher, hätte ich gehen sollen? Und es tut mir wirklich Leid. Entschuldige, dass ich dich gestört habe. Entschuldige, dass du den falschen Eindruck bekommen hast. Entschuldige alle schrecklichen Dinge, die ich dir je angetan habe.«

»Tut es dir Leid, dass du mich geheiratet hast?«

Die Frage erwischt sie unvorbereitet und raubt ihr für den Bruchteil einer Sekunde den Atem. Sie schüttelt den Kopf. »Nein, das tut mir nicht Leid.«

Er lächelt. »In dem Fall ist deine Entschuldigung angenommen.«

Amanda versucht, sein Lächeln zu erwidern, doch es kommt nur ein Zucken ihrer Lippen dabei heraus. »Danke.«

»Mir tut es auch Leid.«

»Was?«

»Dass ich so daneben lag und so egoistisch war.« Er zuckt mit den Schultern, streckt beide Hände halb aus und verharrt so, als wüsste er nicht, was er als Nächstes tun soll.

»War wahrscheinlich bloß Wunschdenken.«

Wieder hat Amanda das Gefühl, dass ihr der Atem aus der Lunge gesaugt wird. »Was soll das heißen?«

»Was glaubst du?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Sag es mir lieber.«

»Was soll ich dir sagen? Dass ich dich so dringend umarmen möchte, dass ich kaum noch geradeaus gucken kann? Dass ich dir diesen blöden lila Pullover vom Leib reißen wollte, seit du zur Tür reingekommen bist?«

»Du magst kein Lila?« Mit einem Griff zieht sich Amanda den Mohair-Pullover über den Kopf und wirft ihn in Richtung des hohen Tisches an der Wand. Einen Fuß in einem schweren Lederstiefel, den anderen nackt und mit erwartungsvoll bebenden, nackten Brüsten steht sie vor ihrem Ex-Mann. »Kann ich dich jetzt verführen?«

Und plötzlich ist sie in seinen Armen, er presst seinen Mund auf ihren, und sie öffnet die Lippen, um seine sanfte Zunge zu empfangen, die sich genauso anfühlt wie beim ersten Mal, als sie sich geküsst haben, jeder Kuss von derselben drängenden Zärtlichkeit, nur dass es heute noch viel besser ist, weil seine

Hände, die über ihren Körper gleiten, jetzt erfahren und wissend sind, als hätten sie nie aufgehört, sie zu berühren, als wären sie nie getrennt gewesen, als ob es schon immer so gewesen wäre und für immer so sein würde.

Es klingelt.

Sie lösen sich aus ihrer Umarmung.

Für immer ist vorbei.

»Scheiße«, sagt er und blickt zur Tür.

»Scheiße,« bestätigt sie und sieht ihn an.

So stehen sie, bis es zum zweiten Mal klingelt.

»Du musst nicht aufmachen«, sagt sie.

»Wenn ich nicht aufmache, geht sie weg.«

»Das ist der Plan.«

»Und du?«, fragt er, hebt den Blick und sieht sie direkt an. »Wann gehst du weg?«

Amanda atmet tief ein. Was sie sagen möchte, ist: *nie*. Was sie sagt, ist: »Freitag, spätestens Samstag.«

Ben bückt sich nach ihrem Pullover auf dem Fußboden.

»Das dachte ich mir«, sagt er, als es zum dritten Mal klingelt.

»Gerettet vom sprichwörtlichen Klingeln.« Amanda nimmt ihm den Pullover ab, streift ihn über den Kopf, während er auf die Taste der Gegensprechanlage drückt.

»Jennifer?«, hört Amanda ihn sagen und vergräbt ihren Kopf in der dicken Mohair-Wolle wie eine Schildkröte unter ihrem Panzer. Die weichen Härchen kitzeln in ihrer Nase.

Jennifers Stimme erfüllt den Flur. »Da bist du ja. Ich hab mir schon Sorgen gemacht.«

»Tut mir Leid. Ich war im Bad. Komm hoch. Apartment 1012.«

»Schon unterwegs.«

»Sie ist schon unterwegs«, äfft Amanda sie nach, als sie mit dem Kopf wieder aus ihrem Pullover auftaucht und feine Härchen ausspuckt. Sie fischt den Stiefel vom Boden, ihren Mantel von der Garderobe, öffnet die Wohnungstür und tritt in den Flur. »Keine Sorge. Ich pass auf, dass sie mich nicht sieht.«

»Wohin gehst du jetzt?«

»Oh, ich bin sicher, ich finde jemanden, der mit mir schlafen will.«

»Amanda …«

»Mir geht es gut, Ben. Es war die Laune eines Augenblicks. Es hat nicht sollen sein. Kein Weltuntergang. Ehrlich.«

Er nickt einsichtig. »Bis morgen dann?«

»Punkt zwei.« Amanda geht, ohne sich zu verabschieden. In dem Flur auf der anderen Seite des Aufzugs bleibt sie stehen, bis sie hört, dass der Fahrstuhl hält und die Tür aufgeht. Leise Schritte entfernen sich rasch über den Teppich, und am Ende des Flures geht eine Tür auf.

»Hey, du«, sagt eine Frauenstimme liebevoll.

»Hey, du«, ertönt Bens Stimme wie ein Echo.

Die Stimmen verschwinden in seiner Wohnung, und Amanda drückt auf den Fahrstuhlknopf. Die Kabinentür öffnet sich unverzüglich, und Amanda tritt in den frischen Limonenduft.

25

Am nächsten Morgen um halb zehn schreckt Amanda aus dem Schlaf und fragt sich, (a) welcher Tag es ist, (b) wo sie ist und (c) *wer* sie ist. Die ersten beiden Fragen lassen sich sehr viel leichter beantworten als die dritte. Es ist Mittwoch, und sie ist im Wohnzimmer ihrer Mutter, wo sie seit Mitternacht auf einem unbequemen Sofa gelegen, die Plastikpflanze auf dem Kaminsims angestarrt und an das gestrige Fiasko mit Ben gedacht hat. »Ich war definitiv nicht ich selbst gestern Abend«, erklärt sie mit Nachdruck, steht auf, stolpert zum Fenster, zieht die staubigen weißen Stores auf und schirmt die Augen gegen die überraschend helle Sonne ab.

Was sie sieht: eine verlassene Straße, die in der Zeit erstarrt scheint wie das Bild auf einer Weihnachtskarte. Der weiße Schnee, der die Vorgärten der Häuser zu beiden Seiten der Straße bedeckt, glitzert wie hartes Metall. Riesige Klumpen gefrorenen Matsches sind wahllos von der Mitte der Straße an den Bordstein geschaufelt worden, wo sie in unregelmäßigen Abständen leicht vorgebeugt stehen wie betrunkene Wachposten und das Parken unmöglich machen. Mehrere Wagen sind halb auf der Straße stehen gelassen worden, und ihr Heck ragt gefährlich auf die Fahrbahn. »Sieht kalt aus«, murmelt Amanda, schlingt die Arme um ihren Körper und spürt das weiche Kitzeln der Mohairwolle auf ihren Handflächen, während sie versucht, Bens Hände zu vergessen, die durch die feine Wolle nach ihrer Haut tasten.

Was hatte sie bloß geritten?

»Ich muss duschen«, verkündet Amanda dem leeren Haus.

Und geht zu der Treppe, die hinaufzusteigen sie gestern Nacht zu müde und zu ängstlich gewesen ist, obwohl es ihr heute Morgen ein Rätsel ist, wovor genau sie sich gefürchtet hat. Hat

sie geglaubt, die Puppen könnten sie aus Rache dafür, dass sie ihren Ruheplatz so achtlos zerstört hatte, in ihrem Bett angreifen? Oder hatte sie Angst, an irgendeinem unmöglichen Ort auf weitere versteckte Geheimnisse zu stoßen? »Mein Herz zum Beispiel?«, höhnt sie, als sie ohne einen Seitenblick zu den Schlafzimmern direkt das Bad ansteuert. »Verdammt unwahrscheinlich.« Sie dreht die Dusche an und hält die Hand unter den altmodischen Duschkopf. Bei dieser Dusche hat es immer ewig gedauert, bis das Wasser heiß wird, erinnert sie sich und muss lächeln, als ein Sturzbach kalten Wassers auf ihre ausgestreckte Hand niedergeht, seltsam getröstet von der Gewissheit, dass sich zumindest ein paar Dinge nicht verändert haben. Sie schneidet eine Grimasse, als sie über dem Waschbecken ihr Spiegelbild sieht und feststellt, dass der lila Pullover die Ringe unter ihren Augen betont. Sie zieht den Pullover über den Kopf und wirft ihn in Richtung Flur. Wie gestern Nacht, denkt sie.

»Oh Gott«, stöhnt sie, wendet den Blick zur Decke und spürt Bens Lippen auf ihren, seine Hände auf ihren Brüsten und ihrem Hintern, seine Finger, die an dem Reißverschluss ihrer Hose fummeln. »Verdammt«, sagt sie laut, zieht hastig ihre Hose aus und steht nackt im Bad ihrer Mutter. Es war ein Segen, dass just in diesem Moment Jennifer aufgekreuzt ist. Ihr Leben ist im Moment ohnehin verwirrend genug. Da musste sie zu der Konfusion nicht noch beitragen, indem sie mit ihrem Ex-Mann schlief.

Trotzdem konnte sie sich nicht erinnern, wann ein Mann sie zum letzten Mal abgewiesen hatte.

Und warum hatte sie nicht einfach ein Taxi zum Metro Convention Center genommen und Jerrod Sugar mit einem weiteren Betthupferl überrascht? »Hatte ich, war ich schon«, meint sie achselzuckend, während dichte Dampfschwaden durch das kleine Badezimmer treiben. Außerdem könnte Jerrod Sugar konfrontiert mit weiteren nächtlichen Überraschungen einen

Herzstillstand erleiden. Lächelnd steigt sie in die Wanne, zieht den Duschvorhang zu und erinnert sich an den verdutzten Gesichtsausdruck des Mannes, als Ben mitten in der Nacht unerwartet in ihrem Hotelzimmer stand. »Gleichstand«, entscheidet sie, hält den Kopf unter den Wasserstrahl und lässt das inzwischen heiße Wasser in ihren offenen Mund fließen. »Jeweils ein nächtlicher Überraschungsbesuch.«

Quitt, erledigt, vorbei und fertig.

Aber das sind sie noch nicht. Und das weiß sie.

Sie nimmt das Shampoo vom Wannenrand, wäscht sich die Haare und lässt sich den Schaum in die Augen fließen, um einen Vorwand zum Weinen zu haben. »Das ist einfach so blöd. Du bist blöd«, wiederholt sie und massiert sich wütend die Kopfhaut. »Ich kann nicht glauben, dass du hier zwanghaft über einen Mann rumphantasierst, den du vor Jahren verlassen hast.« Das Shampoo fließt aus ihren Haaren und breitet sich über ihre Schultern wie ein Seidenschal, der sich an ihren Brustwarzen verfängt. Sie spürt die Berührung von Bens Fingern, greift nach der Seife und rubbelt die Erinnerung ungehalten weg. »Hatte ich. War ich schon. Weißt du nicht mehr?«

Amanda stellt die Dusche ab, trocknet sich mit einem dünnen weißen Handtuch ab und sucht in dem Schrank unter dem Waschbecken nach einem Föhn. Es ist lediglich mein Ehrgeiz, der geweckt ist, denkt sie, und keine schlummernden romantischen Gefühle. Sie mag es einfach nicht, eine andere Frau gewinnen zu sehen. Das ist alles.

Unter einer ungeöffneten Tüte mit Wattepads, mindestens einem halben Dutzend Duschhauben und mehreren Rollen weißem Klopapier findet sie einen uralten Föhn und sonst nichts von Bedeutung. »Gott sei Dank«, flüstert sie, zielt mit dem Föhn auf ihren Kopf und schaltet ihn ein, als würde sie einen Abzug drücken. Heiße Luft prallt auf ihre Schläfe, und ihr feuchtes Haare flattert ihr ins Gesicht. Genau wie gestern Abend vor

Bens Haus, denkt sie. »Oh nein. Nicht das schon wieder.«

Sie verdrängt alles außer dem Summen des Motors, bis ihre Haare trocken sind, und zieht ihre neue dunkelblaue Hose und ihren blauen Pullover an. Sie weiß, dass sie sich um die Reste der zertrümmerten Bühne in dem unbenutzten Schlafzimmer kümmern sollte, ganz zu schweigen von den Puppen, die die ganze Nacht auf dem Bett gelegen haben und eigentlich in ihr sicheres Versteck im Kleiderschrank zurückgebracht und darüber beruhigt werden müssten, dass alles in Ordnung ist. »Später«, sagt sie auf dem Weg in die Küche, wo sie sich ein Omelette aus drei Eiern brät und an einem Granny-Smith-Apfel knabbert, während sie in ihrer Handtasche nach den Visitenkarten kramt, die sie gestern Abend entdeckt hat. Sie breitet sie auf dem Küchentisch aus und studiert sie nacheinander. Walter Turofsky, Milton Turlington, Rodney Turek, George Turgov. Offensichtlich falsche Visitenkarten, nützliche Requisiten eines Mannes, der sich Turk nannte. Nur wer von ihnen war er wirklich? Oder war er keiner der oben Genannten, sondern noch ein ganz anderer? Und gibt es irgendeine Möglichkeit, das herauszufinden? »Denk nach«, ermahnt sie sich energisch. »Du bist ein kluges Mädchen. Du kriegst das hier raus.«

Eine Frau mit einem runden, von einem weichen Mopp aus dunkelbraunen Locken gerahmten Gesicht zwinkert ihr von der anderen Seite des Zimmers schelmisch zu.

»Rachel Mallins«, sagt Amanda und steht auf, um das Telefonbuch aufzuschlagen »… Malcolm, Malia, Mallinos … Mallins, A …. Mallins, L …. Mallins, R.«

Das Telefon wird gleich beim ersten Klingeln abgenommen, beinahe so als hätte Rachel ihren Anruf erwartet.

»Hallo?«

»Rachel, hier ist Amanda Travis.«

»Ich hatte Recht, stimmt’s?«, fragt Rachel sofort.

»Ich habe die Todesanzeigen der vergangenen Monate durchgesehen. John Mallins' Mutter war nicht darunter.«

»Und der Mann selbst? Konnten Sie herausfinden, wann er geboren ist?«

»In seinem Pass ist der 14. Juli als Geburtstag angegeben. Damit hatten Sie auch Recht.« Schweigen. »Rachel? Sind Sie noch da?«

»Ich bin hier«, sagt sie mit tränenerstickter Stimme.

»Sonst noch was?«

»Die Obduktion hat offenbar ergeben, dass das Opfer zehn bis fünfzehn Jahre älter war, als in seinem Pass angegeben, und dass er sich einer plastischen Operation unterzogen hat. Möglicherweise hat er sich die Nase verändern lassen.«

»Dann hat das Schwein meinen Bruder also wirklich umgebracht.«

»Rachel, hat Ihr Bruder jemals einen Mann namens Walter Turofsky erwähnt?«

»Walter Turofsky? Nein, ich glaube nicht.«

»Wie ist es mit Milton Turlington?«

»Nein.«

»Rodney Turek … George Turgov?«

»Nein. Wer sind diese Männer?«

»Denken Sie nach«, sagt Amanda. »Turofsky, Turlington, Turek, Turgov …«

»Turk«, flüstert Rachel heiser. »Glauben Sie, dass das Decknamen sind?«

»Verbrecher sind für gewöhnlich ebenso faul wie phantasielos. Sie neigen dazu, sich an das Bekannte zu halten.«

»Wo haben Sie diese Namen gefunden?«

»Ich habe einen Packen falscher Visitenkarten entdeckt, die im Haus meiner Mutter versteckt waren.«

»Ihrer Mutter?« Rachels Stimme ist der Schock anzuhören. »Was hat Ihre Mutter mit der Sache zu tun?«

Der Schock überträgt sich auf Amanda. »Meine Mutter?«

Wovon redet Rachel? »Wovon reden Sie?«

»Sie haben gesagt, dass Sie im Haus Ihrer Mutter einen Packen falscher Visitenkarten entdeckt haben.«

»Meiner Mutter? Nein. Ich sagte, meiner Mandantin.«

Schweigen. »Oh Verzeihung. Mein Fehler. Und was jetzt? Zurück zu den Todesanzeigen?«

»Was?« Amanda hört das Zittern in ihrer Stimme. Ist es möglich, dass sie wirklich *Mutter* gesagt hat? »Warum sollte ich die Todesanzeigen noch einmal durchgehen?«

»Denken Sie nach«, weist Rachel sie an, wie Amanda sie eben gedrängt hat. »Beim letzten Mal haben Sie eine Frau namens Mallins gesucht. Aber wenn wirklich irgendjemandes Mutter gestorben ist, hätte sie Turlington oder Turgov geheißen oder wie die Namen noch gingen.«

»Turek oder Turofsky.«

»Tur-irgendwas jedenfalls.«

Amanda seufzt, nicht besonders erpicht darauf, ein weiteres Mal die Bibliothek aufzusuchen.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragt Rachel, die ihren Seufzer richtig gedeutet hat.

»Nein«, erklärt Amanda ihr eilig. Dies ist eine Sache, die sie allein erledigen muss. Außerdem hat sie schon zu viel geredet. Konnte es wirklich sein, dass sie sich versprochen und *Mutter* statt *Mandantin* gesagt hatte? Gut, dass Rachel wie die meisten Menschen bereit war, den Beweis ihrer eigenen Wahrnehmung zu ignorieren.

»Sie halten mich auf dem Laufenden?«

»Selbstverständlich.«

»Danke. Oh, und Amanda«, fügt sie hinzu, als Amanda schon auflegen will.

»Ja?«

»Umarmen Sie Ihre Mutter von mir, wenn Sie sie das nächste Mal sehen, ja?«

Und dann ist sie weg.

»Scheiße.« Amanda legt den Hörer auf. »Scheiße.« Ein paar Minuten lang bleibt sie reglos sitzen. »Umarmen Sie Ihre Mutter von mir«, wiederholt sie staunend. »Am jüngsten Tag.« In der Stille spürt sie, wie ihre Mutter die Arme zu einer Umarmung ausstreckt.

Ich glaube nicht, dass ich dir je gesagt habe, wie schön du bist.

»Mannomann! Ich hab genug von dem Mist!« Sie schnappt sich wieder das Telefonbuch, schlägt den Teil mit Nummern der öffentlichen Verwaltung auf und sucht die Nummer der City Hall. Es muss doch einen leichteren Weg geben, als noch einmal sämtliche Todesanzeigen durchzugehen, denkt sie und verdrängt alle unerwünschten Bilder und Gedanken. Es muss doch ein zentrales Register geben. Amanda wählt die Nummer und wappnet sich gegen eine Bandansage, die ihr ihre verschiedenen Wahlmöglichkeiten erläutert.

»City Hall. Hier spricht Davia.«

»Davia? Sie meinen, Sie sind echt.«

»Aus Fleisch und Blut«, erwidert die Frau, und sofort taucht ein weiteres ungelegenes Bild, diesmal von Ben, vor Amandas Augen auf. Sie schiebt es unverzüglich beiseite und stellt sich stattdessen Davia vor, die sie sich als große schlanke Brünette mit hoher Stirn und großen pendelförmigen Brüsten ausmalt. »Wie kann ich Ihren Anruf weiterleiten?«, fragt Davia.

Amanda zögert, weil es in ihrem Kopf derart von uneingeladenen Gästen wimmelt, dass es ihr schwer fällt, sich an den Grund ihres Anrufs zu erinnern.

»Hallo? Sind Sie noch da?«

»Gibt es eine Art Sterberegister?« Die Frage schießt aus Amandas Mund wie eine Kugel aus einem Revolver.

»Nein, ich fürchte, so etwas haben wir nicht«, antwortet Davia, als ob man ihr diese Frage täglich stellt.

»Und wie könnte ich herausfinden, ob jemand im vergangenen Monat in der Stadt gestorben ist?«

»Da schauen Sie am besten die Todesanzeigen der Zeitungen durch«, sagt Davia, wie Amanda bereits befürchtet hat.

»Die Stadtbibliothek hat ein wunderbares Zeitungsarchiv.«

Wunderbar, denkt Amanda und muss beinahe lachen.

»Und wenn niemand eine Anzeige aufgegeben hat?«

»Nun, in diesem Fall könnten Sie vermutlich eine Anfrage an die Provinzverwaltung richten, aber dafür muss die betreffende Person seit mindestens siebzig Jahren tot sein.«

»Siebzig Jahre? Nein, die betreffende Person ist erst kürzlich gestorben. Hören Sie, ich verstehe nicht, warum das so schwierig sein soll. Gibt es überhaupt keine öffentlich zugänglichen Unterlagen über Todesfälle?«

»Nein, gibt es nicht.«

»Sind sie geheim?«

»Nein, das auch nicht. Nur nicht öffentlich.«

»Oh.«

»Tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann.«

»Danke«, sagt Amanda, statt sich zu verabschieden.

»Stadtbibliothek, ich komme.« Als sie ihre Stiefel anzieht, überlegt sie, Ben anzurufen, aber er ist bei Gericht, und was hat sie ihm im Grunde zu sagen? *Idiot – du hast deine Chance*

verpasst? »Ich glaube nicht«, sagt sie bereits zitternd, bevor sie die Haustür aufgemacht hat, und schützt ihr Gesicht von dem beißenden Wind.

Aber der Wind ist gar nicht beißend. Es weht eigentlich gar kein Wind. Und auch wenn es keineswegs mild ist, ist die Temperatur doch spürbar wärmer als gestern. Ein gutes Omen, hofft sie und will gerade in die Bloor Street einbiegen, als sie die alte Mrs. MacGiver sieht, die ihr aus dem Wohnzimmerfenster hinterherstarrt. »Beachte sie gar nicht«, flüstert sie in ihren hochgeschlagenen Mantelkragen. »Geh einfach weiter.«

Doch ungeachtet ihrer Ermahnungen findet Amanda sich wenig später vor Mrs. MacGivers Haustür wieder, wo sie auf die Klingel drückt. Was zum Teufel mache ich hier, fragt sie sich und späht, als keiner an die Tür kommt, zum Wohnzimmerfenster, wo sie allerdings auch niemanden sieht. Vielleicht habe ich ihr Angst gemacht, denkt Amanda. Vielleicht hat die alte Frau mich herüberkommen sehen und ist vor Schreck gestorben. Und was dann? Würde ihre Familie, die ohnehin denkt, dass sie schon zu lange lebt, sich die Mühe machen, eine Todesanzeige in die Zeitung zu setzen?

Doch dann hört sie das Klappern einer Kette, und die Tür wird einen Spalt breit geöffnet. Ein uraltes Gesicht blickt ihr entgegen, gekrönt von einem dünnen Heiligenschein aus weißen Haaren, die wie Unkraut aus der trockenen roten Kopfhaut sprießen.

»Ich bin’s, Amanda. Gwen Price’ Tochter«, erklärt Amanda der Frau. »Ich bin für ein paar Stunden unterwegs und habe mich gefragt, ob ich Ihnen irgendwas mitbringen soll.«

»Ich brauche ein Paar rote Schuhe«, antwortet die Frau.

»Was?«

»Dieses Wochenende ist im Royal York ein Ball«, erklärt Mrs. MacGiver, und ihre Miene wird regelrecht lebhaft, während sie die Tür ganz öffnet. Sie trägt einen alten, mit

Kaffeeflecken übersäten, gelben Kittel und dicke grau-weiße Sportsocken. »Es ist der Abschlussball unserer Schule, dieses Jahr findet er im Royal York statt. Ich habe mich so darauf gefreut.«

»Mrs. MacGiver …«

»Mein Vater wollte mich erst nicht hingehen lassen. Er ist sehr streng. Sehr streng«, wiederholt sie kopfschüttelnd, scheinbar ohne die Kälte zu spüren. »Er mag Marshall MacGiver nicht. Aber meine Mutter findet, dass er ein sehr netter junger Mann ist, und hat meinen Vater überredet, mich doch gehen zu lassen. Sie hat mir sogar ein neues Kleid gekauft.« Sie betrachtet ihre Füße. »Aber wie kann ich ohne passende Schuhe auf den Abschlussball gehen?«

»Ich fürchte, ich kann heute nicht in ein Schuhgeschäft gehen. Mrs. MacGiver. Vielleicht morgen«, schlägt Amanda vor und weicht vorsichtig zurück.

»Wohin gehst du denn dann?« Mrs. MacGivers Stimme klingt grob, beinahe anklagend.

»In die Bibliothek.«

»Ich brauche keine Bücher.«

»Ja, das weiß ich. Ich dachte bloß, dass Sie vielleicht Orangensaft oder Milch oder Tee brauchen.«

Die Frau lächelt und entblößt eine lückenhafte Zahnreihe. »Tee wäre nett.«

Amanda seufzt erleichtert. »Okay, dann bringe ich Ihnen Tee mit.«

»Ja, Tee wäre sehr nett, Red Rose, wenn sie den haben.«

Amanda spürt ihre Zungenspitze, die sie sich gestern Abend an dem Tee verbrannt hat. »Dann Red Rose.«

»Ich wusste gar nicht, dass sie in der Bibliothek Lebensmittel verkaufen«, staunt Mrs. MacGiver.

»Sie sollten jetzt wieder ins Haus gehen. Sonst erkälten Sie sich noch.«

»Ja, es ist kalt«, sagt die alte Frau. »Und vielen Dank, dass du vorbeigekommen bist. Du bist ein gutes Mädchen, Püppchen.«

Und damit fällt die Tür vor Amandas Nase zu.

Die zentrale Bibliothek ist ein imposantes Gebäude aus Glas und rotem Backstein in der Yonge Street 789. Der Bau wurde in den späten 1970ern von dem preisgekrönten Architekten Raymond Moriyama entworfen und beherbergt mehr als 4,5 Millionen Titel, die mehr als einer Million Besucher jährlich zugänglich sind. Das hat Amanda bereits bei ihrem Besuch vor zwei Tagen gelernt und muss jetzt wieder daran denken, als sie durch die Glastüren die riesige Eingangshalle betritt, die wie ein öffentlicher Platz wirkt. Sie schreitet durch das lichtdurchflutete fünfstöckige Atrium um den großen künstlichen Teich herum, der den Großteil der Bodenfläche einnimmt und, wie sie erfreut feststellt, von *echten* Palmen gesäumt ist, zu der Treppe ins Untergeschoss. Wasser plätschert beruhigend über Steine und Betonblöcke in den flachen Teich, und aus einer kleinen Caféteria zu ihrer Linken weht Kaffeeduft herüber, obwohl ein Schild vor den Drehkreuzen, durch die man die eigentlichen Bibliotheksräume betritt, darauf aufmerksam macht, dass es untersagt ist, Speisen und Getränke mit hineinzunehmen.

Amanda läuft direkt auf den Informationsschalter zu, folgt jedoch, da sie den Weg bereits kennt, einem hellbraunen Teppich vorbei an den beiden runden verglasten Fahrstühlen bis zu einer mit violettem Teppich ausgelegten Wendeltreppe. Erstaunt stellt sie fest, dass die mehr als einhundert Computer im Hauptgeschoss der Bibliothek alle besetzt sind und sich bereits eine lange Schlange von Menschen gebildet hat, die auf die kostenlose Nutzung des Internets warten.

Wie hat sie so lange in dieser Stadt leben können, ohne einen

Fuß in dieses prachtvolle Gebäude zu setzen? Und wie ironisch, dass sie in den vergangenen paar Tagen mehr über ihre Geburtsstadt erfahren hat als in den zwanzig Jahren, in denen sie hier zu Hause war. Warum wissen wir Dinge erst zu schätzen, wenn wir sie verloren haben, fragt sie sich, schüttelt das unangenehme Klischee mit einem Schwung ihrer Haare ab und versucht, in den Zügen des jungen Mannes, der ihr auf der Treppe entgegenkommt, nicht Bens Gesicht zu sehen.

Das Toronto Star Newspaper Centre – *Centre* mit *re* – liegt am Fuß der Treppe und ist ein riesiger offener Bereich, der trotz seiner Kellerlage ebenfalls lichtdurchflutet ist. Vor der Glastür ist eine Installation aus Maschendraht aufgebaut, in der Zeitungen von einem imaginären Windstoß in die Luft gewirbelt werden. Amanda tritt ein und wirft einen Blick in einen Raum auf der linken Seite, wo vierzehn goldene und violette Ledersessel vor einer geschwungenen, mit Zeitungen aus aller Welt dekorierten Wand stehen. Der Hauptraum ist mit einem unaufdringlichen gold-violetten Berber ausgelegt, unterbrochen von Glasplatten mit Radierungen historischer Titelseiten, und mit Glaspulten ausgestattet, die vor modernen Holzstühlen wie aufgeschlagene Bücher auf Stahlgestellen liegen. Diese Pulte sind in Sechsergruppen angeordnet, jeweils drei auf einer Seite, und groß genug, um eine aufgeschlagene Zeitung darauf abzulegen. Entlang der Glaswand des Hauptraumes stehen Computer, dahinter befindet sich ein weiterer Raum mit Zeitungen auf Mikrofilm. Von ihrem letzten Besuch weiß Amanda jedoch, dass die Bibliothek die Papierausgaben der lokalen Zeitungen drei Monate lang aufbewahrt. Als sie neulich hier war, hat sie die Todesanzeigen auf eine Verstorbene namens Mallins durchgesehen, diesmal sucht sie Turlingtons, Tureks, Turgovs oder Turofskys. Nur der Name wurde geändert, denkt sie, als sie auf eine pummelige Frau mittleren Alters hinter dem Haupttresen zugeht. Um die Unschuldigen zu schützen oder die Schuldigen?

»Hi, ich bin’s wieder«, erklärt Amanda der Frau und fragt sich, ob sie sie von ihrem letzten Besuch wiedererkennt.

»Ich brauche den *Globe* und den *Star*, alle Ausgaben der vier Wochen vor der vergangenen. Noch einmal«, fügt sie in der Hoffnung auf ein winziges Zeichen des Wiedererkennens hinzu.

»Wir können die Zeitungen nur für jeweils zwei Wochen ausgeben«, sagt die Frau genau wie beim letzten Mal.

»Natürlich. Tut mir Leid. Das hatte ich vergessen.«

Die Frau, laut dem Namensschild auf ihrem Tresen Wendy Kearns, lächelt ausdruckslos, verlässt ihren Schreibtisch, um die verlangten Zeitungen aus dem Magazin zu holen, und kommt wenig später mit einem Stapel von ordentlich in einem provisorischen Plastikordner gebündelten Zeitungen zurück, den sie Amanda über den Tresen anreicht. »Viel Spaß.«

»Danke.« Amanda trägt den Zeitungsstapel unter dem Kinn balancierend zum nächsten freien Platz und setzt ihn so sanft wie möglich auf der schweren Glasplatte ab, was immer noch nicht ganz so leise ist, wie es der Mann neben ihr gerne hätte. »Verzeihung«, flüstert sie, doch er steckt die Nase schon wieder in seine Zeitung. Buchstäblich. Offenbar extrem kurzsichtig, denkt Amanda, hängt ihren Mantel über die Lehne ihres Stuhls und setzt sich. Sie atmet ein paar Mal tief durch, bevor sie die oberste Zeitung auf dem Stapel aufschlägt. »Okay, auf geht’s«, muntert sie sich auf. Der Mann neben ihr räuspert sich demonstrativ. »Tut mir Leid«, entschuldigt Amanda sich eilig noch einmal. »Ich versuche, leise zu sein.«

Sie blättert zu den Geburts- und Todesanzeigen, die direkt hinter dem Sportteil des *Globe* kommen, und denkt, dass irgendwer einen schrägen Humor haben muss, während sie Namen überfliegt. Avison, Laura; Danylkiw, Dimitri; Parnass, Sylvia; Ramone, Ricardo; Torrey, Catherine; Tyrell, Stanley. Kein Turlington, kein Turgov, Turek oder Turofsky. »Natürlich nicht«, brummt sie. »Hab ich ernsthaft geglaubt, es würde so

einfach gehen?« Sie sieht im *Star* nach, findet dieselben Namen und weitere, womit sich der *Star* als die bevorzugte Tageszeitung der lieben Verschiedenen erweist. Amanda geht nacheinander sämtliche Ausgaben beider Zeitungen durch, ohne etwas zu finden, gibt sie zurück, lässt sich weitere zwei Wochen geben, und so weiter, vor und zurück, hoch und runter, bis sie schließlich entscheidet, dass sie jetzt auch verdammt noch mal alles ausreizen und den gesamten aktuellen Bestand der Bibliothek durchsehen kann. Die Toten dreier Monate ziehen vor ihren müden Augen vorüber. Taggart, Timmons, Toolsie, Trent, Vintner, Young. Am dichtesten liegt sie noch mit Margaret Tulle, die am 2. Dezember nach einem mutigen Kampf gegen den Krebs im Alter von 51 Jahren verstorben ist.

Nicht die Frau, nach der sie sucht.

»Und, erfolgreich gewesen?«, fragt Wendy Kearns Amanda, als sie den letzten Stapel Zeitungen auf ihrem Tisch ablegt.

»War eh nur eine vage Hoffnung.« Amanda zuckt die Achseln. »Haben Sie hier auch die Gelben Seiten?«

Wendy Kearns greift nach dem Telefonbuch auf einem niedrigen Regal neben ihrem Schreibtisch.

»Kann ich das nach da drüben mitnehmen?«, fragt Amanda und weist auf den Raum mit den goldenen und violetten Stühlen.

Die Frau drückt ihr nickend den schweren Band in die Hand, Amanda trägt ihn in den Nebenraum und setzt sich zwischen zwei gerahmten Zeitungsartikeln auf einen Stuhl an der Rückwand. Sie schlägt das Telefonbuch auf und muss lachen, als sie zufällig in der Rubrik *Rechtsanwälte* landet.

»Diese garstigen Menschen wollen wir nicht«, flüstert sie mit einem Blick auf die vier anderen Leute in dem Raum. Aber die sind entweder in ihre Zeitung vertieft oder halten ein Nickerchen. Keine schlechte Idee denkt sie, als sie spürt, wie die Müdigkeit an ihren Lidern zupft. »Später«, reißt sie sich zusammen und blättert von *Maler und Lackierer* über

Miederwaren bis zu *Orthopädietechnik* und *Porzellanverleih.* »Ups. Zu weit«, sagt sie, schlägt ein paar Seiten zurück.

»Plastikfolien siehe auch Folien.« Logisch. *Physikalische Therapie, Pharmazeutische Erzeugnisse, Pflege- und Betreuungsdienste, siehe auch Altenpflege.* Unter letzterem Stichwort finden sich zwei Spalten von Telefonnummern, wie Amanda leicht entmutigt feststellt, als sie ihr Handy aus der Tasche zieht, die erste Nummer eintippt und sich fragt, was sie eigentlich sagen will.

»Seniorenzentrum Bayview«, antwortet eine Frau prompt.

»Verzeihung, aber an wen müsste ich mich wenden, um mich über eine mögliche ehemalige Bewohnerin zu erkundigen?«, tastet sie sich vor.

»Verzeihung. Ich weiß nicht, ob ich verstehe, was Sie wollen«, sagt die Frau nervös und mit schwerem osteuropäischem Akzent.

»Ich versuche, etwas über eine Frau herauszufinden, die vielleicht, vielleicht aber auch nicht bis vor kurzem eine Bewohnerin Ihres Heimes war.«

»Wie ist ihr Name?«

»Entweder Turlington, Turgov, Turek oder Turofsky. Jedenfalls irgendwas, das mit *Tur* anfängt. Hallo?«, fragt sie, als eine Antwort ausbleibt.

»Soll das Witz sein?«

»Nein, glauben Sie mir. Das ist kein Witz.«

»Wer spricht da, bitte?«

»Hören Sie. Ich weiß, dass das eine ziemlich seltsame Anfrage ist, aber es ist wirklich wichtig. Wenn Sie mir bitte einfach sagen könnten, ob bei Ihnen eine Frau gewohnt hat, die in den letzten vier bis sechs Wochen gestorben ist und entweder Turlington oder Turgov oder …«

Die Verbindung ist unterbrochen worden.

»Na, das kann ja heiter werden.« Amanda atmet tief durch, bevor sie die nächste Nummer auf der Liste wählt.

Und dann die übernächste, und die danach und die danach.

26

»Ihr Name war Rose Turek, und sie ist am 31. Januar im Alter von 92 Jahren an Herzversagen gestorben«, verkündet Amanda, als sie am Nachmittag desselben Tages um Punkt zwei Uhr in Bens Kanzlei im 24. Stock des Royal Bank Tower schlendert. Ihr Ton ist forsch, beinahe unbekümmert, woran sie seit Verlassen der Bibliothek gearbeitet hat. Der Ton will sagen: Gestern Abend ist nichts, was irgendwelche Folgen hätte, passiert. Er will sagen: Mach dir meinetwegen keine Sorgen – ich bin weder gekränkt noch verletzt. Er will sagen: Business as usual.

Ben springt hinter seiner Schreibtisch auf und schmeißt dabei die Akte herunter, an der er gearbeitet hat. »Wovon redest du überhaupt?«

»Rose Turek, Mutter von Rodney Turek, alias Turk. Meinst du, ich könnte deine Sekretärin bitten, mir einen Kaffee zu bringen, bevor wir zu meiner Mutter aufbrechen?«

Ben sieht aus wie vom Donner gerührt. »Sandy«, ruft er durch die offene Tür. »Können Sie Miss Travis eine Tasse Kaffee bringen, bitte. Mit Milch und Zucker.«

»Selbstverständlich«, ruft Sandy zurück.

»Willst du mir vielleicht erklären, was hier los ist?« Ben weist auf den Stuhl vor seinem roten Eichenholzschreibtisch.

Amanda lässt sich auf dem Stuhl nieder, streicht die Haare aus dem Gesicht und sieht Ben direkt an. Das hat sie auch geübt, seit sie die Bibliothek verlassen hat. Den direkten Blick, der ihren Ex-Mann darüber aufklärt, dass er für sie von geringer oder gar keiner Bedeutung ist, dass es sie eigentlich gar nicht kümmert, was er mit seinem Leben anfängt, und dass das, was gestern Abend passiert ist, was *beinahe* passiert wäre, was hätte

passieren *sollen,* bereits vergessen ist. »Ich habe heute Morgen einen weiteren Ausflug in die Bibliothek gemacht«, beginnt sie.

»Geht es dir gut?«, unterbricht er sie unerwartet.

Amanda versteift ihre Schultern. Ist es möglich, dass er ihren professionellen Ton überhört und ihren gleichgültigen Gesichtsausdruck übersehen hat? »Natürlich geht es mir gut. Warum sollte es mir nicht gut gehen?«

»Gestern Abend …«

»… ist vorbei. Fall abgeschlossen, Herr Anwalt.« Sie lächelt, und das Lächeln will sagen: Nun hab dich nicht so. Du nimmst alles zu ernst. Das hast du schon immer gemacht.

Bens Lächeln ist eher zögerlich und kurz. »Okay, du bist also in die Bibliothek gegangen«, wiederholt er, setzt sich wieder hinter seinen Schreibtisch und wartet, dass sie weiterspricht.

Amanda lehnt sich zurück, schlägt ein Bein über das andere. »Ich bin noch einmal in die Bibliothek gefahren, weil ich dachte, dass ich vielleicht eine Todesanzeige für Turlington, Turgov, Turek oder Turofsky finde.«

»Und du hast Rose Turek gefunden?«

»Gar nichts hab ich gefunden«, widerspricht Amanda sofort. »Ich bin eine Stunde lang jede verdammte Tageszeitung Torontos der letzten drei Monate durchgegangen, und meinst du, ich hätte auch nur eine verdammte Turlington, Turgov, Turek oder Turofsky gefunden?« Sie muss beinahe lachen, weil sie die Namen mittlerweile so oft heruntergebetet hat, dass sie klingen wie ein Rockband.

In der Tür taucht Bens Sekretärin auf. Die zierliche junge Frau in dem braunen Miniledеrrock durchquert mit zwei großen Schritten den Raum und drückt Amanda einen Becher dampfenden Kaffee in die Hand. »Ich hoffe, er ist nicht zu süß.«

»Ich bin sicher, er ist perfekt. Vielen Dank.« Amanda trinkt einen großen Schluck und spürt auf ihrer Zunge unverzüglich

mehrere tausend kleine Zuckerkörner wie Sägemehl. Sie schließt die Augen, teilweise aus Müdigkeit, zum Teil aber auch aus Angst, dass sie, wenn sie Bens umwerfendes Gesicht noch viel länger anschauen muss, ihre vorherigen Bekundungen Lügen strafen, sich über seinen Schreibtisch in seine Arme stürzen und sie beide furchtbar verlegen machen wird. Musste er in einem Nadelstreifenanzug auch genauso verdammt gut aussehen wie in Jeans? »Wie viel berechnest du eigentlich?«

»Was?«

»Dein Stundenhonorar. Wie hoch ist es?«

»Zweihundert Dollar. Warum?«

Sie zuckt mit den Schultern und öffnet die Augen. »Hab ich mich bloß gefragt.« Ich verdiene sogar mehr als er, denkt sie, trinkt einen weiteren Schluck von dem eklig süßen Kaffee und versucht, sich nicht zu schütteln.

»Nun, *irgendwas* hast du offensichtlich herausgefunden«, ermuntert Ben sie, weiterzureden.

»Aber nicht in den Todesanzeigen.«

»Erzählst du es mir jetzt oder muss ich erst betteln?«

»Ich würde dich liebend gern betteln sehen.«

Er lacht. »Okay, ich flehe dich an.«

Diesmal ist Amandas Lächeln echt. Sie haben es wieder einmal geschafft, das Eis zu brechen und gleichsam trotz ihrer selbst ein lockeres Geplänkel zu beginnen. »Okay, also, nachdem ich mit den Zeitungen kein Glück hatte, habe ich auf eine spontane Eingebung hin beschlossen, es bei den Alten- und Pflegeheimen zu probieren. Hayley Mallins hat gesagt, ihr Mann wäre nach Toronto gekommen, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln. Also habe ich mir gedacht, dass seine Mutter ziemlich alt gewesen sein muss und wahrscheinlich alleine gelebt hat, weil niemand sich die Mühe gemacht hat, eine Anzeige in die Zeitung zu setzen. Also hat sie möglicherweise in einem

Pflegeheim oder einer Einrichtung für betreutes Wohnen gelebt. Jedenfalls dachte ich mir, es wäre den Versuch wert, ein bisschen herumzutelefonieren. Beginnend mit dem Buchstaben *A.* Nein, genau genommen habe ich mit dem Seniorenzentrum Bayview angefangen, weil das so eine große Anzeige hatte, aber dann bin ich zurück zu den *As* und habe mich bis zum *K* vorgearbeitet. Bis Kensington Gardens, um genau zu sein. Gott sei Dank musste ich nicht noch die ganzen ›Residenzen‹ unter *R* abklappern. Jedenfalls, rate mal, was? Bei Kensington Gardens hat man mir erzählt, dass in den vergangenen zwei Jahren eine Frau namens Rose Turek dort untergebracht war, die, siehe da, einen in England lebenden Sohn namens Rodney hatte, der im Falle ihres Todes zu benachrichtigen war. Rodney Turek, alias Turk, alias …«

»John Mallins«, sagt Ben mit einem Funkeln in den Augen, das seinen ruhigen Tonfall Lügen straft.

»Sieht jedenfalls ganz so aus.«

Ben steht auf, geht um seinen Schreibtisch, nimmt Amanda den Becher aus der Hand und stellt ihn im Hinausgehen auf dem Schreibtisch seiner Sekretärin ab. »Ich würde vorschlagen, wir unterhalten uns mit deiner Mutter.«

Eine halbe Stunde später fahren sie auf den Parkplatz des Metro West Detention Center. »Vorsicht«, sagt Ben, als Amanda die Wagentür öffnet. Es ist das erste Wort, das sie wechseln, seit sie in sein Auto gestiegen sind und die Sicherheitsgurte angelegt haben. »Es ist glatt«, erinnert er sie, worauf sie mit einem übertriebenen Gähnen antwortet, wie um anzudeuten, dass sie noch nicht wieder ganz wach ist, nachdem sie während der Fahrt vorgeblich ein Nickerchen gehalten hat.

So war es leichter, hatte sie entschieden. Es hat ihnen beiden die Anstrengung des Smalltalks erspart oder schlimmer noch einer Rekapitulation der unglücklichen Ereignisse des

vergangenen Abends. Stattdessen hat sie einfach die Augen zugemacht, so getan, als ob sie schlafen würde, sogar einmal ein leises Schnarchen vorgetäuscht und versucht, sich nicht auszumalen, was gestern Abend in Bens Wohnung passiert ist, nachdem sie gegangen war.

Auch den Ellenbogen, den Ben ihr für den Weg über den Parkplatz anbietet, übersieht sie geflissentlich. Sie weisen sich bei dem Wachposten aus, der mit großem Gewese ihre Führerscheine studiert, bevor er sie einen Passierschein ausfüllen lässt. Es folgt die übliche Routine von Metalldetektoren und durchsuchten Handtaschen und Aktenkoffern, bevor sie durch einen langen stickigen Korridor in einen kleinen fensterlosen Raum geführt werden, der Gefangenen und ihren Anwälten für Beratungen zur Verfügung steht.

»Geht es dir gut?«, fragt Ben ein weiteres Mal.

Warum fragt er mich das ständig, denkt Amanda gereizt. Sehe ich aus, als ob es mir nicht gut geht? Erfordert es sein Ego, dass ich in seiner Gegenwart zu einem großen Wackelpudding mutiere? »Mir geht es gut.« Sie zieht ihren Mantel aus, wirft ihn über die Lehne eines der Stühle und beginnt, auf dem Betonboden auf und ab zu laufen. Was ist überhaupt mit ihm los?

»Warum?«

»Was meinst du?«

»Warum fragst du mich dauernd, ob es mir gut geht?«

Die Frage scheint ihn auf dem falschen Fuß zu erwischen.

»Aus keinem besonderen Grund.«

»Aus keinem besonderen Grund?«

Er schüttelt den Kopf. »Versuch, nicht so konfrontativ zu sein«, sagt er.

»Du findest mich konfrontativ?«

»Ich meine nicht mir gegenüber.«

»Was meinst du *denn?*«

»Ich rede von dem Gespräch mit deiner Mutter.«

»Ich habe es nicht auf eine Konfrontation mit meiner Mutter abgesehen.«

»Gut.«

»Warum sagst du so was?«

»Amanda …«

»Das ist mein Ernst, Ben. Wie kommst du darauf, dass ich konfrontativ bin?«

»Das glaube ich ja gar nicht unbedingt.«

»Und warum sagst du es dann?«

»Weil ich eine leichte Gereiztheit höre«, gibt er nach kurzem Zögern zu.

»Du hörst eine leichte Gereiztheit?«

»Vielleicht irre ich mich ja.«

»Glaubst du?«

»Okay. Dann habe ich mich eben geirrt. Es tut mir Leid. Mein Fehler.«

»Was ist überhaupt mit dir los?«

»Wahrscheinlich benehme ich mich einfach wie ein Anwalt.«

»Du benimmst dich wie ein Arschloch.«

Ben zuckt zusammen, als hätte sie ihm ins Gesicht geschlagen. »Okay. Meinst du, wir könnten das vielleicht ein paar Stufen runterfahren?«

»Was?«

»Was immer wir hier machen.«

»*Du* hast angefangen.«

»Gut, dann beende ich es jetzt auch.«

»Prima.«

»Gut.«

»Gut.«

Sie starren sich von gegenüberliegenden Seiten des Raumes an.

»Was war das gerade?«, fragt Ben.

Amanda atmet tief ein und langsam wieder aus. »Ich glaube, wir hatten gerade unseren ersten Streit.«

»Worüber?«

»Keine Ahnung.« Sie lachen. Doch es klingt von Verlegenheit gedämpft. »Meinst du, wir könnten uns zur Versöhnung einen Kuss geben?«

Er lächelt. »Das kostet dich einen Dollar.«

»Einen Dollar? Das ist ziemlich billig. Als Anwalt verlangst du mehr als als Liebhaber?«

»Als Anwalt bin ich ein größerer Drecksack«, sagt er.

Diesmal klingt Amandas Lachen echt und von Herzen kommend. »Tut mir Leid wegen eben. Es war ganz allein meine Schuld.«

»Nein. Ich hätte das nicht sagen sollen.«

»Es war ein guter Rat.«

»Es war eine Provokation.«

Sie nickt. »Okay. Dann übernimmst du die Provokation und ich die Konfrontation.«

»Wir sind ein gutes Team.«

Ja, denkt Amanda und wendet den Blick ab.

Man hört Schritte, und die Tür zu dem kleinen Raum wird geöffnet. Gwen Price tritt herein.

»Hallo, Ben. Amanda.« Sie verzieht die Lippen zu einem fragenden Lächeln.

»Was verschafft mir diese unerwartete Freude?« Der Wärter schließt die Tür, und Gwen strafft die Schultern in ihrer grässlichen grünen Kluft und geht auf den Tisch in der Mitte des Raumes zu. Sofort zieht Ben ihr einen Stuhl heran, sie setzt sich, faltet die Hände und mustert beide nervös.

»Wir haben Ihnen noch einige Fragen zu stellen«, sagt Ben.

»Schießt los«, sagt Gwen und lacht. »Tut mir Leid. Eine recht unglückliche Wortwahl.«

»Du findest das komisch?«, fragt Amanda.

»Amanda …«, warnt Ben sie.

»Was wollt ihr mich fragen?«

Amanda zieht die drei falschen Visitenkarten aus ihrer Handtasche und knallt sie vor ihrer Mutter auf den Tisch.

Gwen betrachtet sie kurz und blickt dann wieder auf.

»Was ist das?«

»Sieht aus wie eine Reihe falscher Visitenkarten«, erklärt Amanda ihr, lässt sich auf dem Stuhl gegenüber nieder und versucht, auch nur die Spur eines Risses in der Fassade der Frau zu erkennen.

»Haben sie irgendwas zu bedeuten?«

»Ich hatte gehofft, dass du mir das sagen kannst.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Walter Turofsky, George Turgov, Milton Turlington«, liest Amanda langsam vor. »Sagen dir diese Namen irgendwas?«

»Nein. Nichts.«

Amanda legt die letzte Visitenkarte auf den Tisch. »Und wie ist es hiermit?«

Gwen Price läuft aschfahl an, verzieht jedoch keine Miene.

»Rodney Turek«, verkündet Amanda bedachtsam.

»Kommt dir das irgendwie bekannt vor?«

»Nein.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Das ist mir ziemlich egal.«

»Sag mir, wer er ist, Mutter.«

»Ich weiß nicht, wer er ist.«

»Von wegen.«

»Amanda …«, ermahnt Ben sie.

»Rodney Turek, alias John Mallins. Kommt dir das jetzt irgendwie bekannt vor?«

»Habe ich nicht einen Mann namens John Mallins erschossen?«

»John Mallins, alias Rodney Turek, alias Turk«, beharrt Amanda, ohne den Sarkasmus ihrer Mutter zu beachten.

»Sohn von Rose Turek.«

»Verdammter Hurensohn«, flucht Gwen leise, aber gerade noch vernehmlich.

Amanda sieht Ben an, ohne den Kopf zu wenden. »Wer ist er, Mutter?«

»Woher hast du diese Karten?«

»Ich habe sie im Haus gefunden.«

»In meinem Haus?«

»Ja, ich habe dort auch mal gelebt. Obwohl du dich daran wahrscheinlich nicht erinnerst …«

»Amanda …«, warnt Ben sie erneut.

»Du hast nicht in meinen Sachen herumzuschnüffeln.«

»Und du hast keine Leute zu erschießen.«

Gwen Price rappelt sich hoch. »Das Gespräch ist beendet.«

»Sie ist tot, weißt du?«

»Was? Wer?«

»Rose Turek. Sie ist vor einigen Wochen gestorben. An Herzversagen im Alter von 92 Jahren.«

Gwen verdaut diese neue Information, sagt jedoch nichts.

»Das ist der Grund, warum er zurückgekommen ist. Um ihren Nachlass zu regeln.«

»Ich kann nicht erkennen, was all das mit mir zu tun hat«, behauptet Gwen stur.

»Du hast den Mann ermordet, Mutter.«

»In der Tat. Zumindest etwas, worüber wir uns einig sind. Kann ich jetzt gehen?«

Amanda greift theatralisch ein weiteres Mal in ihre Handtasche. »Nicht, bevor du uns erzählt hast, wie das hier in deinen Besitz kommt«, sagt sie und legt das Foto von Rodney Turek und seiner Tochter auf den Tisch.

Gwen schießen Tränen in die Augen, als sie das Bild mit zitternden Händen betrachtet, und sie macht überraschenderweise auch keine Anstalten, sie wegzuwischen. »Wo hast du das gefunden?«

»Welche Rolle spielt das?«

»Du musst damit aufhören«, warnt ihre Mutter.

»Womit?«

»Hör auf rumzuschnüffeln, wo du nichts zu suchen hast.«

»Und du musst anfangen, ehrlich zu sein, sonst können wir dir nicht helfen.«

»Ich will deine Hilfe nicht«, schreit Gwen. »Kannst du das nicht verstehen? Ich will, dass du gehst und mich in Ruhe lässt.«

»Natürlich kann ich das verstehen«, schreit Amanda zurück, selbst mit Tränen in den Augen. »Das ist schließlich alles, was du je von mir wolltest.«

»Nein.« Ihre Mutter schüttelt heftig den Kopf. »Nein, das ist nicht wahr.«

»Natürlich ist es wahr. Und glaub mir, sobald du mir ein paar klare Antworten gegeben hast, sitze ich im nächsten Flieger weg von hier. Dann musst du mich nie wieder sehen.«

»Glaubst du, dass es das ist, was ich will?«

»Ich weiß nicht, was du willst.«

»Bitte«, sagt ihre Mutter schluchzend. »Ich weiß, dass du denkst, du würdest mir helfen, und ich bin dir sehr dankbar, wirklich …«

»Ich brauche deine Dankbarkeit nicht.«

»… aber du machst alles nur schlimmer.«

»Wie soll es denn, bitte sehr, noch schlimmer werden?«

»Weil es so ist.«

Amanda rauft sich in hilfloser Frustration die Haare, legt den Kopf in den Nacken und reckt ihr Kinn in die Luft.

»Okay, Mutter. Ich fasse zusammen. Wir wissen, dass der Mann, den du erschossen hast, in Wahrheit nicht John Mallins ist. Wir wissen, dass der echte John Mallins vor fünfundzwanzig Jahren verschwunden ist, nachdem er sich mit einem Mann angefreundet hatte, der sich Turk nannte. Wir wissen, dass Turks wahrer Name Rodney Turek ist und dass er John Mallins wahrscheinlich getötet und dessen Identität angenommen hat. Durch den Obduktionsbericht haben wir erfahren, dass er sich einer plastischen Operation unterzogen hat, möglicherweise, um seine junge Frau zu beeindrucken, wahrscheinlicher jedoch, um jünger zu wirken, da John Mallins' Pass dessen Alter mit siebenundvierzig angibt. Das alles wissen wir.« Sie holt Luft, bevor sie hinzufügt: »Wir wissen nur nicht, wie du in diesen ganzen Schlamassel passt.«

»Vielleicht tue ich das ja gar nicht. Vielleicht spielt es keine Rolle, ob er John Mallins, Rodney Turek oder George W. Bush war. Tatsache ist, dass er, wer immer er gewesen sein mag, für mich ein Fremder war.«

»Tatsache ist, dass du ein Foto von ihm zu Hause hattest. Womit deine Geschichte, dass er dir völlig fremd war, glatt zum Teufel ist.«

»Und genau dort gehört er hin«, sagt Gwen, wischt sich ihre Tränen ab und starrt an die Wand.

Schweigen.

»Sie geben zu, dass Sie ihn kannten?«

»Ich gebe überhaupt nichts zu, außer dass ich ihn getötet habe.«

»Was ist mit den Tabletten, die du genommen hast?«

»Tabletten?«

»Ich habe in deinem Medizinschrank Antidepressiva gefunden.«

»Von diesen Tabletten habe ich seit Jahren keine mehr genommen.«

»Warum hast du sie überhaupt genommen?«

»Das geht dich nichts an.«

»Oh, Herrgott noch mal …«

»Mrs. Price«, geht Ben ruhig dazwischen. »Sie wissen, dass alles, was sie uns hier erzählen, vertraulich ist.«

»Das ist wirklich beruhigend, Ben. Aber ich habe alles gesagt, was ich sagen werde.«

»Gut.« Amanda wirft die Hände in die Luft und schafft es, Kapitulation und Trotz in dieser einen Geste zu vereinen.

»Wenn du nicht mit uns reden willst, kann vielleicht Hayley Mallins ein wenig Licht in das Dunkel bringen, wer ihr Mann wirklich war.« Sie nimmt ihren Mantel und geht zur Tür.

»Komm, Ben. Wir haben hier schon genug Zeit vergeudet.«

»Nein«, ruft ihr Mutter und springt auf, als Amanda nach der Klinke greift. »Warte.«

Amanda hält den Atem an und wagt es nicht, sich umzudrehen.

»Es ist nicht notwendig, Mrs. Mallins in die Sache zu verwickeln. Ich bezweifle, dass sie etwas über die Nebenbeschäftigungen ihres Mannes weiß.«

Langsam dreht sich Amanda um und sieht ihre Mutter an.

»Aber du?«

»Das sollte ich wohl«, erwidert ihre Mutter. »Ich war schließlich mehr als zehn Jahre mit dem Mann verheiratet.«

Amanda tastet sich zurück in den Raum und lässt sich auf einen leeren Stuhl fallen. Sie weiß nicht, was sie erwartet hat, aber das jedenfalls nicht. »Was hast du gerade gesagt?«

Gwen Price lächelt traurig und setzt sich wieder. »Ich glaube, ich habe euch gerade ein Mordmotiv geliefert.«

27

Amanda sieht Ben an, der zum Glück genauso verdattert dreinschaut wie sie. »Ich denke, das solltest du uns erklären«, sagt sie und richtet den Blick zögerlich wieder auf ihre Mutter.

»Ja, das sollte ich wohl«, stimmt ihre Mutter ihr zu, obwohl sie freiwillig nichts weiter sagt.

»Sie waren mit John Mallins verheiratet?«, fragt Ben leise, als würde er eine widerstrebende Zeugin durch ein Verhör leiten.

»John Mallins, Walter Turofsky, Milton Turlington, George Turgov, Rodney Turek«, leiert Gwen Price teilnahmslos herunter. »Rodney Turek war sein richtiger Name. Glaube ich zumindest.«

»Sie kannten also seine diversen Decknamen?« Wieder stellt Ben die Frage. Amanda sieht ihn mit einem dankbaren Nicken an, weil sie einen Kloß im Hals hat, der ihr wie ein Stück ungekautes Fleisch die Stimme raubt.

»Als ich ihn geheiratet habe, noch nicht.«

»Und wann war das?«, schaltet sich Amanda nun doch ein, die die Frage mit einem harschen Räuspern über ihre Lippen presst, sodass ihre Stimme kratzig und gequetscht klingt.

»Vor sehr langer Zeit.«

»Vor wie langer Zeit?«

»Ich war neunzehn, als ich ihn geheiratet habe.« Sie lächelt Amanda an, als wollte sie sagen: Genauso alt wie du, als du Ben geheiratet hast.

Amanda wendet sich schaudernd ab.

»Ich hätte es wahrscheinlich besser wissen müssen«, sagt Gwen. »Aber was soll ich sagen? Er war ein sehr charmanter und charismatischer Mann, wie es Betrüger für gewöhnlich sind.

Sie wissen instinktiv, auf welche Knöpfe sie drücken und welche Wörter sie wählen müssen. Ich fand ihn ungeheuer attraktiv. Wie alle. Sogar meine Mutter fand ihn wundervoll. Jedenfalls bis er meinen Vater um seine gesamten Ersparnisse betrogen hat.«

Während ihre Mutter spricht, hat sich Amandas Blick langsam auf deren Mund verengt, die feinen Fältchen, die ihre markante Oberlippe säumen wie eine Reihe von Fragezeichen. Sie bemerkt die tiefen Furchen, die an ihren Mundwinkeln zerren, sodass ihre blasse Haut aussieht wie ausgedörrte Erde, die unter einer gnadenlos sengenden Sonne rissig geworden ist. Auf der Unterseite ihres Kinns sprießt zarter blonder Flaum wie Härchen auf einem Pfirsich, und ihre Haut ist vor Alter faltig und durchscheinend. Zum ersten Mal sieht man Gwen Price jedes ihrer fast zweiundsechzig Jahre an. Trotzdem kann man noch Spuren der schönen jungen Frau erkennen, die sie einmal gewesen ist, vor allem in der ungezügelten Intensität ihrer hellblauen Augen. Amanda spürt, wie diese Augen sie eingehend mustern, auch wenn sie sich weiter auf die Lippen ihrer Mutter konzentriert. »Ich kann mich nicht an deine Eltern erinnern«, sagt Amanda, während sie versucht, die Gesichter aus ferner Vergangenheit heraufzubeschwören.

»Nein, das kannst du auch nicht. Sie sind vor deiner Geburt gestorben.«

»Und wie hat Rodney Turek Ihren Vater um seine Lebensersparnisse betrogen?«

»So wie er jeden betrogen hat. Scheinfirmen und falsche Investmentpläne. Er hat meinen Vater überredet, sein Geld zur Gründung einer neuen Firma für Imprägnierungen zur Verfügung zu stellen, die er angeblich gründen wollte, und behauptet, der Ertrag dieser Investition würde die Arztrechnungen meiner Mutter mehr als decken. Meine Mutter musste sich damals einer Chemotherapie unterziehen, sodass

mein Vater wahrscheinlich nicht so klug und vorsichtig war, wie er es normalerweise gewesen wäre.«

»Wie viel hat er verloren?«

»So ziemlich alles. Mehr als einhunderttausend Dollar.«

»Die gleiche Summe, die du in deinem Schließfach hast«, stellt Amanda fest und stellt sich die ordentlichen Stapel von Hundert-Dollar-Scheinen vor.

»Das war so ziemlich der letzte Nagel im Sarg unserer Ehe«, fährt Gwen Price fort. Sie hat die Hände vor der Brust verschränkt und kaut wütend auf ihrer Unterlippe herum, ohne Amandas Einwurf zu beachten. »Er hatte mich natürlich schon jahrelang betrogen. Er wurde immer dreister. Später habe ich erfahren, dass er nebenbei immer mindestens zwei andere Frauen hatte und dass es ihm offenbar irgendeine perverse Befriedigung bereitet hat, mich an Orte auszuführen, wo wir alle vier aufeinander trafen. Er hatte sogar eine Affäre mit einer emotional gestörten jungen Frau aus unserem Mietshaus. Ihre panischen Anrufe mitten in der Nacht haben mich letztendlich bewogen, meine Taschen zu packen. Mittlerweile war meine Mutter natürlich tot. Und ein paar Monate später auch mein Vater. Er ist eines Nachmittags einfach auf der Straße zusammengeklappt und gestorben, bevor der Krankenwagen kam.«

»Sie haben also relativ kurz hintereinander Ihren Mann und beide Eltern verloren. Das ist eine Menge zu verkraften«, sagt Ben mitfühlend. »Kein Wunder, dass Sie depressiv geworden sind.«

»Ich bin darüber hinweggekommen.«

»Aber du hast Rodney Turek die Schuld am Tod deines Vaters gegeben«, sagt Amanda, und es ist eher eine Feststellung als eine Frage. »Warum hast du ihn nicht einfach mit einem Fluch belegt wie den alten Mr. Walsh?«

»Ich habe Mr. Walsh mit einem Fluch belegt?«, fragt ihre

Mutter lächelnd. »Daran kann ich mich nicht erinnern.«

Klar, denkt Amanda – eines der prägenden Ereignisse ihrer Kindheit, und sie hat keine Erinnerung daran.

Logisch.

»Und das Geld in deinem Schließfach?«, hört sie sich fragen.

»Was ist damit?«

»Woher hast du es?«

»Ich betrachte es als meine Scheidungsabfindung.«

»Und war es das?«

»Gewissermaßen.«

»Und was genau soll das heißen?«, drängt Amanda weiter.

»Rodney Turek war ein Gauner«, sagt ihre Mutter nach einer langen Pause, in der sie die Lippen verzieht, sich nervös durchs Haar fährt und mehrmals ihre Sitzposition ändert. »Er hat das Geld meines Vaters gestohlen, und ich habe es einfach zurückgefordert.«

»Was soll das heißen, du hast es zurückgefordert?«

Wieder schürzt ihre Mutter die Lippen, streicht sich durchs Haar. »Rod hatte dauernd irgendwelche halbseidenen Geschäfte laufen. Er bestand darauf, in bar bezahlt zu werden, und so haben wir logischerweise auch immer für alles in bar bezahlt. Vorausgesetzt, wir haben überhaupt bezahlt. Ich weiß es nicht. Ständig waren irgendwelche Geldeintreiber hinter uns her. Rod hat mir immer versichert, dass alles ein Irrtum sei und ich mir keine Sorgen machen sollte, er würde sich um alles kümmern. Und das hat er auch. Wir hatten nie Konten wie normale Leute. Er hat mir jede Woche Haushaltsgeld gegeben. Er war sehr großzügig, und ich war sehr dumm. Was soll ich sagen? Die Zeiten waren eben noch so.«

»Und weiter?«, ermuntert Ben sie, während Amanda wütend die Augen verdreht.

»Rod hatte überall in der Stadt Bargeld deponiert. Natürlich sind wir wegen der Gläubiger und anderer unangenehmer Gestalten, die hin und wieder vor unserer Tür standen, nie besonders lange an einem Ort geblieben. Rod hatte selbstverständlich immer eine absolut plausible Erklärung für alles. Er sei von Natur aus rastlos, sagte er. Er würde kribbelig, wenn er zu lange an einem Ort bliebe. Was denn mit mir los sei? Ob ich keinen Sinn für Abenteuer hätte? Ob ich keine Lust hätte, neue Menschen zu treffen und neue Freunde zu finden? Nur dass er jedes Mal, wenn wir neue Freunde getroffen hatten, irgendeine seiner Gaunereien startete und wir wieder umziehen mussten. Natürlich war nichts je seine Schuld, behauptete er. Er hat nie etwas Falsches getan, nie jemanden betrogen. Wenn wir keine Freunde hatten, lag das daran, dass sie alle neidisch auf seinen Erfolg waren. Die wenigen Freundschaften, die ich schließen konnte, waren rar gesät, und ich habe gelernt, sie für mich zu behalten.«

»Das Geld, Mutter«, sagt Amanda, um aufs Thema zurückzulenken und um jegliches Mitleid mit ihrer Mutter im Keim zu ersticken.

»Ja. Nun, dazu komme ich noch«, fährt Gwen Price zögernd fort. »Mir wurde klar, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis meine Ehe zu Ende sein würde, und dass ich besser Vorkehrungen zu meinem eigenen Schutz treffen sollte. Also habe ich ein eigenes Konto eröffnet und begonnen, langsam Geld abzuzweigen. Nicht viel natürlich. Nichts, weswegen Rod Verdacht schöpfen würde. Nur ein paar hundert Dollar hier und ein paar hundert Dollar da. Irgendwann hatte ich fünftausend Dollar zusammengespart, außerdem hatte ich mich mit einer Kassiererin der Bank angefreundet, die selbst Eheprobleme hatte. Sie hat mir erzählt, dass Rod bei der Bank ein Schließfach hatte. Als er eines Abends wieder einmal angeblich geschäftlich unterwegs war, habe ich ein bisschen herumgeschnüffelt und die Zigarrenkiste gefunden, in der er seine diversen

Schließfachschlüssel aufbewahrte. Sie war hinten in der Schublade mit seinen Pullovern, alle Schlüssel waren ordentlich etikettiert, und ich habe mir einfach den gewünschten Schlüssel genommen. Meine Freundin hat mich in den Tresorraum gelassen. Ich habe das Geld genommen und bin gegangen.«

»Du willst sagen, dass du deinem Ex-Mann einhunderttausend Dollar gestohlen hast?«, fragt Amanda, während sich die Welt um sie herum zu drehen beginnt.

»Es war das Geld meines Vaters«, erwidert Gwen ohne jedes Schuldbewusstsein.

Amanda traut sich beinahe nicht, eine weitere Frage zu stellen, aus Angst, was ihre Mutter antworten könnte.

»Und was dann?«, fragt Ben für sie.

»Dann habe ich in einer anderen Bank ein eigenes Schließfach gemietet, das Geld deponiert und den Originalschlüssel wieder in Rods Zigarrenkiste gelegt. Ich habe das Geld nie wieder auch nur angeguckt. Darum ging es nicht.«

»Erklär mir noch mal, *worum* es dann ging«, sagt Amanda.

»Es ging darum, etwas von dem wiederzubekommen, was meins war«, sagt ihre Mutter.

»Und wie hat Rodney Turek darauf reagiert?«

Ihre Mutter macht eine wegwerfende Handbewegung.

»Als er entdeckt hat, dass das Geld weg war, war es schon zu spät. Wir waren bereits geschieden, meine Freundin bei der Bank war nach Chikago gezogen, und er konnte ja schlecht zur Polizei gehen, oder?«

»Er hat dich nicht zur Rede gestellt?«

»Natürlich hat er mich zur Rede gestellt. Aber ich habe mich dumm gestellt und ihm erklärt, ich hätte keine Ahnung, wovon er redet. Welches Bankschließfach? Welches Geld? Sähe ich aus, als ob ich auf großem Fuße lebte? Ich habe damals als Sekretärin gearbeitet und kaum genug zum Leben verdient. Aber

das spielte keine Rolle. Er sagte, er wüsste, dass ich das Geld genommen hätte, und dass ich auf die eine oder andere Art dafür bezahlen würde.«

»Er hat dich bedroht?«

Gwen blickt zur Tür und schweigt.

»Hast du ihn deswegen erschossen, Mutter?«, fragt Amanda. »Weil du Angst um dein Leben hattest?«

»Ich habe ihn erschossen, weil er ein elender Dreckskerl war, der es für all das Leiden, das er anderen zugefügt hat, verdient hat zu sterben.«

»Nein«, sagt Amanda mit fester Stimme, während die Anwältin in ihr die Kontrolle über die Situation übernimmt. »Hör mir gut zu. Du hast ihn erschossen, weil er bei eurer letzten Begegnung gedroht hat, dich umzubringen, und als du ihn dann in der Lobby des Four Seasons Hotels gesehen hast, warst du überzeugt, er wäre zurückgekommen, um diese Drohung wahr zu machen.« Sie bemüht sich, nicht allzu selbstzufrieden auszusehen. »Das klingt doch wie ein ganz plausibles Argument für Notwehr, findet du nicht, Ben?« Sie sieht ihn nach Unterstützung heischend an.

»Das alles ist vor sehr langer Zeit passiert«, sagt ihre Mutter, bevor Ben eine Antwort formulieren kann. »Ich glaube nicht, dass die Geschworenen überzeugt sein werden …«

»Überlass die Sorge, wie man die Geschworenen überzeugt, ruhig Ben«, sagt Amanda.

»Niemand wird uns abkaufen …«

»Was? Dass du mit einem Mann verheiratet warst, der so amoralisch und skrupellos war, seinen eigenen Schwiegervater zu bestehlen? Dass der Diebstahl seiner gesamten Ersparnisse deinen Vater direkt in seinen verfrühten Tod getrieben hat? Dass du wegen Rodney Tureks seelischer Grausamkeit während der Ehe und nach der Scheidung jahrelang Antidepressiva

genommen hast? Dass er dich bedroht hat? Dass du dich dein Leben lang umgeschaut hast, immer in Angst vor dem Tag, an dem er seine Drohungen wahr machen würde? Warum sollte eine Jury nicht glauben, dass du in Panik geraten bist, als du ihn wiedergesehen hast? Dass du ihn mit der Pistole erschossen hast, die du all die Jahre zu deinem Schutz aufbewahrt hast? Erzähl mir nicht, dass dir das die Geschworenen nicht glauben würden«, sagt Amanda unvermittelt beinahe heiter. »Und ob sie dir das abkaufen.«

»Glaubst du es?«, fragt ihre Mutter.

Amanda lehnt sich zurück, und alle Ausgelassenheit ist rasch wieder verpufft. »Warum nicht? Es klingt logisch.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

»Es spielt keine Rolle, ob ich es glaube oder nicht«, sagt Amanda schließlich. »Es kommt nur darauf an, ob wir die Geschworenen davon überzeugen können.«

Ihre Mutter schüttelt den Kopf. »Nein.«

»Was soll das heißen, nein?«

»Das heißt, ich mache da nicht mit.«

»Wie meinst du das, du machst da nicht mit?«

»Es entspricht nicht ganz der Wahrheit.«

»Was zum Teufel ist denn die Wahrheit?«, faucht Amanda.

»Amanda …«, geht Ben beschwichtigend dazwischen.

»Nur, damit ich das richtig verstehe: Du hast kein Problem zu stehlen und zu morden, aber wenn es darum geht, die Unwahrheit zu sagen, wirst du zimperlich. Willst du mir das sagen?«

»Hören Sie, jetzt haben wir etwas, womit wir zur Staatsanwaltschaft gehen können«, argumentiert Ben ruhig. »Bei so viel mildernden Umständen wird die Anklage zweifeln, ob sie es wirklich zum Prozess kommen lassen will. Sie werden

möglicherweise zumindest bereit sein, mit uns über einen Deal zu reden.«

»Dann müsstest du ihnen die Dinge berichten, die ich euch gerade erzählt habe?«

»Ja, natürlich.«

»Obwohl du mir eben versichert hast, dass sie vertraulich bleiben würden.«

»Sie müssen die Fakten erfahren, Mutter.«

»Nein.«

»Nein?«

»Was die Polizei betrifft, bin ich eine Verrückte, die in einer Hotellobby einen Fremden erschossen hat. Das ist mir recht.« Ihre Mutter blickt zur Tür, als würde sie überlegen, einen Wärter zu rufen.

»Nun, damit liegt die Polizei zumindest halb richtig«, sagt Amanda. »Denn verrückt bist du.«

»Amanda …«

»Würdest du dieser Verrückten bitte ein wenig Vernunft beibringen?« Amanda springt auf und beginnt wieder, in dem kleinen Raum hin und her zu laufen.

»Mrs. Price«, setzt Ben an und setzt sich auf den von Amanda geräumten Stuhl. »Haben Sie etwas dagegen, uns zu erklären, warum Sie so wild entschlossen sind, uns daran zu hindern, irgendeine Verteidigungsstrategie zu entwickeln?«

Gwen lächelt ihren ehemaligen Schwiegersohn freundlich an. »Weil ich schuldig bin«, antwortet sie. »Ich habe einen Mann erschossen. Nicht wegen irgendwelcher mildernder Umstände, nicht weil ich Antidepressiva genommen habe und auch nicht aus Angst um mein Leben. Sondern weil ich ihn erschießen wollte, weil er ein schlechter Mensch war, der es verdient hat zu sterben. So einfach ist das.«

»An all dem ist überhaupt nichts einfach«, widerspricht Amanda.

»Nur weil du darauf bestehst, alles zu verkomplizieren.«

»*Ich* verkompliziere alles?«

»Ich weiß, dass es du es gut meinst, Schätzchen …«

»*Schätzchen?*«

»Amanda …«

»Du weißt gar nichts über mich.«

»Das stimmt wahrscheinlich«, gibt ihre Mutter zu und schafft es, dabei ehrlich reuevoll zu klingen. »Aber ich weiß, dass ich kaltblütig einen Mann erschossen habe und deshalb im Gefängnis sein sollte. Können wir es dabei belassen?«

»Da ist noch etwas, was du uns nicht erzählst«, sagt Amanda und stößt auf ihre Mutter herab wie ein Adler auf seine Beute.

Ihre Mutter schüttelt den Kopf. »Ich habe euch alles gesagt.«

»Wie lange nach der Scheidung hast du meinen Vater kennen gelernt?«, versucht Amanda einen neuen Ansatz.

»Etwa ein Jahr. Warum? Was spielt das für eine Rolle?«

»Erzähl mir davon.«

»Wovon?«

»Von meinem Vater«, sagt Amanda, lehnt sich an die Wand des kleinen Raumes und hofft, dass sie sie stützen und verhindern wird, dass sie zu Boden gleitet.

»Ich weiß nicht genau, ob ich verstehe, worauf du hinauswillst.«

»Bitte«, flüstert Amanda, unfähig, mehr zu sagen.

Ihre Mutter seufzt und verzieht die zitternden Lippen zu einem Lächeln. »Dein Vater war ein wunderbarer Mann. Ich habe ihn sehr geliebt.«

»Er wusste, dass du schon mal verheiratet gewesen warst?«

»Selbstverständlich. Das hätte ich ihm nie verschwiegen.«

»Wusste er auch von dem Geld?«

»Nein.«

»Das heißt, er wusste auch nichts von Rod Tureks Drohungen?«

»Er wusste, dass ich Angst vor Rod hatte.«

»Und wo war ich in der ganzen Zeit?«

»Du? Du warst noch ein Kleinkind, nicht älter als zwei Jahre.«

»Hast du damals angefangen, die Antidepressiva zu nehmen?«

Wieder wendet ihre Mutter den Blick ab, ohne etwas zu sagen.

»Mutter?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Warum warst du depressiv, Mutter?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Dann erzähle ich dir vielleicht mal, woran *ich* mich erinnere«, sagt Amanda und schaltet ihr Temperament einen Gang höher. »Ich kann mich an Lachen erinnern.« Sie macht eine Pause, in der sich die Erinnerung ausbreiten und die Ironie sacken kann. »Das ist meine erste Erinnerung. Ich lache tatsächlich. Erstaunlich, nicht wahr? Wir spielen, und du hältst mir eine Handpuppe vors Gesicht und tippst mir damit auf die Nase. Und wir lachen.« Amanda hält inne und fragt sich einen Moment lang, ob die Erinnerung real oder bloß Einbildung ist. »Und ich weiß noch, dass du mir ein anderes Mal meine Hände über den Kopf gehalten und mich hast tanzen lassen. Mein kleines Püppchen, hast du mich genannt. ›Wer ist mein kleines Püppchen?‹, hast du mich geneckt, und ich habe gelacht und gerufen: ›Ich. Ich.‹ Und wir waren glücklich. Ich weiß, dass wir glücklich waren. Und dann ist auf einmal alles anders geworden. Danach erinnere ich mich nur noch an weinende Menschen. Warum ist das so, Mutter?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und ob du es weißt, verdammt noch mal.«

»Amanda …«, mahnt Ben.

»Was ist passiert, Mutter?«

»Was soll ich sagen?«, fragt Gwen Price. »Das Lachen hat aufgehört.«

»Warum hat es aufgehört?«

»Welchen Unterschied macht das?«

»*Warum hat es aufgehört?*«

Ihre Mutter seufzt, blickt Hilfe suchend zu Ben, dessen Blick jedoch auf Amanda fixiert ist. Als er nichts sagt, fährt sie nach einer langen Pause fort: »Ich habe diese Tabletten genommen. Sie haben mich zu einem verdammten Zombie gemacht. Als ich versucht habe, sie abzusetzen, wurde alles nur noch schlimmer. Ich bin zwischen Wut und Bewusstlosigkeit hin- und hergeschwankt. Es war ein Alptraum.«

»Warum hast du die Tabletten genommen, Mutter?«

Ein weiteres Seufzen, eine weitere ausgedehnte Pause.

»Wie du eben gesagt hast, ich hatte viel durchgemacht. Ich hatte beide Eltern verloren, mich von meinem Mann scheiden lassen …«

»Du warst wieder verheiratet. Mit einem wunderbaren Mann, den du sehr geliebt hast. Du hattest ein kleines Mädchen.«

»Ich habe unter postnataler Depression gelitten.«

»Ach, wie praktisch«, höhnt Amanda.

»Es war alles andere als praktisch, das kann ich dir versichern.«

»Interessant, dass du das nie vorher erwähnt hast.«

»Das waren andere Zeiten. Man hat nicht darüber gesprochen. Nicht so wie heute.«

»Die Zeiten waren eben nicht so«, wiederholt Amanda die Phrase ihrer Mutter.

Gwen nickt. »Und dann hat Rod mich aufgespürt und mir gedroht, und das war wohl einfach zu viel.«

Amanda starrt ihre Mutter ungläubig mit offenem Mund an. »Zu viel Scheiß, meinst du.«

»Amanda …«, beschwört Ben sie.

»Was glaubst du, mit wem du es zu tun hast, verdammt noch mal, Mutter? Mit der Polizei? Erwartest du ernsthaft, dass wir diesen Mist glauben?«

Ihre Mutter wendet sich wortlos ab.

»Willst du wissen, warum wir es dir nicht glauben?«

Amanda schlägt mit der Faust auf den Tisch, um die Aufmerksamkeit ihrer Mutter zurückzuerzwingen. »Weil es absolut keinen Sinn ergibt.«

»Tut mir Leid, dass du es so siehst.«

»Es ergibt nicht nur keinen Sinn, es erklärt auch nicht, was du hiermit wolltest.« Amanda schwenkt das Foto von Rodney Turek und seiner Tochter vor der Nase ihrer Mutter. »Was hast du mit diesem Bild gemacht, Mutter? Woher hast du es?«

Statt zu antworten, steht ihre Mutter langsam auf. »Ich fürchte, ich bin sehr müde. Ihr müsst mich entschuldigen.«

Sie geht zur Tür und klopft, um den Wärter zu rufen.

»Das hier ist noch nicht zu Ende«, sagt Amanda und sieht, wie ihre Mutter den Rücken versteift.

Dann geht die Tür auf, und der Wärter führt ihre Mutter hinaus.

28

»Kannst du das glauben?«, flüstert Amanda mit zusammengebissenen Zähnen, als sie gefolgt von Ben den Gefängnisflur hinunterstürmt. »Sie kannte den Mann nicht nur, sie war mit ihm verheiratet! Zehn verdammte Jahre! Kannst du dir das vorstellen?«

»Ich denke, wir sollten damit warten, bis wir im Auto sind.« Ben weist mit dem Kopf auf den Wärter, der in der Nähe des Eingangs hinter einer Trennwand aus Glas sitzt und sie beobachtet.

»Sie hat dem Mann hunderttausend Dollar gestohlen!«

»Ich denke wirklich, dass wir warten sollten, bis wir …«

»Sie war tablettenabhängig, verdammt noch mal!«

»Amanda …«

»Erst haben wir kein Motiv für die Schüsse. Und nun haben wir *nur* noch Motive.«

»Gibt es irgendein Problem?« Angezogen von dem Aufruhr tritt wie durch Zauberhand ein Wärter aus einer Wand am anderen Ende des Flurs und kommt, eine Hand auf dem Pistolenhalfter, auf sie zu.

»Nein, Officer.« Bens Finger graben sich durch den dicken Parka in Amandas Arm, als er sie Richtung Eingang bugsiert.

»Sie hat mich *Schätzchen* genannt!« Amanda stößt die Tür zum Parkplatz auf und stapft hinaus, bevor sie unvermittelt stehen bleibt, herumfährt und in einen Strom wütender Tränen ausbricht. »Wer zum Teufel ist diese Frau?«

Ben nickt verständnisvoll, dabei sind seine Augen wie ein Spiegel ihrer Verwirrung.

Ich könnte deine starken Arme jetzt wirklich dringend brauchen, denkt Amanda und schwankt in seine Richtung.

Er streckt die rechte Hand aus, doch anstatt sie tröstend in den Arm zu nehmen, fasst er nur ihren Ellenbogen und lotst sie über den tiefen Schneematsch auf dem Parkplatz, als wateten sie durch womöglich tückische Ozeanwellen, den Autoschlüssel schon in der Hand. »Alles in Ordnung?«, fragt er, als sie im Wagen sitzen und der Motor der alten Karosse giftig aussehende Dämpfe in den ohnehin grauen Himmel pustet.

»Glaub schon.«

»Was hältst du von ihrer Geschichte?«

»Ich denke, dass sie für eine Psychopathin eine erstaunlich schlechte Lügnerin ist.«

»Glaubst du, dass alles, was sie erzählt hat, gelogen war?«

Amanda schüttelt den Kopf. »Ich glaube, dass sie mit Rodney Turek verheiratet war. Ich glaube, dass er ein Gauner war, der sie betrogen und ihren Vater bestohlen hat. Ich halte es sogar für möglich, dass sie das Geld zurückgestohlen hat. Aber danach wird es irgendwie trübe.«

»Jedenfalls hat sie uns einiges verschwiegen.«

»Und wie finden wir heraus, was?«

Ben überlegt einen Moment. Amanda beobachtet, wie sein Blick über die Windschutzscheibe huscht, als würde er eine unsichtbare Liste möglicher Alternativen studieren.

»Wir machen genau das, was du deiner Mutter gegenüber für den Fall angekündigt hast, dass sie nicht ganz ehrlich zu uns ist.« Er wartet, bis sie begreift.

»Wir statten Hayley Mallins einen Besuch ab«, sagt Amanda leise, schnallt sich an und macht es sich für die Fahrt bequem.

Auf dem Gardiner Expressway hat es einen Unfall gegeben – ein Sattelschlepper hat sich quer gestellt und blockiert sämtliche Spuren in östlicher Fahrtrichtung –, sodass Ben und Amanda

fast zwei Stunden bis in die Innenstadt brauchen. Das ist noch schlimmer als die Interstate 95, denkt Amanda, sagt es jedoch nicht laut, weil in Wahrheit *nichts* schlimmer sein kann als die I-95. Außerdem wäre es ohnehin schwer, irgendetwas zu sagen, so laut wie Ben das Autoradio aufgedreht hat, ein vertrautes Zeichen, das sie mit einem Kopfnicken registriert. Er möchte nicht reden. Er möchte mit seinen Gedanken alleine sein oder vielleicht auch gar nichts denken. Amanda erinnert sich aus ihrer gemeinsamen Zeit mit Ben daran und wünscht sich lächelnd, dass es ihr auch so leicht fallen würde, einfach alles auszublenden. Eine Zeit lang versucht sie es mit der stummen Wiederholung eines Mantras, das sie von ihrer Freundin Ellie gelernt hat, die einmal an einem viertägigen Kurs in transzendentaler Meditation teilgenommen hat, der mehr als tausend Dollar gekostet hat. *Kirrell, kir-rell.* Aber sei es, weil es Ellies Mantra und nicht ihr eigenes ist oder weil Ellie durch seine Enthüllung irgendeinen heiligen Eid gebrochen hat, das Mantra funktioniert nicht. *Kir-rell, kir-rell.* Nach weniger als einer halben Minute ist Amanda in Gedanken wieder in dem schrecklichen, stickigen, kleinen Raum mit ihrer Mutter, die ihr erzählt, dass sie mehr als ein Jahrzehnt lang mit Rodney Turek alias John Mallins verheiratet war – *kir-rell, kir-rell* –, dass er ihren Vater um seine gesamten Ersparnisse betrogen hat – *kir-rell, kirrell* –, dass sie sie zurückgestohlen hat – *kir-rell, kir-rell* –, dass er sie bedroht hat – *kir-rell, kir-rell!* –, und dass ihre nachfolgende Depression sie in die alptraumhafte Welt einer Tablettenabhängigkeit gestoßen hatte. *Kir-rell, kir-rell!!!*

Die reinste Hölle kommt der Sache schon näher.

Amanda gibt das Mantra auf, das wie ein Seufzer auf ihrem Atem schwebt und die Windschutzscheibe mit einer kleinen Wolke beschlägt. Irgendwo unterwegs fängt die Geschichte ihrer Mutter an, unglaubwürdig zu klingen.

Die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, denkt Amanda müde. »Alles, nur nicht die Wahrheit«, sagt sie

und sieht Ben an, als ihr bewusst wird, dass sie laut gesprochen hat. Aber er hat sie entweder nicht gehört oder tut so, nachdem er ihrem frustrierten Gebrabbel auf der Fahrt zurück in die Stadt schon eine Stunde lang zuhören musste. Jetzt blickt er stur geradeaus, fährt ruhig ein paar Meter weiter, sobald sich eine Lücke auftut, und tippt mit den Fingern grimmig im Takt zu der Rock-Musik im Radio. Coldplay, denkt sie, ist sich aber nicht sicher. Denn in Wahrheit hat sie den Kontakt zu der Musik ihrer Generation längst verloren.

Erzähl mir nicht, dass du dieses Zeug wirklich magst, hatte Sean sie einmal gefragt, bevor er das Autoradio, ohne zu fragen, von einem Rocksender auf einen Klassiksender umgestellt hatte. Das war zumindest besser als die grauenhafte Country-Musik, die er sonst gern hörte. *Dies ist Amerika,* hatte er mal auf ihren lautstarken Protest erwidert und fröhlich den Refrain mitgesungen, der unweigerlich von treulosen Frauen und Pick-up-Trucks handelte. *So schlägt das Herz des Landes.*

So scheppert ein Haufen Mist, hatte sie gedacht. Aber nach vier Jahren Ehe sang sie den Refrain mit. »Es besteht doch noch Hoffnung für dich«, scherzte Sean. Vielleicht hatte sie deswegen einen solchen Drang verspürt wegzugehen. Country-Musik hat meine zweite Ehe zerstört, denkt sie schmunzelnd. *Darüber* sollte mal jemand einen Country-Song schreiben.

Aber letztendlich war das natürlich auch nicht die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Ihre Ehe war nicht an ihrem unterschiedlichen Geschmack in punkto Musik und Film oder an ihrem Altersunterschied gescheitert, nicht einmal an ihren gegensätzlichen Vorstellungen, was die Gründung einer Familie betraf. Nein, ihre Ehe war schon von dem Moment an zum Scheitern verurteilt, als sie *Ja, ich will* gesagt hatte. Denn die einfache Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit war, dass sie *nicht* gewollt hatte.

Amanda schließt die Augen und sieht das Gesicht ihrer Mutter. *Ich war schließlich mehr als zehn Jahre mit diesem Mann*

verheiratet. Mehrfach-Ehen liegen offenbar in der Familie, denkt sie und lacht laut.

»Was ist so komisch?«, fragt Ben und dreht das Radio leiser.

»Eigentlich gar nichts.«

Er nickt, als wäre das vollkommen logisch.

Als sie beim Four Seasons Hotel ankommen, liegt die Abenddämmerung schon wie eine Drohung über dem nachmittäglichen Himmel. »Meinst du wirklich, das ist eine gute Idee?«, fragt Amanda, die einer Konfrontation mit Hayley Mallins mit einem Mal seltsam zögerlich, ja beinahe ängstlich entgegensieht.

Ben gibt dem Portier am Eingang des Hotels seinen Autoschlüssel. »Hast du eine bessere?«

Amanda blickt zu der bevölkerten Bar auf der linken Seite der Lobby. »Ich könnte einen Drink gebrauchen.«

»Definitiv eine bessere Idee.« Sie gehen vorbei an der gemütlichen Sitzecke, in der ihre Mutter darauf gewartet hatte, ihren Ex-Mann niederzuschießen, steigen ein paar Stufen zu der eigentlichen Bar hinauf, wo sie sich an einen kleinen Tisch am Fenster setzen. »Was darf's denn sein?«, fragt Ben.

»Einen Pfirsich-Himbeer-Tee, bitte«, sagt Amanda, als ein Kellner naht.

Ben lacht. »Einen Pfirsich-Himbeer-Tee und ein Glas sehr trockenen Rotwein«, erklärt er dem jungen Mann, bevor er sich wieder Amanda zuwendet. »Du erstaunst mich immer wieder.«

»Ist das gut?«

Er tut die Frage mit einem Achselzucken ab. »Und du willst ganz bestimmt nichts Stärkeres?«

»Ich denke, ich sollte besser einen klaren Kopf behalten.«

Er nickt. »Keine schlechte Idee.«

»Was genau wollen wir Hayley Mallins eigentlich sagen?«

»Nun, für den Anfang werden wir ihr den wahren Namen ihres Mannes mitteilen. Mal sehen, wie sie darauf reagiert.«

»Und wenn meine Mutter Recht hat und Hayley Mallins nichts über die Vergangenheit ihres Mannes weiß?«

»Hältst du das wirklich für denkbar?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Nichts ergibt einen Sinn.«

»Alles ergibt einen Sinn«, entgegnet Ben. »Wir haben ihn nur noch nicht herausgefunden.«

Einige Minuten später kehrt der Kellner mit ihren Getränken zurück, die er auf einem niedrigen Tisch zwischen ihnen abstellt. Das feine warme Fruchtaroma weht Amanda in die Nase. »Hm. Das riecht wunderbar.«

Ben hält seine Nase über den Glasrand und atmet tief ein.

»Das kann man wohl sagen.« Er hält das Weinglas hoch.

»Prost.«

»Prost.« Amanda stößt mit dem Rand ihrer Porzellantasse an die Wölbung seines Glases und fragt sich, was es zu feiern gibt. »Und was machen wir, nachdem wir Hayley Mallins' Fassade geknackt haben?«

»Das kommt darauf an, was sie sagt.«

»Und wenn sie gar nichts sagt?«

»Zeigen wir ihr das Foto.«

»Um den alten Spruch zu bestätigen – ein Bild sagt mehr als tausend Worte?«

Ben nickt und trinkt einen großen Schluck Rotwein.

»Und wenn sie darüber auch nichts weiß? Wenn sie keine Ahnung hat, wie meine Mutter in den Besitz des Fotos gekommen ist und was sie damit gemacht hat? Was, wenn wir die arme Frau durch unseren Besuch nur noch weiter verstören, als sie es ohnehin schon ist? Ich meine, vielleicht hat meine

Mutter Recht. Hat es wirklich Sinn, irgendeinen Mist aufzuwühlen?«

»Bist du ganz sicher, dass es dir gut geht?«, wiederholt Ben seine Frage von vorhin und sieht sie über den Rand seines Glases an.

»Ja. Warum?«

»Es ist ganz untypisch für dich, dir Sorgen um aufgewühlten Mist zu machen.«

»Stimmt«, gibt Amanda zu. Was ist mit ihr los? Hat sie wirklich gesagt, dass ihre Mutter vielleicht Recht hat – mit irgendwas? »Das muss an dem Tee liegen.«

»Sieh mal«, sagt Ben. »Selbst wenn wir nichts Wichtiges erfahren, betrachte es als einen Dienst an der Menschheit.«

»Einen Dienst an der Menschheit?«

»So erfährt Hayley Mallins zumindest von dem Nachlass ihrer Schwiegermutter. Vielleicht kehrt sie als reiche Frau nach England zurück.«

»Meinst du?«

»Ich meine, du solltest deinen Tee austrinken.« Er kippt den Rest seines Rotweins hinunter und steht auf. »Auf in den Kampf.«

Wenig später treten sie im 24. Stock aus dem Fahrstuhl.

»Hier entlang«, sagt Amanda, schon auf halbem Weg den Flur hinunter.

»Amanda, warte«, ruft Ben ihr nach. »Versprich mir, dass du nicht ausrastest.«

Ohne stehen zu bleiben, sieht sie sich um. »Ich werde nicht auf Konfrontationskurs gehen. Versprochen.«

»Geh das Ganze einfach ganz langsam und behutsam an.«

Amanda steuert die Tür der Suite der Mallins' an. »Tue ich das nicht immer?«

»Scheiße«, hört sie Ben murmeln, als sie die Hand hebt, um an die Tür zu klopfen.

»Mom«, ruft kurz darauf eine Jungenstimme hinter der Tür. »Da ist jemand.«

Man hört Schritte – zögerlich, tastend – und eine Frauenstimme – verhalten und ängstlich. »Wer ist da?«

»Hier ist Amanda Travis, Mrs. Mallins. Wir haben neulich miteinander gesprochen …«

Die von einer Metallkette gesicherte Tür wird einen Spalt weit geöffnet. Ein dunkles Auge späht in den Korridor und weitet sich, als es erkennt, dass Amanda nicht allein ist.

»Wer ist das?«

»Das ist Ben Myers. Er …«

»… vertritt die Frau, die meinen Mann erschossen hat«, erkennt Hayley Mallins.

»Könnten wir kurz reinkommen, Mrs. Mallins?«, fragt Amanda. »Es gibt da einiges, das wir mit Ihnen besprechen müssen.«

»Was denn zum Beispiel?« Die Kette bleibt störrisch vorgelegt.

»Das hier zum Beispiel.« Amanda greift in die Tasche ihres roten Parka, zieht das Bild von Vater und Tochter heraus und hält es vor den Türspalt. Das sichtbare Auge wird noch weiter und erkennbar alarmiert aufgerissen, bevor die Tür vor Amandas Nase zugeschlagen wird.

»So viel zu der Idee, es langsam und behutsam angehen zu lassen«, meint Ben.

»Tut mir Leid. Ich konnte nicht anders.« Amanda hebt die Hand und klopft energisch.

»Gehen Sie weg«, ertönt die prompte Antwort.

»Mrs. Mallins … Hayley. Bitte.«

»Gehen Sie weg, oder ich rufe die Polizei.«

»Tun Sie das«, sagt Ben laut. »Ich denke, die Polizei könnte sich sehr für das Foto interessieren.«

In der nachfolgenden Pause ist es, als würde niemand atmen. Schließlich hört man, wie die Kette aus ihrem Schloss gelöst wird, bevor der Türknauf sich dreht und die Tür aufgeht. Hayley Mallins macht einen Schritt zurück, um sie eintreten zu lassen.

»Gut gemacht«, flüstert Amanda Ben bewundernd zu, als sie über die Schwelle tritt und sich verstohlen umsieht. Als Erstes fällt ihr auf, dass Hayley Mallins' ohnehin blasse Haut jetzt so gespenstisch weiß ist, als ob sie gerade aus einem Bleichebad gestiegen wäre, und die Ärmel ihres zu großen, moosgrünen Pullovers ihre zitternden Hände bis zu den Fingerspitzen bedecken. Sein Saum hängt locker über einer weiten, braunen Cordhose, ihre Haare fallen wie kraftlose schwarze Fäden um ihr Kinn. Alles an ihr wirkt fransig, selbst ihre Gesichtszüge scheinen kurz davor zu zerfließen. Amanda beobachtet, wie der Blick der Frau nervös zu der Zimmertür links von ihr zuckt. *Findest du nicht, dass Victor es verdient hat, die Wahrheit zu erfahren,* verlangt eine Frau hinter der Tür wissen. *Bitte,* fleht daraufhin eine andere Frau. *Du weißt nicht, was du tust.*

Amanda erkennt die Stimmen aus einer früheren Lieblings-Seifenoper und findet für einen flüchtigen Moment Trost in dem Gedanken, dass sich zumindest manche Dinge nie ändern. Seit Anbeginn der Zeit haben Frauen Victor Dinge vorenthalten. Am Ende erfährt er stets die Wahrheit, und alle müssen für ihre Täuschung teuer bezahlen. Man sollte meinen, sie würden daraus lernen. »Wie halten die Kinder durch?«, fragt sie.

»Sie möchten dringend nach England zurück.« Hayley ballt in den Ärmeln ihres Pullovers die Fäuste und öffnet sie wieder. »Was wollen Sie von mir?«

»Wir haben dieses Foto im Haus meiner Mandantin gefunden. Haben Sie eine Ahnung, wie sie daran gekommen ist?«, fragt Ben, nimmt Amanda das Foto aus der Hand und hält es der anderen Frau hin.

Einen Moment lang sieht Hayley Mallins aus, als würde sie in Ohnmacht fallen. Sie packt die Lehne des nächsten rot-gold gestreiften Stuhls und lässt sich langsam darauf nieder.

»Alles in Ordnung, Mrs. Mallins? Möchten Sie ein Glas Wasser?«

Hayley schüttelt den Kopf, und ein Hauch von Farbe kehrt in ihr Gesicht zurück, als sie das Bild kurz betrachtet, den Blick jedoch rasch wieder abwendet. »Was hat das zu bedeuten?«

»Wir hatten gehofft, dass Sie uns das sagen können.«

Hayley starrt schweigend auf ihren Schoß.

»Wir haben noch etwas gefunden«, sagt Amanda. »Eine Reihe falscher Visitenkarten.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sagt Ihnen der Name Rodney Turek etwas?«

Hayley atmet vernehmlich ein, und der Hauch von Röte, der auf ihre Wangen zurückgekehrt war, verflüchtigt sich rasch wieder. »Nein. Nichts.«

»Lassen Sie uns erzählen, was wir wissen«, sagt Amanda.

»Es interessiert mich wirklich nicht, was Sie zu wissen *glauben*«, protestiert Hayley.

»Wir wissen, dass Ihr Mann nicht John Mallins hieß.«

»Sie irren sich.«

»Wir wissen, dass er Rodney Turek hieß.«

»Das ist absurd.«

»Sie hatten Recht: Ihr Mann ist zurückgekommen, um den Nachlass seiner Mutter zu regeln«, fährt Amanda fort, »aber der Name seiner Mutter war Turek, nicht Mallins.«

»Vielleicht hat sie wieder geheiratet. Haben Sie daran gedacht?«

»Ist Ihnen bekannt, dass die Obduktion Ihres Mannes ergeben hat, dass er zehn bis fünfzehn Jahre älter war, als er behauptet hat, und dass er sein Gesicht hat operieren lassen?«

»Sie lügen.«

»Rufen Sie die Polizei an. Fragen Sie selbst.«

»Ich denke, Sie sollten jetzt gehen.«

»Es gibt noch etwas, was wir wissen«, sagt Amanda rasch.

»Noch etwas, worüber Sie sich irren«, beharrt Hayley.

»Wir wissen, dass Ihr Mann Gwen Price keineswegs unbekannt war. Tatsache ist vielmehr, dass sie einmal verheiratet waren.«

Hayley rappelt sich auf die Füße und schüttelt heftig den Kopf.

»Sie sind völlig verrückt.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Hat Ihnen die Frau das erzählt? Weil sie entweder lügt oder irre ist. Wie können Sie irgendwas glauben, was sie sagt?«

»Das wird sich ohne Probleme nachweisen lassen«, sagt Ben.

»Ich will, dass Sie gehen. Ich will, dass Sie beide sofort hier verschwinden.«

Die Tür zu dem Zimmer geht auf, und Spenser betritt, gefolgt von seiner älteren Schwester, die die Hände nervös auf seine Schultern gelegt hat, den Raum. Sie tragen beide graue Sweatshirts und Jeans, und ihre Blicke zucken hektisch zwischen ihrer Mutter und den Besuchern hin und her. Im Hintergrund hört man weiter wütende Stimmen. *Ich kann nicht glauben, dass du die Frau nach allem, was sie getan hat, in dein Haus gelassen hast.*

»Hallo, Hope, Spenser«, sagt Amanda.

»Ihr erinnert euch an Amanda Travis«, sagt Hayley höflich, als

würde sie ihnen eine alte Freundin ins Gedächtnis rufen.

»Das ist Ben Myers, mein …«

»… Partner«, sagt Ben eilig und streckt die Hand aus.

»Wie geht es euch so?«

»Ist irgendwas nicht in Ordnung?«, fragt Hope ihre Mutter, ohne Ben und Amanda zu beachten. »Wir haben euch trotz des Fernsehers streiten gehört.«

»Alles in Ordnung, mein Schatz. Die Leute wollten gerade gehen.«

»Wir brauchen nur noch ein paar Minuten mit eurer Mutter«, sagt Ben.

»Sieht nicht so aus, als wollte sie Ihnen ein paar Minuten geben«, erklärt Spenser, löst sich von seiner Schwester und baut sich zwischen seiner Mutter und den ungebetenen Gästen auf.

»Spenser …«, setzt Amanda an.

»Gehen Sie, oder wir müssen die Polizei verständigen.«

Amanda muss beinahe lächeln und fragt sich, ob es der steife englische Akzent des Jungen oder seine förmliche Ausdrucksweise ist, die ihn so reif klingen lässt.

»Schon gut, Spenser.« Hayley lächelt mit mütterlichem Stolz. »Ich komme zurecht. Du und Hope, ihr könnt weiter Fernsehen gucken.«

Hope wendet sich bereits wieder in Richtung Schlafzimmer. *Dafür ist Victor verantwortlich, und das weißt du auch.*

»Bist du sicher, dass alles okay ist?«

»Auf jeden Fall. Ich komme sofort.«

Hope nickt und macht ihrem Bruder mit dem Kopf ein Zeichen, ihr zu folgen. Aber Spenser verschränkt die Arme, baut sich noch breitbeiniger auf, offensichtlich nicht bereit, sich vom Fleck zu rühren.

»Mir geht es gut«, versichert Hayley Mallins ihrem Sohn ein weiteres Mal. »Ich komme hier schon zurecht. Geh jetzt, Püppchen.«

Und dann rauscht das Blut in Amandas Ohren, und der Raum explodiert, und alles wird still.

29

»Was haben Sie gesagt?«, fragt Amanda, als sie ihre Stimme wiedergefunden hat.

Von Amandas Ton sichtlich verschreckt macht Spenser einen Schritt zurück.

»Was ist los?«, fragt Hayley, die die atmosphärische Veränderung spürt und Ben besorgt ansieht.

»Spenser«, sagt Ben. »Warum gehst du nicht mit deiner Schwester?« Das ist offensichtlich eine Anweisung und keine Bitte.

»Geh schon, Liebes«, drängt seine Mutter.

»Ich will aber nicht gehen.«

»Bitte, Schätzchen. Es wird alles gut. Versprochen.«

Der Junge zögert immer noch. »Schreist du, wenn du Hilfe brauchst?«

»Ich versichere dir, dass das nicht nötig sein wird«, sagt Ben, während Amanda gegen den Drang ankämpft, selber zu schreien.

Widerwillig lässt der Junge seine Mutter zurück und trödelt zur Schlafzimmertür.

»Wie haben Sie ihn genannt?«, fragt Amanda, die dem Jungen mit forschen Schritten folgt und die Tür hinter ihm schließt.

»Ich verstehe nicht«, stottert Hayley und blickt Ben Hilfe suchend an.

»Sie haben ihn Püppchen genannt.«

»Ja. Hab ich wohl. Warum?«

»Das sollen Sie mir sagen.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen. Es ist bloß ein Kosename.«

»Nicht bloß irgendein Kosename.«

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.«

Amanda braucht einen Moment, um ihre Fassung wieder zu gewinnen. Ist es möglich, dass Püppchen als Kosename verbreiteter ist, als sie dachte, ebenso häufig wie Bärchen oder Schätzchen? Dass er Länder- und Kulturgrenzen überschreitet, weshalb Hayleys unbefangener Gebrauch des Namens nur ein erstaunlicher Zufall ist? Ist das möglich?

»So hat mich meine Mutter immer genannt«, sagt Amanda, »als ich klein war.«

»Tatsächlich?« Hayleys Stimme dringt beinahe unhörbar aus ihrer Kehle. »Nun, ich nehme an, so ungewöhnlich ist das nicht.«

»Ich glaube schon«, beantwortet Amanda ihre eigene Frage.

»Also …«, setzt Hayley an, sagt jedoch nichts weiter.

»Als kleines Mädchen habe ich Puppen geliebt … Marionetten … wie immer man sie nennen will. Und meine Mutter hat mich an den Händen gehalten und an ihren Fingerspitzen baumeln lassen und gesagt: ›Püppchen, Püppchen …‹«

Hayleys Gesichtsfarbe wechselt von Bleich zu Leichenblass. »›Wer ist mein kleines Püppchen?‹«, flüstert sie, als sich die Blicke der beiden Frauen treffen, und ihr flacher Atem wie ein Echo des jeweils anderen klingt. »Wer *sind* Sie?«

»Mein Name ist Amanda Travis«, antwortet Amanda langsam und jedes Wort betonend. Dann macht sie eine Pause, nicht um des dramatischen Effekts willen, sondern weil sie gefährlich kurzatmig ist. »Gwen Price ist meine Mutter.«

Hayley taumelt rückwärts gegen den nächsten Stuhl und greift sich an die Brust. »Mandy?« keucht sie, als würde sie nach Luft schnappen.

Amanda spürt, wie sich jedes Härchen ihres Körpers aufstellt, als ob sie gerade auf ein Kabel getreten wäre, das unter Strom steht.

»Mein Gott.« Hayley reißt die Augen auf und saugt jedes Detail von Amandas Gesicht auf. »Ich kann nicht glauben, dass ich die Verbindung nicht hergestellt habe.«

Amanda tritt ein paar Zentimeter vor. »Welche Verbindung?«

Hayley lässt sich mit ihrer Antwort einen Moment Zeit, in dem ihr Blick immer wieder zwischen Amanda und der Tür zum Flur hin- und herzuckt, als würde sie einen Fluchtversuch in Erwägung ziehen. »Ich kannte dich nur als Mandy. Mein Gott. Erinnerst du dich nicht an mich?«

»Sollte ich?«

Hayley schüttelt den Kopf, ohne dass ihr Blick irgendwo verharrt. »Nein, natürlich nicht. Du warst noch ein Baby, als ich dich zum letzten Mal gesehen habe.«

»Wer zum Teufel sind *Sie?*«

»Hat deine Mutter dir das nicht erzählt?«

Amanda schüttelt den Kopf. »Wer *sind* Sie?«, fragt sie noch einmal.

Hayley zögert und blickt zum Fenster, als ob sie in den Lichtern der Stadt nach einer Antwort suchen würde, bevor sie leise und stockend sagt: »Mein Name war Hayley Walsh.«

»Walsh?«

»Ich habe auf der Palmerston Avenue im Haus neben euch gewohnt.«

Amanda sieht ein riesiges Walross von einem Mann, der feixend in der Mitte der Einfahrt steht, die sich die beiden Häuser teilen. »Die Tochter des alten Mr. Walsh?«

»Ich war dein Babysitter, als du klein warst. Ich hab dich immer mein kleines Püppchen genannt, weil du so verrückt nach diesen verdammten Marionetten warst.«

»Dann waren Sie das, die mich durchs Haus getragen hat?«

»›Püppchen, Püppchen, wer ist mein kleines Püppchen?‹«, wiederholt Hayley, plötzlich mit Tränen in den Augen, die ihre aschfahlen Wangen benetzen. Sie starrt Amanda an, als wollte sie sich anschicken, sie mit Haut und Haaren zu verschlingen.

Amanda geht zu dem Sofa, lässt sich auf die weichen Polster fallen und kämpft gegen den Drang an, in Tiefschlaf zu fallen. Ihr kommt der Gedanke, dass das alles nur ein Traum ist, und wenn sie die Füße hochlegt, die Augen schließt und dann wieder aufschlägt, wird diese ganze surreale Episode vorbei sein. Langsam lässt sie die Augen zufallen. Doch als sie sie Sekunden später wieder öffnet, ist Hayley Mallins immer noch da, setzt sich auf den nächsten Stuhl und packt die Lehnen so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß werden. »Ich kann mich nicht daran erinnern, dass Mr. Walsh eine Tochter hatte«, sagt Amanda schließlich, nachdem sie sich widerwillig eingestanden hat, dass die Situation durchaus real ist, und nun versucht, die jüngsten Enthüllungen in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen.

»Nein, natürlich nicht. Du warst noch so klein, als ich weggegangen bin.«

»Weggegangen?«

»Abgehauen«, korrigiert Hayley.

»Abgehauen? Warum? Wohin?«

Hayley senkt den Kopf und starrt in ihren Schoß. »Nach England.« In der Stille hört man ihren zitternden Atem.

»Mit Rodney Turek.«

Amanda braucht einen Moment, um das Gehörte zu verarbeiten. »Das verstehe ich nicht«, sagt sie schließlich und sieht Ben an. »Wie sollten Sie Rodney Turek getroffen haben? Meine Mutter war nicht mehr mit ihm verheiratet, als wir in der Palmerston Avenue gewohnt haben. Sie war mit meinem Vater verheiratet.«

»Ja, mit Mr. Price«, bestätigt Hayley, und ein schwaches Lächeln umspielt ihre Mundwinkel. »Er war ein wunderbarer Mann.«

»Er ist vor elf Jahren gestorben.« Amanda kämpft gegen die Tränen, die ihr in die Augen geschossen sind.

»Ja. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass deine Mutter Witwe ist. Es tut mir wirklich sehr Leid für sie.«

»Warum sollte es Ihnen Leid tun?«

»Weil ich deinen Vater sehr gern mochte. Er war immer außergewöhnlich nett zu mir.«

»Aber das erklärt alles nicht, wie Sie Rodney Turek kennen gelernt haben«, erwidert Amanda, selbst überrascht von ihrem ungeduldigen Unterton.

»Spielt das eine Rolle?«

»Auf jeden Fall.«

Hayley nickt und sammelt kurz ihre Gedanken. »Ich habe ihn eines Nachmittags getroffen, als ich von der Schule nach Hause kam. Ich trug einen Haufen Bücher, stolperte über einen Spalt im Bürgersteig vor eurem Haus, und die Bücher flogen in alle Richtungen, und da war er plötzlich auf allen vieren und hat sie für mich aufgehoben.« Sie hält inne, als wollte sie sich an die genaue Abfolge der Ereignisse erinnern. »Er wollte deine Mutter besuchen, und ich habe erwähnt, dass ich häufig als Babysitter für sie arbeite, und wir haben ein bisschen geplaudert, er hat ein paar Witze gemacht, und ich habe gelacht und, ich weiß nicht, wir haben uns irgendwie gleich auf Anhieb verstanden.« Sie streicht eine Strähne hinter ihr rechtes Ohr und lächelt verlegen.

»Ich machte gerade eine rebellische Teenager-Phase durch. Die Vorstellung von einem älteren Mann – einem, der mir zuhörte und meine Ansichten ernst nahm – nun, das war ungemein reizvoll. Und er war sehr charmant«, fährt sie fort, die

selben Worte benutzend wie Gwen Price. »Ich fühlte mich durch seine Aufmerksamkeit ziemlich geschmeichelt.«

Amanda denkt an Sean Travis und empfindet unwillkürlich Mitgefühl mit Hayley. »Sie haben ihn nach jenem Nachmittag offensichtlich wieder getroffen.«

»Er rief an, wenn ich als Babysitter bei euch war. Erst gab er vor, deine Mutter sprechen zu wollen, doch nach einer Weile gab er zu, dass er eigentlich meinetwegen anrief. Er sagte, er würde unsere kleinen Unterhaltungen genießen, weil ich so erfrischend, niedlich und entzückend sei, all die Dinge, die ich unbedingt hören wollte. Wir haben angefangen, uns zu treffen, heimlich natürlich. Er sagte, die Leute würden das nicht verstehen, und er hatte Recht.«

»Was hat er sonst noch erzählt?«

»Dass ich schön und für mein Alter außergewöhnlich klug sei, eine alte Seele, die ihm das Gefühl gab, wieder jung zu sein, dass wir füreinander bestimmt seien. Solche Sachen.«

»Er hat Sie überredet, mit ihm durchzubrennen?«

»Er musste nicht viel Überredungskunst aufbieten. Ich war mittlerweile rettungslos in ihn verliebt.« Hayley schüttelt den Kopf. »Es ist seltsam, weil er äußerlich nicht besonders viel hergemacht hat. Wirklich nicht. Aber wenn er einem in die Augen sah, gab er einem das Gefühl, die schönste Frau der Welt zu sein, der einzige Mensch auf Erden, der wichtig war.«

»Also sind Sie nach England durchgebrannt?«

»Ja. Es war schrecklich romantisch. Und erstaunlich leicht.«

»Hat er je irgendwas über meine Mutter gesagt?«, fragt Amanda.

Die Frage scheint Hayley auf dem falschen Fuß zu erwischen. »Was zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, warum er sie besucht hat?«

Hayley atmet tief ein und bewusst langsam wieder aus, als

würde sie eine Zigarette rauchen, sichtlich zögerlich, die Frage zu beantworten. »Er hat gesagt, er hätte etwas Geschäftliches mit ihr zu regeln.«

»Was für Geschäfte denn?«

»Unerledigte«, sagt Hayley, nachdem sie ein weiteres Mal durchgeatmet hat.

»Und das heißt?«

»Also, ich glaube wirklich nicht, dass du das alles wissen willst.«

»Ich glaube schon.«

»Es wird deiner Mutter nicht helfen.«

»Was für unerledigte Geschäfte?«, wiederholt Amanda.

Hayley steht von ihrem Stuhl auf, geht zum Fenster und starrt in den dunkler werdenden Himmel. »Er hat gesagt, deine Mutter wäre eine Diebin, die ihm sehr viel Geld gestohlen hätte. Er hat mich aufgefordert, mich im Haus umzusehen, wenn ich als Babysitter dort war, um zu sehen, ob ich irgendetwas finden könnte.«

Amanda spürt einen stechenden Schmerz in der Brust und merkt, dass sie den Atem anhält. »Was zum Beispiel?«

»Sparbücher, Schließfachschlüssel und dergleichen.«

»Und haben Sie etwas gefunden?«

»Nein. Ich hatte irgendwie das Gefühl, dass es falsch sei, und das habe ich ihm auch gesagt.«

»Und wie hat er reagiert?«

»Er hat gesagt, das würde nur beweisen, was für ein süßes und reizendes Mädchen ich wäre, und dass er mich dafür noch mehr lieben würde.«

»Was für ein Typ.« Amanda vergräbt den Kopf in den Händen und versucht die Kopfschmerzen abzuschütteln, die an ihren Schläfen nagen.

»Was ist geschehen, nachdem Sie in England waren?«, fragt Ben.

»Aus Rodney Turek wurde John Mallins«, antwortet Hayley. »Ein paar Jahre lang sind wir von Stadt zu Stadt gezogen, bevor wir uns schließlich in Sutton niedergelassen haben.«

»Nördlich von Nottingham«, ergänzt Amanda leise und massiert den Steg ihrer Nase.

»Er hat einen kleinen Laden gekauft, wir haben geheiratet und eine Familie gegründet.«

»Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage«, sagt Amanda lauter als beabsichtigt.

»So in etwa«, sagt Hayley.

Amanda sieht Ben an, und er erwidert ihren Blick. »Warum haben Sie nichts von all dem der Polizei erzählt?«, fragen sie beide gleichzeitig.

»Wie sollte ich?«

»Wie konnten Sie nicht?«, erwidert Amanda.

»Überleg doch mal«, erklärt Hayley ihr. »Was sollte ich denen denn erzählen? Dass ich vor fünfundzwanzig Jahren als Minderjährige mit dem Ex-Mann meiner Nachbarin durchgebrannt bin, dass wir unseren Namen geändert und uns jahrelang vor den Behörden versteckt haben, dass mein Mann eigentlich Rodney Turek hieß und wahrscheinlich von der Polizei gesucht wurde? Warum sollte ich das erzählen?«

»Ich weiß nicht. Weil es die Wahrheit ist?«, fragt Amanda zurück. Die Wahrheit, denkt sie. Was für ein Konzept.

»Als die Polizei mir mitgeteilt hat, dass John erschossen worden ist, war ich zunächst zu verdattert, um irgendwas zu sagen. An jenem Morgen war John gleich früh ausgegangen. Die Kinder und ich hatten darauf gewartet, dass er ins Hotel zurückkehrte. Dann klopfte es, und ich weiß noch, dass ich gedacht habe: ›Seltsam, vermutlich hat John seinen Schlüssel

vergessen.‹ Also habe ich gefragt, wer dort war, weil John pedantisch darauf geachtet hat, nie die Tür zu öffnen, wenn man nicht absolut sicher war, wer davor steht. Und eine sehr tiefe Stimme antwortete: ›Mrs. Mallins, hier ist die Polizei.‹ Mein erster Gedanke war, dass man John verhaftet und seine wahre Identität gelüftet hatte und jetzt auch mich verhaften wollte. Eine Millionen Gedanken schossen mir durch den Kopf, und keiner war der richtige. Ist dir das schon mal aufgefallen? Dass man Millionen von Möglichkeiten vorher bedenkt, und keine trifft je zu? Die Wirklichkeit ist immer die eine Alternative, an die man nicht gedacht hat.«

Amanda nickt. Sie weiß genau, wovon Hayley spricht.

»Als die Polizei mir erzählt hat, dass John tot war, in der Hotellobby niedergeschossen, habe ich immer wieder gesagt, das müsse ein Irrtum sein. Sie haben mir eine Million Fragen gestellt darüber, was wir in Toronto machen, ob wir jemanden in der Stadt kennen und ob ich mir irgendeinen Grund vorstellen könnte, warum irgendjemand meinem Mann aufgelauert haben könnte. Ich habe nur ständig wiederholt, was John mir für den Fall eingeschärft hatte, dass irgendwer fragte, was wir hier machten, und gesagt, wir wären auf Urlaub hier.«

»Und als Sie herausgefunden haben, dass die Frau, die Ihren Mann erschossen hat, Gwen Price ist?«

»Ich weiß nicht genau, was ich gedacht habe. Ich habe vermutlich angenommen, dass sie die ganze Geschichte erzählen würde.«

»Und als sie das nicht getan hat?«

Hayley schluckt und streicht mehrere schlaffe Haarsträhnen aus ihrem Gesicht. »Nun, da war es eigentlich schon zu spät. Was sollte ich machen? Der Polizei erzählen, dass ich gelogen hatte? Dass mein ganzes Leben eine Lüge war? Denk doch an meine Kinder«, sagt sie und senkt die Stimme mit einem Blick auf die geschlossene Zimmertür zu einem Flüstern. »Sie hatten

gerade ihren Vater verloren. Wenn sie nun noch erfahren hätten, dass ihr Vater nicht der Mann war, für den sie ihn gehalten haben, und dass die Frau, die ihn erschossen hat, seine Ex-Frau war. Ich hatte solche Angst.«

»Wovor?«

»Dass die Polizei mir die Kinder wegnehmen würde.«

»Niemand wird Ihnen Ihre Kinder wegnehmen«, versichert Ben ihr.

»Sie sind alles, was ich habe«, sagt Hayley und wischt sich frische Tränen von der Wange.

»Niemand wird sie Ihnen wegnehmen«, sagt Ben noch einmal.

»Ich bin direkt nach der Hochzeit schwanger geworden«, sagt Hayley, mehr zu sich selbst als zu Ben oder Amanda.

»Aber nach vier Monaten hatte ich eine Fehlgeburt. Und im Laufe der Jahre folgten noch weitere. Dann hatte ich zwei Totgeburten. Das war das Schlimmste. Ein Kind ganz auszutragen, sodass es perfekt ausgebildet ist, und dann atmet es nicht. Ich weiß gar nicht, wie ich das beschreiben soll … Ich will meine Kinder unbedingt mit zurück nach England nehmen.«

»Was glauben Sie, warum Gwen Price der Polizei die Wahrheit nicht erzählt hat?«, fragt Amanda, Hayleys schweifende Gedanken unterbrechend.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es ja gar nicht so wichtig, *warum* sie ihn erschossen hat.«

»Und Sie sind kein bisschen neugierig?«

Hayley schüttelt den Kopf. »Sie hatten eine gemeinsame Vergangenheit«, sagt sie, als ob das Grund genug wäre, und für eine Weile prallen die Implikationen des schlichten Satzes wie kleine Steinchen von den Wänden ab. »Ich möchte, dass Sie jetzt gehen«, sagt sie. »Bitte. Mein Kinder sind bestimmt schon außer sich vor Sorge.«

»Für einen Abend haben wir vermutlich genug gesagt«,

stimmt Ben zu, während sich Amanda langsam und widerwillig erhebt.

»Du wirst doch niemanden von all dem erzählen, oder?«, fragt Hayley und folgt ihnen zur Tür. »Ich meine, es würde bloß alles verkomplizieren, und niemand hätte etwas davon. Deine Mutter sieht das offensichtlich genauso. Bitte«, sagt sie, streckt die Hand aus und legt sie auf Amandas, die gerade nach dem Türknauf greift. »Bitte, Mandy.«

Der Name tropft von den Lippen der fremden Frau auf Amandas Haut wie Säure, brennt sich tief unter die Haut und in ihr Gehirn, während das begleitende Zischen alle anderen Geräusche überdeckt. Irgendwo in der Ferne hört Amanda Bens Stimme. »Wir melden uns wieder«, sagt er, wenn sie ihn richtig verstanden hat.

Bitte, Mandy.

Irgendwo weit entfernt geht eine Tür zu und eine andere auf.

Bitte, Mandy.

»Alles in Ordnung?«, fragt irgendjemand.

»Alles bestens«, antwortet jemand anderer.

»Ganz sicher?« Die Stimme klingt lauter und näher.

»Was?«

Bitte, Mandy.

»Ich habe dich gefragt, ob es dir gut geht«, sagt Ben.

Amanda wird wie von einem Gummiband in die Gegenwart zurückgerissen. »Warum sollte es mir nicht gut gehen?«, fragt sie, betritt den eben eingetroffenen Fahrstuhl und drückt auf den Knopf für die Lobby. »Bloß weil ich eben erfahren habe, dass die einzig nette Erinnerung, die ich an meine Mutter habe, gar nicht von meiner Mutter handelt, sondern von meinem Babysitter? Dem blöden Mädchen von nebenan, das überdies bloß den Ex-Mann meiner Mutter gevögelt hat.«

»Klingt aber nicht nach alles bestens«, sagt Ben.

»Mir geht es gut.«

»Verdammt noch mal gut oder bloß gut?«

Sie lächelt. »Alles okay, Ben. Spätestens, nachdem ich etwas gegessen habe.«

»Okay, warum essen wir dann nicht irgendwo zu Abend? Und versuchen, unseren nächsten Schritt zu planen.«

»Meinst du, wir haben noch welche in petto?«

Er zuckt die Achseln, und im selben Moment beginnt sein Handy zu klingeln.

»Sie haben eine gemeinsame Vergangenheit«, wiederholt Amanda staunend, während er das Gespräch annimmt. »Das ist vermutlich ein ebenso gutes Mordmotiv wie jedes andere.«

»Hi«, sagt Ben und beugt sich ein wenig von ihr weg, sodass sie weiß, dass es Jennifer ist, noch bevor sie das Echo der Stimme der anderen Frau vernimmt. »Was? Wann ist das passiert?«

»Was ist los?«, fragt Amanda, alarmiert von seinem veränderten Tonfall.

»Ist sie okay?«

»Ist wer okay?«

»Alles klar … Ja. Danke. Wirklich nett von dir … Selbstverständlich. Ich ruf dich später an.«

»Was ist denn los?«, fragt Amanda Ben, während er das Handy wieder in der Innentasche seiner Lederjacke verstaut.

»Deine Mutter hat versucht, sich umzubringen«, sagt er leise ohne jede weitere Ausschmückung.

»Was? Wie?«

»Offenbar hat sie einen Haufen Tabletten geschluckt.«

»Tabletten? Woher hatte sie denn Tabletten?«

»Ich weiß es nicht. Man hat sie ins Etobicoke General Hospital gebracht.«

»Können wir sie besuchen?«

Der Fahrstuhl öffnet sich, und Ben führt Amanda durch die Lobby. »Wir können es versuchen.«

30

Mittlerweile kommt mir die Fahrt an den westlichen Rand der Stadt so vertraut vor, dass ich im Schlaf dorthin finden würde, denkt Amanda, obwohl sie bezweifelt, dass sie je wieder schlafen wird. Ihr Kopf fühlt sich an wie ein Glaskrug voll alter Münzen – sperrig und schwer, zerbrechlich und von zweifelhaftem Wert. Gedanken klimpern wie Pennys durch ihr Gehirn und rollen durch ihr Gesichtsfeld: Ihre Mutter ist verrückt/ihre Mutter stirbt; ihre Mutter hat einen Wildfremden erschossen/sie hat ihren Ex-Mann erschossen; Hayley Mallins ist das sprichwörtliche Mädchen von nebenan/das Mädchen von nebenan hat vom ersten Tag an alle belogen.

Wie also kommt Amanda darauf, dass sie jetzt die Wahrheit sagt?

Amanda starrt durch das Fenster in die Dunkelheit und konzentriert ihre ganze Aufmerksamkeit auf die neuen Wohnblocks, die am Ufer des Sees wie Pilze aus dem Boden sprießen. In den letzten acht Jahren ist so viel mit der Stadt geschehen, denkt sie in dem angestrengten Bemühen, alles andere auszublenden. Wenn sie ihr Visier öffnet und irgendetwas anderes als den dunklen Himmel, die hellen Lichter, den Verkehr und die scheinbar endlosen Baustellen auch nur für einen Moment in ihre Gedanken lässt, wird ihr Kopf garantiert implodieren.

Ihre Mutter hat einen Haufen Tabletten geschluckt. Warum? Woher hatte sie sie? Was hat sie dazu getrieben?

»Jede Menge neue Gebäude«, sagt sie unnatürlich laut, als wollte sie ihre unerwünschten Grübeleien verscheuchen.

»Die Stadt wächst einfach immer weiter«, erwidert Ben ebenso dröhnend, als würde er unter ähnlichen Symptomen leiden.

Glaubst du, dass meine Mutter durchkommen wird?

»Glaubst du, dass dieses ganze Wachstum der Stadt gut tut?«

Glaubst du, dass sie sterben könnte?

»Ich nehme an, man kann den Fortschritt nicht aufhalten«, sagt Ben.

Es war die Babysitterin und nicht ihre Mutter, die sie wie eine Puppe an ihren Armen hatte tanzen lassen.

»Ich war nie ein großer Fan von Vorstädten«, sagt Amanda.

»Schon komisch, findest du nicht?« So wie er es sagt, klingt es halb wie eine Frage, halb wie eine Feststellung.

Wusste ihre Mutter, dass ihr Ex-Mann mit dem Babysitter durchgebrannt war? Und hätte es sie gekümmert?

»Was ist komisch?«

»Na, ist Florida nicht mehr oder weniger eine Vorstadt neben der anderen?«

Amanda stellt sich die Südostküste des richtigerweise als Sunshine State titulierten Staates vor und sieht ein Küstenstädtchen mit dem anderen verschmelzen: Hobe Sound, Jupiter, Juno Beach, Palm Beach, Palm Beach Gardens, das eigentliche Palm Beach, Hypoluxo, Manalapan, Delray …

»Ja, vermutlich.«

Püppchen, Püppchen. Wer ist mein kleines Püppchen?

Nicht ihre Mutter.

Der Babysitter.

Amanda presst sich die Hände an die Schläfen. So viel zum Thema falsche Erinnerungen.

»Kopfschmerzen?«

»Ein leichtes Schwindelgefühl.«

»Hast du irgendwelche Tabletten dagegen in deiner Handtasche?«

Amanda schüttelt den Kopf, was sich als Fehler erweist, denn er schüttelt zurück.

»Vielleicht haben sie im Krankenhaus was da.«

»Vielleicht kann ich mir eine Tablette von meiner Mutter ausleihen.« Amanda schlägt die Hände vor den Mund. »Mein Gott, ich kann nicht glauben, dass ich das gesagt habe.«

»Sie wird schon durchkommen.«

»Ich weiß«, stimmt Amanda ihm zu. Ihre Mutter ist eine Naturgewalt. Es wird mehr als einer Hand voll Tabletten bedürfen, sie zu erledigen. »Hat deine Freundin gesagt, was für Tabletten meine Mutter genommen hat?«

»Ich glaube nicht, dass sie das weiß.«

»Wusste sie denn, woher sie sie hatte?«

»Offenbar hat sie sie einer Zellengenossin gestohlen.«

»Bestimmt der Süchtigen mit Putzfimmel.«

»Das wäre auch meine Vermutung.«

»Hast du auch eine Vermutung, warum sie so etwas Dummes getan hat?« Amanda merkt, dass sie gleichzeitig wütend und ängstlich ist. Sie hat Angst, dass ihre Mutter sterben könnte, und ist wütend auf sich, weil sie Angst hat. Was, wenn der Selbstmordversuch ihrer Mutter tatsächlich noch gelingt? In Wahrheit war sie für Amanda doch schon seit Jahren gestorben. »Glaubst du, dass sie es wegen unseres Besuchs getan hat? Weil sie geahnt hat, wie nahe wir der Wahrheit gekommen sind?«

»Es ist nicht deine Schuld, Amanda. Fang gar nicht erst an, dir Vorwürfe zu machen.«

»Ich mache mir keine Vorwürfe«, faucht Amanda und leitet ihre Wut von sich selbst auf ihren früheren Mann um, was sich viel besser anfühlt. »Damit eins klar ist, ja? Was immer meine Mutter macht, ist ausschließliche ihre Sache. Wenn sie sich

umbringen will, soll sie es meinetwegen tun. Bitte müh dich nicht mit dem irrigen Eindruck ab, dass es mich auch nur einen Dreck kümmern könnte.«

»Tut es das nicht?«

»Es könnte mir nicht gleichgültiger sein, dass meine Mutter versucht hat, sich umzubringen. Ich wüsste nur gern, *warum*. Und billige Westentaschenpsychologie kann ich gar nicht haben und brauchen. Ich gebe mir für gar nichts die Schuld. Du bist Anwalt und kein Therapeut. Und du bist ganz bestimmt nicht mehr mein Mann.«

»Da hast du vollkommen Recht«, erklärt er ihr nach einer Pause, ohne auf den Köder anzuspringen und sich auf den Streit einzulassen, den sie provozieren will. Nur seine grimmig zusammengebissenen Zähne lassen ahnen, dass sie möglicherweise zu weit gegangen ist.

»Kann die Scheißkarre nicht schneller fahren, verdammt noch mal?«

»Ich fahre schon fünfundzwanzig Stundenkilometer schneller als erlaubt.«

»Fünfundzwanzig?«

»Das ist schnell genug.«

»Hör mal, wenn sie wirklich im Sterben liegt und wir ankommen, bevor sie abkratzt, können wir sie vielleicht noch überreden, uns die Wahrheit zu sagen.«

Ben sieht sie von der Seite an. »Das sind ziemlich harte Worte.«

»Tja, nun, ich bin ein ziemlich hartes Mädchen.«

»Ich glaube nicht, dass das stimmt.«

»Dann hast du ein ziemlich kurzes Gedächtnis.«

Ben nickt wissend und packt das Steuer fester. »Halt dich fest.«

Zehn Minuten später biegen sie auf den Parkplatz des Etobicoke General Hospital. Amanda folgt Ben durch den Haupteingang zum Informationsschalter auf der linken Seite der Eingangshalle. Sie versucht, die Umgebung möglichst wenig wahrzunehmen, weil sie sich in und um Krankenhäuser nie besonders wohl gefühlt hat, und konzentriert sich stattdessen mit aller Kraft auf die feuchten Fußabdrücke der anderen Besucher, die kreuz und quer über den Boden verlaufen. Trotzdem registriert sie unwillkürlich die Geschenkboutique, die Apotheke und den kleinen Lebensmittelladen, beinahe so, als wäre sie nicht in ein Krankenhaus, sondern in ein Einkaufszentrum geraten. Nur der Geruch ist verräterisch, denkt sie, und versucht die strenge Mischung aus Desinfektionsmittel und Blumen, Blut und Parfüm zu ignorieren. Der Geruch von Krankheit. Von Angst. Und Kontrollverlust.

Das flüchtige Aroma der eigenen Sterblichkeit.

»Vierter Stock«, erklärt Ben und marschiert forsch zu den Fahrstühlen, ohne ihren Ellenbogen zu fassen oder seine Schritte ihretwegen zu verlangsamen.

Sie erkennt, dass sie ihn verletzt hat, obwohl er das nie zugeben würde. Sie hat alte Wunden aufgerissen, den Verband von einer Narbe gerissen, die gerade begonnen hatte zu verheilen. Da versuchte er, mitfühlend, verständnisvoll und für sie *da* zu sein, und ihre unmittelbare Reaktion war, so schnell wie möglich von ihm wegzukommen. Überall, nur nicht *da* zu sein. Genauso wie sie es vor acht Jahren gemacht hatte, als sie ihre Ehe hinter sich ließ. *Es funktioniert nicht,* hatte sie ihm eines Abends erklärt. Sie lagen im Bett und hatten gerade miteinander geschlafen.

Was funktioniert nicht?

Die ganze Ehekiste.

Wovon redest du?

Ich will raus.

Das verstehe ich nicht. Habe ich irgendwas falsch gemacht?

Nein.

Warum dann? Können wir nicht wenigstens drüber reden?

Da gibt es nichts zu reden. Ich will raus.

Das war's. Er hatte nicht argumentiert. Er hatte nicht darum gekämpft, dass sie blieb. Er tat, was er immer getan hatte – er nahm sie beim Wort. Und so war ihre Ehe mit ein paar kurzen Sätzen aus und zu Ende, vorbei und erledigt. Als sie ihre Ehe mit Sean beendet hatte, hatte sie sich in etwa an den gleichen Text gehalten. *Es funktioniert nicht,* hatte sie gesagt, als sie sich für ein Abendessen mit Freunden zurechtmachten. Was soll's, man konnte sich ebenso gut an das Bewährte halten.

Und jetzt sind wir hier, denkt Amanda, während sie Ben um eine Ecke verschwinden sieht, und fragt sich, seit wann *sie* für *seine* Gefühle verantwortlich ist. Sie hat keine Zeit, sich um das angeknackste Ego eines Mannes zu kümmern, keine Zeit, nett zu sein oder fair zu spielen. Außerdem hat Ben sich freiwillig für diesen Schlamassel gemeldet. Ihre Idee war es nicht. Sie hat ihn nicht gebeten, sich einzumischen. Bloß weil sie eine »gemeinsame Vergangenheit« haben, schuldet sie ihm gar nichts. Und bloß weil sie ihn im Auto angefaucht hat, hat er nicht das Recht, ihr jetzt ein schlechtes Gewissen zu machen. Es gibt nichts, weswegen sie sich schuldig fühlen müsste. Nicht seine verletzten Gefühle. Nicht der Selbstmordversuch ihrer Mutter. Das ist alles nicht ihre Schuld. Keiner kann ihr einen Vorwurf machen.

Hatte er nicht genau das gesagt?

Es ist nicht deine Schuld, Amanda. Fang gar nicht erst an, dir Vorwürfe zu machen.

Musste er auch immer so verdammt Recht haben?

»Es tut mir Leid«, entschuldigt sie sich, als sie ihn vor den Aufzügen schließlich einholt. »Ich war echt gemein.«

Er zuckt schweigend die Schultern. Doch als der Fahrstuhl kommt, spürt sie den sanften beruhigenden Druck seiner Hand an ihrem Ellenbogen, als er sie in die Kabine führt. Der Fahrstuhl füllt sich rasch mit Menschen jeglichen Aussehens und aller Hautfarben. Eine behandschuhte Hand greift an ihr vorbei, um auf einen Knopf zu drücken, als ob sie Luft sei. Kein einziges Stockwerk wird ausgelassen, stellt Amanda fest, während sie von den anderen drängelnden Passagieren immer dichter an Ben gedrückt wird. Sie schmiegt sich an seine Seite, und er legt schützend einen Arm um ihre Schulter, während sie den seltsam tröstlichen Duft seiner feuchten Lederjacke einatmet.

Im vierten Stock steigen sie aus und folgen dem Korridor zu dem Schwesternzimmer. »Nummer 426?«, fragt Ben eine kleine Versammlung von Krankenschwestern, die schwatzend hinter einem kleinen Tresen stehen, der von kürzlich angelieferten Blumengestecken verziert wird.

Die Krankenschwestern wenden sich ihnen in einem eleganten synchronisierten Schwung zu, und eine Frau mittleren Alters mit glänzender brauner Haut und lockigen schwarzen Haaren löst sich von der Gruppe. »Sie suchen Gwen Price?«

»Wie geht es ihr?«, fragt Amanda und hält den Atem an.

»Gehören Sie zur Familie?«

»Ich bin ihre Tochter.«

Die Schwester sieht Ben an. »Und Sie?«

»Ihr Anwalt.«

»Auf der anderen Seite, dann links, das letzte Zimmer auf der rechten Seite.«

Amanda löst sich von Ben und schießt den Flur hinunter.

»Ich bin mir nicht sicher, ob Besuch erlaubt ist«, ruft die Schwester ihnen nach.

Sobald sie um die Ecke biegen, sehen sie den Wachposten vor der Tür. Er hat hellbraune Haut und kurze Haare, ist nicht übermäßig groß, wie Amanda bemerkt, als er aufsteht, wirkt jedoch in seiner schicken blauen Polizeiuniform ziemlich kräftig, während er sie aus dunklen Augen in einem attraktiven Gesicht vorsichtig mustert. Seine Miene spricht die stumme Warnung aus: Kommt näher, wenn ihr euch traut. »Kann ich irgendwas für euch tun, Leute?«, fragt er in einem Tonfall, der andeutet, dass sie tunlichst nicht seine Zeit vergeuden sollten.

»Ich bin Gwen Price' Anwalt«, erklärt Ben ihm und weist sich aus. »Das ist Amanda Travis, ihre Tochter. Wir würden Mrs. Price gern sehen.«

Amanda gibt dem Beamten ihren Führerschein und schielt zu der geschlossenen Zimmertür ihrer Mutter, während der Polizist das Dokument eingehend betrachtet. In diesem Zimmer liegt ihre Mutter, denkt sie. In einem Bett. Und möglicherweise im Sterben.

Warum?

»Einen Moment, bitte«, sagt der Beamte, entfernt sich ein paar Schritte und spricht leise in ein Handy.

Warum wollte ihre Mutter sich umbringen? Warum wollte sie lieber sterben, als die Wahrheit zu sagen?

Amanda wiegt sich auf ihren Absätzen hin und her. Weil sie meine Mutter ist, deswegen. Wann hat irgendetwas, was sie gemacht hat, je einen Sinn ergeben?

»In Ordnung«, sagt der Polizist und steckt sein Telefon wieder in die Halterung an seinem Gürtel. »Sie dürfen rein. Aber nur ein paar Minuten.«

»Wie geht es ihr?«, fragt Ben.

»Sie wird durchkommen. Aber ich sollte Sie warnen …«

»Wovor?«, fragt Amanda.

»Sie hat zahlreiche Blutergüsse.«

»Blutergüsse? Woher hat sie denn Blutergüsse? Ist sie gestürzt?«

»Soweit ich weiß, hat ihre Zellengenossin nicht besonders freundlich auf den Tablettendiebstahl reagiert. Sie ist ein bisschen rabiat geworden.« Er stößt ein Geräusch aus, das mehr als ein höhnisches Schnauben, aber nicht ganz ein Lachen ist. »Der Aufruhr hat Ihrer Mutter wahrscheinlich das Leben gerettet.«

Amanda versucht sich vorzustellen, wie ihre Mutter sich mit einer anderen Frau prügelt. Vor ihren Augen sieht sie, wie sie zu Boden gerungen und an Kopf und Schultern mit Fäusten traktiert wird, bis ihre zarte Haut von Schwellungen übersät ist. Bei diesem Bild werden ihre Knie weich, und sie sackt zusammen. Ben fängt sie gerade noch rechtzeitig auf. »Es wird einfach immer besser«, sagt sie, rappelt sich hoch und entwindet sich seinem schützenden Griff.

»Alles in Ordnung?«, fragt der Beamte.

»Fühlst du dich fit genug, da reinzugehen?«, fragt Ben sie.

»Mir geht es gut.«

»Alles bestens«, versichert Ben dem Polizisten, bevor er sich wieder Amanda zuwendet. »Bist du sicher?«

Statt zu antworten, stößt Amanda die Tür auf und betritt das Krankenzimmer ihrer Mutter.

Was sie sieht: eine kleine Frau, eingepackt in steife Krankenhauslaken, ihr Gesicht eine flammende Palette von roten und violetten Klecksen. Eine Reihe von Schläuchen an ihren Armen, durch einen sickert langsam Flüssigkeit aus einem Infusionsbeutel in ihre Vene.

Am Fuß des Bettes rührt sich unvermittelt eine Gestalt.

Was machst du hier, fragt Amandas Vater.

»Das sind die Tochter und der Anwalt von Gwen Price«, erklärt der Polizist der Krankenschwester, die das Taschenbuch, das sie gelesen hat, auf einem Stuhl ablegt.

Warum ist Mami im Bett?

»Wie geht es meiner Mutter?«, fragt Amanda die Schwester.

Sie ruht sich aus.

»Wegen der Schläge sieht es schlimmer aus«, erwidert die Schwester.

Warum ruht sie sich aus? Ist sie krank?

»Wir mussten ihr natürlich den Magen auspumpen«, fährt die Krankenschwester fort. »Aber sie hat Glück gehabt. Die Tabletten waren noch nicht lange in ihrem System. Morgen ist sie wieder wohlauf.«

Morgen gebt es ihr wieder besser.

»Wie lange werden Sie sie hier behalten?«

Jetzt geh, Mandy. Du willst sie doch nicht wecken.

»Nur über Nacht.«

Doch. Ich will mit ihr spielen.

»Können wir ein paar Minuten allein mit ihr sprechen?«

Jetzt nicht, Amanda. Vielleicht wenn sie sich ein bisschen besser fühlt.

»Ich fürchte, das ist unmöglich«, erklärt der Polizist.

Man sollte meinen, dass ich an den Anblick meiner Mutter im Bett gewohnt bin, denkt Amanda und vertreibt die Bilder aus ihrer Kindheit mit einer Handbewegung. Obwohl sie vermutet, dass man sich nie daran gewöhnt, egal wie alt man ist und wie sehr man sich auseinander gelebt hat. Mütter sollen für einen sorgen. Sie sollen nicht krank werden. Und sie sollen ganz bestimmt nicht versuchen, sich umzubringen. »Warum hast du das getan?«, flüstert sie, krallt sich mit den Fingern an das

Stahlgestell des Bettes und starrt in das zerschundene Gesicht ihrer Mutter.

Andererseits sollen Mütter auch nicht herumlaufen und andere Leute erschießen.

»Was ist das?« Amanda fixiert ihren Blick auf einen schrecklichen Abdruck auf der Innenseite des linken Handgelenks ihrer Mutter. Sie atmet scharf ein und wartet auf die Bestätigung dessen, was sie schon weiß.

»Ich fürchte, dass sie bei dem Kampf mit ihrer Zellengenossin mehrere ziemlich üble Bisswunden abbekommen hat«, sagt der Beamte.

Amandas ganzer Körper versteift sich. »Sie hat mehrere davon?«

»Eine weitere an der linken Schulter, nicht ganz so groß«, berichtet die Krankenschwester. »Wir haben sie gesäubert und ihre Tetanus-Impfung erneuert. Menschenbisse können sehr tückisch sein, vielleicht gefährlicher als die Tabletten, die sie geschluckt hat.«

Amanda muss an die Bissspuren denken, die Derek Clemens auf Caroline Fletchers Rücken hinterlassen hat. Ich hasse Bissspuren, denkt sie. »Wie lange schläft sie schon?«

»Ungefähr eine Stunde.«

»Und morgen schicken Sie sie zurück ins Gefängnis?«

»Es gibt keinen Grund, sie hier zu behalten.«

»Man wird sie selbstverständlich in einer anderen Zelle unterbringen«, sagt Amanda an den Beamten gerichtet, der direkt neben der Tür steht und den Besuch genau verfolgt.

»Davon würde ich ausgehen«, sagt der Polizist und fügt hinzu: »Ich fürchte, ich kann Ihnen nur noch ein paar Minuten erlauben.«

Amanda wendet sich wieder ihrer Mutter zu und zieht sich einen Stuhl ans Bett. »Eins muss ich dir lassen, Mom – du

weißt, wie man die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zieht. Meine hast du jedenfalls, weiß Gott.« Sie versucht zu lachen, doch aus ihrem Mund dringt nur ein schriller gepresster Laut. »Erstaunlich, nicht wahr? Erst haben wir fast ein Jahrzehnt lang nichts miteinander zu tun, und dann treffen wir uns beinahe täglich. Und noch dazu an so interessanten Orten. Vor allem für eine Frau, die das Haus kaum verlassen hat, als ich klein war.« Sie rückt mit dem Stuhl noch näher an das Bett ihrer Mutter. »Wir haben Hayley Mallins besucht«, flüstert sie, während sie so tut, als würde sie die Stirn ihrer Mutter streicheln, wobei ihre Finger nur versehentlich tatsächlich die Haut streifen. Sie beobachtet die Miene ihrer Mutter auf ein Zucken des Verstehens, ein Zeichen, dass sie sie gehört hat, vergeblich. »Sie hat uns allerlei interessante Sachen erzählt.«

»Ich fürchte, ich muss Sie jetzt bitten, vom Bett zurückzutreten«, weist der Beamte sie an.

»Sie hat uns alles erzählt«, sagt Amanda und schiebt ihren Stuhl zögernd zurück, während sie das Gesicht ihrer Mutter nach wie vor auf eine Reaktion hin mustert, ohne etwas zu bemerken. »Okay. Lass uns hier verschwinden.« Sie geht zu der Tür und wirft einen letzten Blick auf die schlafende Frau in dem Bett. Aus der Entfernung ist sie sich nicht sicher, doch sie meint eine einzelne Träne zu erkennen, die aus dem geschlossenen Auge ihrer Mutter geflossen, über ihre Wange gekullert und in dem bauschigen Kissen versickert ist.

31

Sobald sie zurück in dem Haus in der Palmerston Avenue sind, bestellt Amanda Pizza, während Ben im Wohnzimmerkamin ein Feuer schürt. »Ich glaube, der ist seit meiner Kindheit nicht mehr benutzt worden«, staunt Amanda und wärmt sich an den Flammen, wobei ihr ein Bild ihrer Mutter vor Augen tritt, die auf dem Sofa sitzt, ohne sich um die sprühenden Funken zu kümmern, die ihren Füßen gefährlich nahe kommen.

»Scheint noch prima zu funktionieren.« Ben marschiert lächelnd aus dem Zimmer.

»Wohin gehst du?«

»Einen Korkenzieher holen.«

»Wofür? Es gibt keinen Wein.«

»Oh doch.« Er kommt mit einem Korkenzieher in der einen und einer Flasche teuren Bordeaux in der anderen Hand wieder zurück. »Ich habe noch einen Karton im Wagen«, erklärt er, bevor sie fragen kann. »Ich vergesse immer, ihn mit hoch in die Wohnung zu nehmen.«

Amanda kommt der Gedanke, dass das eine Ausrede ist und er den Abend vielmehr die ganze Zeit vorgeplant hat. Der Wein und das prasselnde Feuer sind alle Teil seines Masterplans, sie zu verführen. Bei dieser Hoffnung ertappt sie sich zumindest, als er die Flasche entkorkt, während sie aus der Küche Gläser holt. Es war ein langer, anstrengender Tag voller unangenehmer Überraschungen. Sie könnte zwei kräftige und zärtliche Hände gebrauchen, die sie in den Arm nehmen, zärtlich genug, um angenehme Erinnerungen zu wecken, kräftig genug, um die unangenehmen in Schach zu halten. Sie senkt den Kopf, hebt den Blick und lächelt schüchtern. Weißt du noch, wie gut wir zusammenpassten, sagt das Lächeln.

Er gießt beide Gläser voll, hebt seins zu einem stummen Prosit und lächelt zurück. Ich weiß es noch, sagt das Lächeln.

Vierzig Minuten später sitzen sie an ein Sofa gelehnt auf dem Wohnzimmerteppich vor dem Kamin, verschlingen eine große Pizza mit extra knusprigem dünnen Boden und einer Doppelportion Käse und Tomaten und leeren die Reste der zweiten Flasche Wein. »Das ist schön«, sagt sie und genießt das angenehme Prickeln, der sich in ihrem Nacken eingenistet hat. »Genau das habe ich gebraucht.«

»Es war ein langer Tag.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Deine Mutter …«

»Lass uns nicht über meine Mutter reden.«

»Okay«, stimmt Ben ihr zu.

»Auch nicht über Hayley Mallins, Rodney Turek oder sonst einen dieser albernen Leute.«

»Klingt gut.«

»Und auch nicht über Jennifer.«

Ben stößt zur Besiegelung dieser Vereinbarung mit Amanda an. Jennifer ist vorübergehend entlassen.

Ihre Blicke treffen sich und verharren. Sie kichert, obwohl sie weiß, dass sie nicht ganz so angeheitert ist, wie sie vorgibt, und fragt sich, ob Ben auch so tut. Leicht angetrunken zu sein eröffnet ihnen eine größere Bandbreite von Möglichkeiten. Sie können Sachen zueinander sagen, die normalerweise tabu wären. Sie können Dinge tun, die man sonst vielleicht als unklug beurteilen würde. Sie können unsichtbare Linien überschreiten und kichernd wieder einen Schritt zurücktreten. Sie können die Vorsicht in den böigen Wind schreiben und der Versuchung nachgeben, die sie anzieht wie ein Magnet, seit sie aus dem Flugzeug gestiegen ist. Sie können wilden und leidenschaftlichen Sex vor einem romantischen Kaminfeuer

haben, am nächsten Morgen sagen, es war der Wein, sich von ihren jeweiligen Fantasien verabschieden und ihr Leben weiterleben. »Und worüber sollen wir dann reden?«, fragt sie und gibt ihm drei Minuten, bis er sie küsst.

»Warum reden wir nicht über dich?«

»Oh, nicht über die. Sie ist so langweilig.«

»Sie ist alles Mögliche«, verbessert Ben sie, »aber ganz sicher nicht langweilig.«

»Das liegt nur daran, dass du sie nicht so gut kennst.«

»Das liegt nur daran, dass sie nie lange genug bleibt.«

»Du solltest dich glücklich schätzen.«

Ben starrt in sein Glas. »Hast du je daran gedacht, hierher zurückzukommen?«

Die Frage erwischt sie unvorbereitet. Amanda spürt, wie sich ihr Rücken unwillkürlich wölbt wie der einer buckelnden Katze, die plötzlich in höchster Alarmbereitschaft ist.

»Warum sollte ich?«

»Weil es dein Zuhause ist.«

»Das war es nicht sehr lange.«

»Du hättest Gelegenheit, deine Mutter kennen zu lernen«, schlägt er vor.

»Warum sollte ich, kann ich nur wiederholen.«

»Weil sie deine Mutter ist.«

»Wir reden nicht über meine Mutter, schon vergessen?«

Amanda trinkt ihr Glas leer und greift nach der Flasche.

»Tut mir Leid. Hatte ich vergessen.«

Ihre Finger streichen über seinen Handrücken, und er macht keine Anstalten, seine Hand wegzuziehen. Zwei Minuten, denkt sie.

»Was sollte ich hier überhaupt machen?«, fragt sie.

»Das Gleiche, was du in Florida machst.«

»Nur, dass ich hier andauernd frieren würde.«

»Nur im Winter.«

»Der beschissene sechs Monate dauert.«

»Drei«, korrigiert er sie und hält sein Glas zum Nachfüllen hin.

»Nur laut Kalender.«

»Ich dachte, du magst den Wechsel der Jahreszeiten«, sagt er.

Sie nickt und stellt sich das erste wundersame Sprießen der Knospen im Frühling vor. »Ich habe in Kanada keine Berechtigung, mich als Anwältin niederzulassen«, erinnert sie ihn, während die Knospen platzen und das Bild wie Pollen verweht, während sie den restlichen Wein in der Flasche auf die beiden Gläser verteilt.

»Du hast mehr abgekriegt als ich«, bemerkt er.

»Hab ich nicht.«

»Hast du doch.«

Amanda trinkt rasch einen Schluck. »So. Jetzt ist es gleich.«

Er lacht. »Dann gehst du noch mal für ein Jahr zur Uni und machst die Zulassung.«

»Zur Uni?« Sie trinkt einen weiteren Schluck Wein.

»Weiß nicht, ob mir das wilde Studentenleben noch bekommen würde.«

Eine Minute.

»Wir könnten zusammen eine Kanzlei eröffnen«, sagt er mit einem Lachen, als wüsste er, wie lächerlich der Vorschlag ist. »Es gibt weiß Gott genug zwielichtige Typen«, fügt er hinzu, um der Möglichkeit Raum zu lassen, dass er den Vorschlag nicht für ganz so weit hergeholt hält, wie er klingt.

»Das ist weiß Gott wahr«, sagt Amanda, beide Deutungen meidend, und starrt auf die leere Pizzaschachtel zwischen ihnen.

»Was ist mit der Pizza passiert?«

»Ich nehme an, die haben wir gegessen.«

»So schnell?«

Ben leert seinen Wein, stellt sein Glas auf den Boden und beugt sich zu ihr. »Es gibt noch einen Grund für dich zurückzukommen«, sagt er leise.

Dreißig Sekunden, denkt Amanda und kippt den restlichen Wein in einem Schluck herunter. Das ist es, denkt sie. Und keinen Augenblick zu früh. Ihr Herz rast so, dass sie einen Herzinfarkt fürchtet. »Und welcher wäre das?« Sie greift an ihm vorbei, um ihr leeres Glas neben seines zu stellen, wobei sie darauf achtet, dass ihre Brüste seinen Arm streifen, und blickt erwartungsvoll in seine Augen. Wird auch langsam Zeit, denkt sie, bewegt sich auf ihn zu. Zehn Sekunden … neun … acht …

»Nun, da ist zum Beispiel das Haus«, sagt er unvermittelt geschäftsmäßig, lehnt sich wieder an das Sofa und starrt ins Feuer. »Wenn deine Mutter ins Gefängnis kommt, was zunehmend wahrscheinlicher wird, musst du es wohl verkaufen.«

»Was?«

»Ich sagte …«

»Ich habe gehört, was du gesagt hast.« Amanda zieht sich wütend zurück. »Ich dachte, wir wollten nicht über meine Mutter reden.«

»Du hast Recht. Tut mir Leid.«

»Von wegen. Was geht hier ab?«

»Wovon redest du?«

»Du weißt genau, wovon ich rede. Du hast mich ganz bewusst auflaufen lassen.«

»Inwiefern auflaufen lassen?«

»Stell dich nicht dumm. Das hast du mit Absicht gemacht.«

»Was habe ich mit Absicht gemacht?«

»Als Revanche für die Sachen, die ich im Auto zu dir gesagt habe, oder?«

»Es tut mir Leid, aber ich kann mich nur mühsam so weit zurückerinnern.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, beharrt er.

»Ja, also ich gehe jetzt ins Bett.« Sie rappelt sich unsicher auf die Füße. Ist es möglich, dass sie sich geirrt und Ben wirklich keinen Ahnung hat, warum sie so wütend ist? Dass sie sich von ihren Fantasien und ihrem Ego hat überlisten lassen? Nein, entscheidet Amanda, als sie das gerissene Lächeln hinter seiner scheinbaren Verwunderung sieht. Er weiß genau, was los ist.

Du bist Anwalt und kein Therapeut, hat sie ihm im Auto erklärt. *Und du bist ganz bestimmt nicht mehr mein Mann.*

Da hast du vollkommen Recht.

Amanda stürmt in den Flur, bleibt stehen und kehrt noch einmal ins Wohnzimmer zurück, wobei ihre Wut mit jedem Schritt wächst. »Übrigens hast du dich geirrt.«

»Geirrt? Inwiefern?«

»Du bist nicht als Anwalt der größere Drecksack.« Sie macht auf dem Absatz kehrt und rennt die Treppe hinauf.

»Du findest sicher selbst zur Tür«, ruft sie von oben. »Mistkerl«, fügt sie noch erstickt hinzu, bevor sie die Zimmertür hinter sich zuknallt und sich aufs Bett und das Kopfkissen fallen lässt, das ihr Schluchzen dämmt, damit ihm nicht auch noch die Befriedigung ihrer Tränen vergönnt ist. Wie lange hat er darauf gewartet, mich zu demütigen, fragt sie sich. Seit heute Nachmittag? Seit ihrer Rückkehr nach Toronto? Seit sie ihn verlassen hat?

Sie hört, wie die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wird, und geht zum Fenster. Ben versucht, den Autoschlüssel in

das Schloss der weißen Corvette zu stecken. »Du bist zu betrunken, um noch zu fahren, Arschloch«, murmelt sie, kehrt in ihr Bett zurück und hofft, dass er von der Polizei angehalten wird und wegen Trunkenheit am Steuer ins Gefängnis kommt. Oder noch besser, vielleicht fährt er ja gegen einen Baum … »Nein«, sagt sie und zieht ihren stummen Fluch eilig zurück. »Ich will nicht, dass du von der Polizei angehalten wirst. Ich will nicht, dass du dir etwas tust. Ich will nicht, dass dir irgendwas Schlimmes passiert. Jemals. Hörst du mich? Ich nehme es zurück. Ich nehme es zurück.« Sie geht wieder ans Fenster, doch der Wagen ist bereits verschwunden. »Ich nehme es zurück«, schluchzt sie, zieht das Laken über den Kopf und bricht darunter zusammen. »Ich nehme alles zurück. Alles. Hörst du mich? Ich nehme es zurück.«

Um zwei Uhr nachts wacht sie mit pochenden Kopfschmerzen auf. »Ich dachte, so etwas passiert einem mit gutem Wein nicht«, sagt sie und überlegt, ob sie aufstehen und eine Tablette nehmen soll. Schließlich entscheidet sie, gar nichts zu tun. Sie hat die Kopfschmerzen, die sie verdient. Sie zu mildern wäre eine Ungerechtigkeit.

Ben hat Recht, sie zu hassen. Sie hat ihn gedemütigt, als sie ihn vor acht Jahren ohne eine Erklärung oder Entschuldigung verlassen hat, und sie hat ihn seit ihrer Rückkehr in die Stadt schamlos ausgenutzt. Wenn er es heute Abend geschafft hat, es ihr zumindest ein wenig heimzuzahlen, umso besser für ihn. Sie hat es förmlich darauf angelegt. Jedenfalls hat alles, was an diesem Tag passiert und an diesem Abend *nicht* passiert ist, eines deutlich klar gemacht: Es bringt nichts, noch länger in der Stadt zu bleiben. Ben braucht sie nicht. Ihre Mutter will sie nicht. Was tut sie hier anderes als alle einschließlich sich selbst unglücklich zu machen? Morgen früh wird sie verschiedene Fluggesellschaften anrufen und den ersten verfügbaren Flug nach Hause buchen.

Amanda kriecht aus dem Bett, geht zum Fenster und starrt auf die jetzt leere Einfahrt zwischen ihrem Haus und dem Nachbarhaus. »Ich hoffe wirklich, dass du gut nach Hause gekommen bist«, flüstert sie und überlegt, Ben anzurufen.

Aber ihr Handy ist in ihrer Handtasche, ihre Handtasche ist unten, und sie hat nicht die Kraft, hinunterzugehen. Allerdings gibt es im Schlafzimmer ihrer Mutter ein Telefon, erinnert sie sich und durchquert den kurzen Flur. »Ich werde ihn bloß wecken«, sagt sie in den Hörer, als sie sich auf das Bett ihrer Mutter setzt und Bens Nummer eintippt. Als sich die Bandaufnahme meldet, die sie daran erinnert, die Vorwahl zu wählen, legt sie auf. Er ist wahrscheinlich sowieso bei Jennifer, denkt sie und sieht, wie Sean Travis sich aus den zitternden Schatten am Ende des Flures löst, den Arm schützend um seine schwangere Frau gelegt, die ebenfalls Jennifer heißt. So viele Jennifers, denkt sie, als der Schatten von einem Baum in der Nähe verschluckt wird. »Zu dir war ich auch nicht besonders nett«, gesteht sie sich ein und greift erneut zum Telefon. Diesmal vergisst sie die Vorwahl nicht.

Nach dem zweiten Klingeln wird abgenommen. »Hallo?«

Die vertraute Stimme klingt gedämpft und schlaftrunken.

»Sean?« Sie stellt sich vor, wie ihr Ex-Mann sich im Bett aufrichtet, und sieht eine blaue Baumwolldecke um seinen nackten Körper.

»Wer ist da?«

»Hier ist Amanda.«

»Amanda?«, fragt er nach einer kurzen Pause.

»Tut mir Leid, dass ich so spät noch anrufe.«

»Ist irgendwas passiert? Bist du verletzt?«

»Nein, mir geht es gut.«

»Hast du irgendwelche Probleme?«

»Nein.«

»Bist du betrunken?«

»Nein.«

»Dann verstehe ich nicht. Warum rufst du an?«

»Gibt es ein Problem?«, hört sie Jennifer irgendwo neben ihm fragen.

»Ich bin in Toronto«, sagt Amanda.

»Toronto?«

»Weißt du noch, wie du mir gesagt hast, dass ich nie richtig erwachsen werden würde, bevor ich nicht das Verhältnis zu meiner Mutter geklärt habe?«

»Ich weiß noch, wie wütend du geworden bist«, sagt er nach einer Pause sanft.

»Ja, also. Manchmal ist es hart, die Wahrheit zu hören.«

Eine weitere Pause. »Und wie geht's?«

Sie lacht. »Es ist nicht leicht.«

»Bestimmt nicht. Aber ich bin auch sicher, dass du es schaffst.«

Tränen der Dankbarkeit schießen Amanda in die Augen.

»Sean?«

»Ja?«

»Ich wollte mich bloß entschuldigen.«

»Das ist schon okay. Ich war sowieso noch halb wach.«

»Nicht dafür, dass ich dich geweckt habe. Obwohl du das vermutlich auch auf die Liste setzen könntest.«

»Es gibt keine Liste, Amanda.«

»Nicht? Sollte es aber.«

Schweigen.

»Sean?«

»Du musst dich nicht entschuldigen.«

Amanda schüttelt den Kopf. »Ich war dir eine schlechte Frau.«

»Wir haben einfach nicht gut zueinander gepasst«, räumt er großzügig ein.

»Du hattest nie eine Chance.«

Nach einer weiteren Pause sagt er: »Nun, am Ende ist alles gut ausgegangen. Ich bin jetzt sehr glücklich.«

»Das Baby ist im Sommer fällig?«

»Am 18. Juli.«

Amanda nickt. »Du weißt doch, dass ich dir nur alles Gutes wünsche.«

»Ich weiß. Das wünsche ich dir auch.«

»Viel Glück, Sean.«

»Auf Wiedersehen, Amanda.«

Amanda bleibt noch mehrere Minuten lang auf dem Bett ihrer Mutter liegen, den tränenfeuchten Hörer an ihre Wange geschmiegt. Die Entschuldigung bei Sean war lange überfällig. Genau wie die Entschuldigung, die sie Ben schuldet, auch wenn die bis zum Morgen warten muss, entscheidet sie, geht zurück in den Flur und spürt, wie die Wärme sie umfängt, die sich vom Kamin aus im Haus verbreitet hat. Hat sie das Schutzgitter wieder aufgestellt? Oder sprühen die Funken in diesem Moment bereits auf den Teppich? Sie rennt die Treppe hinunter ins Wohnzimmer und sieht schon die Schlagzeilen des nächsten Tages vor sich: Anwältin verbrennt im Haus der Mörderin. Und wie viele Leute würde das wirklich erschüttern?

In der Wohnzimmertür sieht Amanda als Erstes, dass das Schutzgitter an Ort und Stelle steht. Sie schiebt es zur Seite und stochert mit einem Schürhaken in der restlichen Glut.

»Was machst du da?«, fragt eine Stimme hinter ihr.

Amanda kreischt auf, lässt den Schürhaken fallen und fährt herum.

»Vorsicht«, sagt Ben, steht vom Sofa auf, bückt sich nach dem Schürhaken und hängt ihn wieder an den Ständer neben dem Kamin.

»Was machst du hier?«

»Ich versuche zu schlafen.« Ben weist auf das zerwühlte Kissen auf dem Sofa.

»Ich dachte, du wärst gegangen.«

»Tut mir Leid, Amanda. Ich war einfach nicht fahrtüchtig.«

»Wo ist der Wagen?«

»Ich habe ihn in die Garage gestellt.« Er räkelt sich und streicht sich die Haare glatt. »Aber jetzt bin ich wahrscheinlich nüchtern genug. Ich lass dich dann wohl besser allein.«

»Nein«, sagt Amanda rasch. »Ich will nicht, dass du gehst. Bitte – bleib.«

Der Widerschein der letzten Glut flackert über Bens Gesicht und macht seine Verwirrung offensichtlich. »Ich weiß nicht genau, ob ich das verstehe.«

»Ich glaube schon.«

Nach einer langen Pause gesteht er: »Du hattest Recht. Ich hab dich auflaufen lassen.«

»Ich weiß.«

»Ich habe es ehrlich nicht vorher geplant. Es hat sich einfach so ergeben.«

»Das macht nichts.«

»Wie meinst du das?« Sie machen langsam und zögernd ein paar Schritte aufeinander zu.

»Ich weiß nicht, wie ich das meine«, erklärt sie ihm. »Ich weiß nur, was ich will. Ich will *dich.* Und es muss auch nichts bedeuten. Es kann meinetwegen aus Rache sein, wenn du dich dann besser fühlst.«

»Aus Rache«, wiederholt er und beugt sich vor, um ihr eine Strähne aus dem Gesicht zu streichen.

»Oder um der guten alten Zeiten willen.«

»Um der guten alten Zeiten willen.«

»Oder bloß etwas, was wir ein für alle Mal aus unserem System rauskriegen müssen«, sagt sie, während er den Kopf neigt, um sie seitlich auf den Mund zu küssen.

»Etwas, was wir aus unserem System rauskriegen müssen«, sagt er und küsst sie direkt auf den Mund.

»Ein für alle Mal«, wiederholt sie.

Und dann sagt niemand mehr etwas.

Als Amanda am nächsten Morgen um sieben Uhr aufwacht, ist Ben verschwunden.

»Verdammt«, sagt sie, wickelt die rosa Decke um sich, die er offensichtlich über sie gebreitet hat, als er gegangen ist, und steht vom Boden auf. »Verdammt.« Sie streicht sich die Haare aus dem Gesicht und erinnert sich an Bens zärtliche Berührungen, seinen muskulösen Körper und daran, wie mühelos sie wieder zusammengefunden haben, als wären sie nie getrennt gewesen. Noch jetzt spürt sie seine leidenschaftlichen Stöße zwischen ihren Beinen und muss sich an der Sofalehne abstützen, um aufrecht stehen zu bleiben.

Was hat sie getan?

War nicht sie diejenige gewesen, die ihm erklärt hat, es müsse nichts bedeuten, sie könnten es auch aus Rache oder um der guten alten Zeiten willen machen, etwas, das sie ein für alle Mal aus ihrem System rauskriegen müssten? War sie vollkommen verrückt? Und musste er sie zum Teufel noch mal immer beim Wort nehmen? »Verdammt, Ben«, flüstert sie und hört ein lautes Klopfen an der Haustür. »Ben?« Sie rennt zur Tür und reißt sie auf.

Draußen steht Mrs. MacGiver in einem grünen Morgenmantel und kniehohen roten Gummistiefeln. »Ich komme wegen meines Tees«, sagt sie und scheint nicht zu bemerken, dass Amanda bis auf die rosafarbene Decke unbekleidet ist.

»Mrs. MacGiver …«

»Willst du mich nicht reinbitten?«

Amanda tritt einen Schritt zurück, um die alte Frau hereinzulassen. Im selben Moment hört sie, wie im ersten Stock die Dusche angeht. »Ben«, haucht sie und kämpft gegen den Drang an, ihre Decke von sich zu werfen, die Treppe hinaufzustürmen und ihm Gesellschaft zu leisten. Er ist hier. Er ist nicht gegangen. »Es tut mir schrecklich Leid, Mrs. MacGiver«, sagt sie und versucht das Lächeln zu unterdrücken, das sich über ihr ganzes Gesicht breitet. »Ich habe Ihren Tee ganz vergessen.«

»Du hast ihn vergessen?«

»Der gestrige Tag ist nicht gerade planmäßig verlaufen.«

»Du hast meinen Tee vergessen«, wiederholt Mrs. MacGiver ungläubig.

Die Ereignisse des vergangenen Tages spulen sich in umgekehrter Reihenfolge vor Amandas Augen ab wie ein Video, das im Schnelldurchlauf rückwärts läuft. Sie sieht ihre Mutter in dem Krankenhausbett liegen, die kilometerlangen Baustellen entlang dem Gardiner Expressway, die Lobby des Four Seasons Hotels, Hayley Mallins am Fenster ihrer Hotelsuite. Nein, nicht Hayley Mallins. Hayley Walsh.

»Ich habe gestern jemanden getroffen, an die Sie sich vielleicht erinnern«, erklärt Amanda Mrs. MacGiver, um ein wenig höfliche Konversation zu machen, während sie versucht, sie wieder aus der Tür zu schieben. »Hayley Walsh, Mr. Walshs Tochter. Erinnern Sie sich an ihn? Er hat nebenan gewohnt.«

»Der elende Dreckskerl«, sagt Mrs. MacGiver überraschend

vehement. »Natürlich erinnere ich mich an ihn. Er war ein hundsgemeiner Kerl.«

»Ja, meine Mutter mochte ihn auch nicht besonders.«

»Angeblich hat er seine Frau geschlagen. Und seine Söhne. Bis sie alt genug waren zurückzuschlagen.«

Kein Wunder, dass seine Tochter nach England durchgebrannt ist, denkt Amanda. Sie wollte offensichtlich so weit wie möglich weg von dem Mann.

»Du hast gesagt, du hast seine Frau getroffen?«, fragt Mrs. MacGiver. »Ich dachte, sie wäre tot.«

»Ich habe seine Tochter getroffen«, verbessert Amanda sie.

»Nein.« Mrs. MacGiver schüttelt den Kopf. »Mr. Walsh hatte keine Tochter.«

Oben geht stotternd die Dusche aus.

»Doch. Sie hat immer auf mich aufgepasst, als ich klein war. Sie hat mich ihr Püppchen genannt.« Amanda hüpft wie von Fäden gezogen auf und ab. »Wissen Sie noch – ›Püppchen, Püppchen, wer ist mein kleines Püppchen‹?«

Mrs. MacGiver starrt Amanda an, als ob sie völlig von Sinnen wäre. »Das war nicht Mr. Walshs Tochter.«

»Wie meinen Sie das?«

Mrs. MacGiver lacht und droht Amanda schalkhaft mit dem Finger, als hätte sie versucht, die alte Frau hinters Licht zu führen. »Das war Lucy.«

»Lucy? Wer zum Teufel ist Lucy?«

Plötzlich taucht auf dem oberen Treppenabsatz Ben auf, ein Handtuch um die feuchten Hüften geschwungen. »Was ist los?«

»Wer bist du?«, fragt Mrs. MacGiver mit einem unvermuteten Blitzen in den Augen. »Bist du das, Marshall MacGiver?«

»Wer ist Lucy?«, wiederholt Amanda.

»Das weißt du doch.«

»Nein, weiß ich nicht.«

Die alte Mrs. MacGiver winkt Ben mit geradezu mädchenhafter Anmut zu.

»Wer ist Lucy?«, wiederholt Amanda zum dritten Mal und betont jedes Wort wie einen eigenen Satz, während Ben langsam die Treppe herunterkommt und hinter ihr stehen bleibt.

Mrs. MacGiver seufzt kokett. »Aber Marshall MacGiver, du weißt doch, dass du nicht herkommen sollst. Was werden meine Eltern sagen, wenn sie erfahren, dass du hier herumschleichst?«

»Mrs. MacGiver …«

»Das ist sehr unartig.«

»Wer ist Lucy, Mrs. MacGiver?«

»Lucy?« Mrs. MacGiver sieht sie verwirrt an. Tränen fließen aus ihren bereits feuchten Augen. »Du meinst bestimmt Sally.«

»Mrs. MacGiver …«

»Du bist nicht Sally.« Mrs. MacGiver beginnt sich unbeholfen zu drehen wie ein auslaufender Kreisel kurz vorm Umkippen. »Was habt ihr mit meiner Enkelin gemacht? Wo ist sie?«

»Mrs. MacGiver, beruhigen Sie sich doch …«

Mrs. MacGiver schwingt Richtung Haustür. »Ich will jetzt nach Hause. Sofort.« Sie rafft den Saum ihres Morgenmantels über ihre roten Gummistiefel, reißt die Tür auf und hastet über die Straße. Amanda und Ben, eingewickelt in eine rosafarbene Decke respektive ein weißes Handtuch, sehen hilflos zu, wie die alte Frau ihre Haustür öffnet und wieder zuknallt, sodass sich von einer Fensterbank im ersten Stock ein Klumpen Schnee löst und wie ein Ausrufezeichen hinter ihr auf dem Boden landet.

32

»Wohin gehst du?«, fragt Ben und stapft ihr durch den Schnee hinterher.

Amanda marschiert den Weg zum Nebenhaus hinauf und klingelt drei Mal. »Es muss doch in dieser Straße irgendjemanden geben, der nicht bekloppt ist und schon hier gelebt hat, als ich klein war. Vielleicht kann er uns irgendwas erklären.«

»Was genau hoffst du denn zu erfahren?«

»Zum einen, ob Mr. Walsh eine Tochter hatte.«

»Und zum anderen?«

Amanda klingelt noch einmal. »Wer zum Teufel Lucy ist.«

»Wenn sie überhaupt existiert«, betont Ben. »Die alte Frau war offensichtlich verwirrt.«

»Nicht so verwirrt.«

»Sie hatte einen grünen Morgenmantel und rote Gummistiefel an«, bemerkt er, als ob das alles klären würde.

Amanda klingelt ein fünftes und letztes Mal. »Sieht so aus, als ob niemand zu Hause wäre.« Sie geht durch den schneebedeckten Vorgarten zum Nachbarhaus und will gerade auf die Klingeln drücken, als die Haustür aufgeht.

»Oh«, sagt eine junge Frau, sichtlich überrascht, jemanden davor stehen zu sehen. In einem Arm balanciert sie unbeholfen ein Baby, während zu ihren Füßen ein Kleinkind rastlos hin und her hüpft. Alle drei tragen blaue Schneeanzüge und im Gesicht einen Ausdruck kaum verhohlener Hysterie. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Amanda Travis. Ich wohne …«

»Tut mir Leid«, unterbricht die junge Frau sie, als das Kleinkind an ihrer Jacke zerrt und das Baby in ihren Armen sich

zur Decke zu strecken beginnt. »Jetzt passt es nicht so toll. Wie Sie sehen, wollten wir gerade gehen, und wir sind von Weihnachten noch ziemlich blank, sodass es wahrscheinlich ohnehin kein besonders guter Zeitpunkt zum Spendensammeln ist.«

»Wir wollen keine Spenden.«

Die Frau schafft es mit einer einzigen Bewegung ihrer zu stark gezupften Braue, gleichzeitig verwirrt, genervt und nervös zu wirken.

»Ich glaube, wir haben das falsche Haus erwischt«, sieht nun auch Amanda ein.

Die Frau nickt dankbar, nimmt ihr mittlerweile kreischendes Kleinkind in den freien Arm und trägt beide zappelnden Kinder die Treppe vor dem Haus bis zur Straße hinunter.

»Die war vor fünfundzwanzig Jahren offensichtlich noch nicht hier«, sagt Amanda und steuert die nächste Haustür an.

In den nächsten fünf Häusern ist die Geschichte jeweils mehr oder weniger die gleiche. Die Bewohner vermuten, dass Amanda ihnen entweder etwas verkaufen oder anderweitig Geld abknöpfen will, sodass der Empfang in etwa so frostig ausfällt wie die kühle Luft draußen. Ein Mann beschwert sich lautstark, dass er die Schnauze voll davon hätte, von den Zeugen Jehovas im Bad gestört zu werden, und knallt ihnen die Tür vor der Nase zu, bevor Amanda auch nur den Mund aufmachen kann. Keiner der Leute, mit denen sie tatsächlich sprechen, wohnt länger als zehn Jahre in der Straße, und niemand sieht auch nur vage vertraut aus.

»In wie vielen Häusern willst du es noch probieren?«, fragt Ben geduldig, als sie auf ein großes, von hohen weißen Säulen gerahmtes Backsteinhaus zu gehen.

»Noch ein paar auf dieser Straßenseite«, erklärt sie ihm.

»Und vielleicht noch ein paar auf der anderen.«

Ben bietet ihr seinen Arm an, um ein Stück Bürgersteig zu passieren, das noch nicht vom Schnee geräumt ist, aber Amanda rührt sich nicht vom Fleck. »Stimmt irgendwas nicht?«

Amanda starrt das alte Haus an, das ihr heute nicht weniger unheilvoll scheint als in ihrer Kindheit. Sie versucht, sich die Frau vorzustellen, die darin wohnt, hat jedoch nur noch das harsche Urteil ihrer Mutter im Ohr – *sie ist eine echte Hexe auf Rädern.*

»Amanda?«

Amanda atmet frische Entschlossenheit ein und stapft den ungeräumten Weg zum Haus hinauf. Ihre Mutter ist wahrlich nicht die größte Menschenkennerin der Welt. Außerdem hat das Haus in den letzten Jahrzehnten wie die meisten in der Straße wahrscheinlich mehrfach den Besitzer gewechselt. Als sie die Haustür erreicht hat, atmet sie ein weiteres Mal tief durch und drückt auf die Klingel.

»Wer ist da?«, ruft eine Frau von drinnen.

»Mein Name ist Amanda Travis«, ruft Amanda zurück.

»Ich wohne ein paar Häuser weiter. Ich wollte frage, ob ich Sie kurz sprechen kann.«

Die Tür geht auf, und vor Amanda steht eine Frau in modischer schwarzer Hose und einem korallenroten Pullover, die beringten Finger in ihre schmalen Hüften gestemmt. Sie ist zwischen sechzig und siebzig, und eine breite weiße Strähne teilt ihr kinnlanges ebenholzfarbenes Haar wie der Mittelstreifen einer Autobahn. Oder wie die Maserung eines Stinktiers, denkt Amanda, die die kühlen grünen Augen und die schmale patrizische Nase vage wiedererkennt. Mehrfach blickt sie auf der Suche nach möglichen Rädern verstohlen auf die Füße der Frau.

»Mrs. Thompson?«, fragt sie, als der Name überraschend mühelos aus der Erinnerung auftaucht, und macht dann

unwillkürlich einen Schritt zurück, bis sie Ben in ihrem Rücken spürt.

»Ja? Wer sind Sie?«

»Amanda Travis«, wiederholt Amanda. »Das ist Ben Myers.« Mrs. Thompsons Blick zuckt zwischen den beiden hin und her. »Meine Mutter wohnt ein paar Häuser weiter.«

Amanda deutet vage die Richtung an. »Ich nehme an, Sie erinnern sich nicht mehr an mich.«

»Sollte ich?«

»Nun, vermutlich nicht. Ich wohne seit einiger Zeit nicht mehr bei meiner Mutter und habe mich ziemlich verändert.«

»Was wollen Sie?«

Amanda räuspert sich. »Ich möchte Ihnen bloß ein paar Fragen stellen.«

»Worüber?«

»Vielleicht könnten wir reinkommen.«

»Was wollen Sie?«, fragt die Frau noch einmal, ohne ihre Bitte zu beachten.

Amanda schluckt kalte Luft, riecht den Kaffeeduft aus dem Haus und hätte schrecklich gern eine Tasse. »Mrs. Thompson. Meine Mutter ist Gwen Price.«

Schweigen. Mit einem Blinzeln gibt sie zu verstehen, dass sie den Namen kennt, bevor sie sagt: »Ich verstehe trotzdem noch immer nicht, was Sie von mir wollen.«

Ich auch nicht, muss Amanda ihr Recht geben. Laut sagt sie: »Erinnern Sie sich zufällig an Mr. Walsh? Er hat in dem Haus neben meiner Mutter gewohnt.«

»Mr. Walsh? Nein. Nie gehört.«

»Dann wissen Sie wohl auch nicht, ob er eine Tochter hatte?« Blöde Frage, denkt Amanda, während die Frau die Lippen schürzt und die Augen verdreht.

»Wie soll ich wissen, ob er eine Tochter hatte, wenn ich mich nicht mal an ihn erinnern kann?« Falls das überhaupt möglich ist, ist der Ton der Frau inzwischen eisiger als der Bürgersteig.

Amanda nickt. Ihre Mutter hatte Recht.

»Was ist mit Mrs. MacGiver?«, fragt Ben. »Sie wohnt auf der anderen Straßenseite …«

»Die verrückte alte Schachtel, die immer im Morgenmantel auf der Straße herumläuft?«

»Genau die.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie hat jemanden namens Lucy erwähnt«, fährt Amanda fort. »Ich habe mich gefragt, ob Sie …«

Mrs. Thompson wirkt mit einem Mal sehr erregt. Ihre Schultern zucken vor und zurück, als ob ihr sekündlich Flügel wachsen würden. »Was für eine Tour wollen Sie hier abziehen?«, fragt sie wütend.

»Verzeihung?«

»Dafür habe ich keine Zeit.« Sie versucht die Tür zuzumachen, doch Ben hält sie mit einer Hand auf.

»Das verstehe ich nicht«, sagt er. »Was ist gerade passiert?«

»Wer ist Lucy?«, will Amanda wissen.

»Das wissen Sie wirklich nicht?«, murmelt Mrs. Thompson ungläubig.

»Nein.« Amanda verspürt ein scharfes Stechen in der Brust und merkt, dass sie die Luft anhält.

»Sie wollen mir erzählen, dass Sie Ihre eigene Schwester nicht kennen«, stellt die Frau fest.

»Was?«

Dann wird die Tür vor Amandas Nase zugeschlagen.

Die weiße Corvette rast über die Bloor Street Richtung Four Seasons Hotel.

»Was zum Teufel geht hier vor, Ben?«

»Reg dich nicht auf, Amanda«, ermahnt Ben sie, wie er es seit Mrs. Thompsons verblüffender Erklärung immer wieder getan hat.

»Das ergibt überhaupt keinen Sinn.« Amanda trampelt ungeduldig mit den Füßen, als die Ampel an der Kreuzung der Bloor Street und Spadina Avenue von Gelb auf Rot springt. »Fahr durch«, drängt sie, aber Ben beachtet sie nicht, sondern hält an. »Los, mach schon«, herrscht Amanda die störrische Ampel an und wippt noch ungeduldiger mit den Füßen. »Was ist denn los mit dem verdammten Ding? Meinst du, sie ist hängen geblieben?«

»Es ist erst seit ein paar Sekunden Rot.«

»Fahr einfach durch, verdammt noch mal. Es kommt eh kein Auto.«

»Nun, reg dich ab, Amanda. Wir wollen schließlich heil ankommen.«

Ist es möglich, dass die alte Mrs. MacGiver Recht hat und Mr. Walsh gar keine Tochter hatte? Dass die Person, die sie an ihren Armen hat baumeln lassen wie eine lebendige Marionette, ein Mädchen namens Lucy war?

Die Ampel springt auf Grün. »Los«, weist Amanda Ben an, bevor der eine Chance hat zu reagieren.

Ist es möglich, dass das, was Mrs. Thompson gesagt hat, stimmt? Dass Lucy ihre Schwester ist?

»Hayley Mallins ist uns ein paar Antworten schuldig.«

Amanda starrt aus dem Fenster, bekümmert von den vielen Autos, die wie aus dem Nichts und scheinbar nur zu dem Zweck aufgetaucht sind, ihre Fahrt zu bremsen. »Ich verlasse ihr

Zimmer erst wieder, wenn sie angefangen hat, uns die Wahrheit zu sagen.«

Und wenn Hayley Mallins nicht Mr. Walshs Tochter ist, sondern jemand namens Lucy, und Lucy ihre Schwester ist …

»Vergiss nicht, dass man mit einem Löffel Honig mehr Fliegen fängt als mit einem Fass Essig«, sagt Ben.

»Was?«

»Ich sag ja bloß …«

»Ich weiß, was du sagst, und wenn ich einen Ratschlag von Ann Landers brauchen würde, würde ich darum bitten.«

… dann bedeutet das, dass Hayley Mallins ihre Schwester ist.

Ben packt das Steuer fester. »Wir sind in zwei Minuten da«, sagt er und starrt stur geradeaus.

Und das ist unmöglich.

Es ergibt keinen Sinn. Warum also faucht sie Ben an, obwohl er das Einzige in ihrem Leben ist, was einen Sinn ergibt?

»Tut mir Leid«, entschuldigt sie sich und erinnert sich daran, wie weich seine Lippen waren, als sie ihre gestreift haben, wie fest sein Griff. Sie schüttelt die unerwünschte Erinnerung ab. Wie kann sie jetzt an so etwas denken?

»Schon okay«, sagt er, und sein Griff ums Steuer entspannt sich wieder. »Und nur fürs Protokoll, ich bin mir ziemlich sicher, dass Ann Landers gestorben ist. Jetzt holen wir uns Rat bei *Liebe Ellie.*«

Amanda nickt. »Ich schreib ihr auf jeden Fall.«

Liebe Ellie, ich habe ein kleines Problemchen. Sehen Sie, meine Mutter, von der ich mich schon länger entfremdet habe, wird der Ermordung eines wildfremden Mannes in einer Hotellobby beschuldigt. Nur, dass sie jetzt behauptet, dieser Wildfremde wäre in Wahrheit ihr Ex-Mann, dem sie eine große Geldsumme gestohlen hat. Außerdem ist gerade die Möglichkeit aufgetaucht, dass die Witwe des Toten möglicherweise meine

Schwester ist. Zu all diesen Sorgen kommt noch die Tatsache, dass ich offenbar dabei bin, mich in meinen eigenen Ex-Mann zu verlieben, der zufällig der Anwalt meiner Mutter ist. Was soll ich machen? Soll ich meinem Herzen oder dem Beispiel meiner Mutter folgen und alle Beteiligten einfach erschießen? Unterschrift: Ratlos in Toronto.

Mittlerweile hat sich ein kleinerer Verkehrsstau gebildet, und sie kommen nur noch im Schritttempo voran. »Wo kommen denn die ganzen Autos her?«, fragt Amanda mit fest zusammengebissenen Zähnen.

»Es ist Rushhour«, erinnert er sie.

Wenn sie Mrs. MacGiver bloß nicht angeboten hätte, ihr Tee zu kaufen. Wenn sie bloß nicht auf das Klopfen an der Tür reagiert hätte. Wenn sie bloß den verdammten Mr. Walsh nicht erwähnt hätte. Dann könnten sie und Ben sich noch immer vor dem Kamin räkeln, anstatt auf der Bloor Street im Berufsverkehr festzustecken. Amanda sieht auf die Uhr. Gerade mal acht Uhr. »Hier ist immer Rushhour«, sagt sie, als die Ampel an der Kreuzung Bloor und St. George Street ebenfalls gerade von Gelb auf Rot springt. »Tritt aufs Gas, Ben. Das schaffen wir noch.«

Ben tritt aufs Gaspedal und rauscht direkt ins Heck eines dunkelblauen Toyotas vor ihnen. »Scheiße«, sagt er, als man das Geräusch eines metallenen Zusammenpralls hört.

»Das glaube ich nicht«, murmelt Amanda.

»Alles in Ordnung?«, fragt Ben Amanda, während der Fahrer des Toyota aus seinem Wagen steigt, wild mit den Armen durch die frostige Luft fuchtelt und wütend auf sie zu marschiert.

»Das glaube ich nicht«, wiederholt sie, als die Wagen hinter ihnen missmutig zu hupen beginnen.

»Was glauben Sie denn, wo Sie so eilig hinkommen?«, will der Toyota-Fahrer wissen. Er ist um die vierzig, trägt einen schwarzen Wildledermantel und eine schwarze Mütze mit

Ohrenklappen aus Schafsfell. Nur seine Nase ist deutlich sichtbar und vor Kälte bereits rot angelaufen. Er stapft neben ihrem Wagen auf und ab und flattert mit den Armen wie eine riesige Krähe.

Ben steigt aus. »Tut mir Leid. Ich dachte, Sie fahren noch durch.«

»Das ist eine beschissene rote Ampel.«

»Es war meine Schuld«, gibt Amanda zu, als sie ebenfalls aussteigt und den Schaden an beiden Fahrzeugen inspiziert. Sie sieht lediglich ein paar Kratzer, alle ausschließlich an der Stoßstange von Bens weißer Corvette. Gott sei Dank, denkt sie. Das heißt, sie müssen keine Polizei und Versicherungen einschalten. Sie können sich einfach entschuldigen und zusehen, dass sie hier wegkommen. »Sieht so aus, als hätte Ihr Wagen nichts abgekriegt«, erklärt sie dem Toyota-Fahrer.

»Glück gehabt.«

»Ich habe Glück gehabt? Ich verrate Ihnen mal was, Lady. Ich habe einen schlimmen Rücken. Weiß der Himmel, was damit passiert ist.«

Das kann nicht sein Ernst sein, denkt Amanda und bemüht sich, ihr Temperament zu zügeln. »Für einen Mann mit einem schlimmen Rücken wirken Sie aber recht agil«, erklärt sie ihm abschätzig. Sie hat keine Zeit für diesen Unsinn. Sie muss ins Four Seasons Hotel. Sie muss Hayley Mallins treffen, alias Hayley Walsh alias Lucy alias …

Wer zum Teufel ist die Frau?

»Mit Ihrem Wagen ist alles in Ordnung und mit Ihrem Rücken auch«, erklärt sie dem Mann ungerührt.

»Ach wirklich? Sind Sie Ärztin?«

»Nein, ich bin Anwältin. Wir sind beide Anwälte. Wenn Sie also an eine Schadensersatzklage denken, und das Gefühl kriege

ich hier langsam, sollten Sie sich das noch einmal gut überlegen.«

»Soll das eine Drohung sein?«

»Amanda …«

»Ich habe keine Zeit für diesen Mist, Ben. Wenn du hier bleiben und mit diesem Arsch diskutieren willst, bitte sehr. Ich bin weg.«

»Sie sind ein Fall für die Klapse, Fräulein.«

»Ach ja? Da sollten Sie mal den Rest meiner Familie kennen lernen.«

»Amanda, nun beruhige dich doch. Ich rufe die Polizei. Sie werden in ein paar Minuten hier sein.«

»Ich habe aber nicht ein paar Minuten Zeit.« Sie rennt bereits die Straße hinunter.

»Amanda …«

»Du weißt, wo du mich findest«, ruft sie, ohne ihre Schritte zu verlangsamen.

Als der Fahrstuhl im 24. Stockwerk des Four Seasons Hotels anhält, schießt Amanda heraus, und nur Bens imaginäre Hand auf ihrer Schulter bremst sie ein wenig. *Man fängt mehr Fliegen mit einem Löffel Honig als mit einem Fass Essig,* hört sie ihn sagen.

Sie bleibt stehen und atmet einmal und dann noch einmal tief durch. Sie könnten noch schlafen. »Okay, hör auf Ben. Immer schön langsam. Ganz ruhig.« Sie schreitet forsch den Flur hinunter, atmet erneut tief ein und klopft dann leise an die Tür von Suite 2416. Niemand antwortet. Nach einer Weile klopft Amanda erneut, diesmal ein wenig drängender.

Es ist immer noch früh, erinnert sie sich. Sie könnten noch schlafen. Sie sollte ihnen einen Moment Zeit zum Aufwachen lassen, Zeit zu begreifen, dass jemand an der Tür ist.

»Los, komm«, flüstert sie, während ihr sanftes Klopfen lauter wird und alle höfliche Zurückhaltung verliert. »Los. Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

Keine Antwort.

»Hayley«, ruft Amanda. »Hayley, ich bin's. Amanda Travis. Machen Sie auf.« Sie tritt mit dem Fuß gegen die Tür.

Immer noch keine Reaktion.

»Ich gehe nicht, bevor ich nicht mit Ihnen gesprochen habe.« Amanda presst ihr Ohr an die Tür, um auch den winzigsten Mucks zu erlauschen. Aber nach mehreren Minuten muss sie sich der Einsicht stellen, dass niemand da ist. Ist es möglich, dass die trauernde Familie frühstückt? Und wenn ja, wo?

Amanda rennt zurück zu den Aufzügen und hält den Knopf gedrückt, bis endlich ein Fahrstuhl eintrifft. Bevor sich die Tür ganz geöffnet hat, drängt sie hinein und stolpert in die Arme von zwei Männern, die in der Mitte der Kabine stehen. Normalerweise hätte sie einen leicht anzüglichen Witz gemacht und den Lift mit mindestens einer Einladung zum Frühstück wieder verlassen, aber heute Morgen ist alles anders als normal. »Verzeihung«, erklärt sie den beiden Männern schlicht, ohne sie richtig anzusehen, und drückt auf den Knopf für das Studio-Café in der ersten Etage.

Das Studio-Café ist ein langer schmaler Raum mit zahlreichen Fenstern mit Blick auf die Läden in der modischen Yorkville Avenue. Das Mobiliar ist ebenso wie die Kunst an den Wänden modern, und überall im Raum sind bunte Glasarbeiten ausgestellt. Etwa ein Dutzend Gäste sitzen bereits an den Tischen, lesen die Zeitung und genießen ihr Frühstück. Der Essensduft erinnert Amanda daran, dass sie noch nichts gegessen hat.

»Guten Morgen, Miss.« Der Chefkellner nimmt mehrere große Speisekarten zur Hand. »Erwarten Sie noch Gesellschaft zum Frühstück?«

»Eigentlich suche ich nur jemanden.« Amandas Blick huscht von einem Ende des Cafés zum anderen. »Eine Frau und zwei Kinder. Ein Junge, etwa zehn Jahre alt, und ein Mädchen, vielleicht dreizehn.«

»Sieht so aus, als wären Sie als Erste hier«, stellt der Chefkellner fest. »Ich kann Ihnen ein Tisch zuteilen, wenn Sie wollen.«

»Nein, schon gut. Ich gucke erst unten.«

»Gewiss«, sagt er, als ob dafür seine Erlaubnis erforderlich wäre.

Amanda nimmt die Rolltreppe vom ersten Stock in die Lobby, wo sich direkt am Fuß der Rolltreppe ein weiteres Restaurant befindet. Aber ein rascher Blick offenbart, dass Hayley Mallins und ihre Kinder auch hier nicht zu finden sind. »Himmel, sag bloß nicht, dass sie mit ihnen zu McDonald's gegangen ist«, flüstert Amanda in ihren Mantelkragen. Sie ist auf der Bloor Street eben an einem vorbeigekommen. Ist es möglich, dass sie an ihnen vorbeigelaufen ist? Dass sie gemütlich einen Egg McMuffin vertilgt haben, als sie vom Unfallort geflohen ist?

Sie sieht Ben neben seiner geliebten Corvette stehen. Er hat den Wagen immer so sorgfältig gepflegt, nie einen Unfall gehabt, nie eine Beule. Und es war alles ihre Schuld. Ihretwegen war er auf den dummen kleinen Toyota aufgefahren und musste jetzt freundlich zu dem abscheulichen kleinen Mann sein. Und was hatte sie getan? Sie hatte verkündet, dass sie für derlei Unsinn keine Zeit hatte, und war weggelaufen. Etwas, woran Ben sich mittlerweile gewöhnt haben sollte, denkt sie und fragt sich, was sie als Nächstes tun soll.

In der Gegend gibt es Dutzende von Restaurants. Sie kann sie unmöglich alle abklappern. Es ist hoffnungslos. Sie muss es sich einfach in der Lobby bequem machen, sich entspannen und warten, bis sie zurückkommen. Genau wie ihre Mutter, erkennt sie mit einem vernehmlichen Stöhnen und beschließt,

stattdessen an der Rezeption nachzufragen. Vielleicht hat sie jemand gehen sehen und die Richtung bemerkt, die sie eingeschlagen haben. Möglicherweise hat Hayley Mallins sogar mit einem der Angestellten gesprochen und ihm gesagt, wohin sie wollte. Zugegebenermaßen eher unwahrscheinlich, aber fragen tut ja nicht weh.

Das heißt, manchmal schon, korrigiert Amanda sich, als sie an all die Fragen denkt, die sie ihrer Mutter gestellt hat, und an die Fragen, mit denen sie Hayley Mallins noch konfrontieren will. Manchmal tut fragen sehr wohl weh.

Sie steuert die Lobby an und stürzt sich förmlich auf die ahnungslose Empfangsangestellte. »Es handelt sich um einen Notfall«, erklärt sie der überraschten jungen Frau, die ängstlich einen Schritt zurückmacht. »Ich versuche, Hayley Mallins zu finden. Ich weiß, dass sie in Suite 2416 wohnt, habe aber eben festgestellt, dass sie nicht auf ihrem Zimmer ist. Ich muss sie dringend erreichen. Haben Sie sie gesehen?«

Die junge Frau gibt rasch etwas in ihren Computer ein.

»Tut mir Leid, aber Mrs. Mallins ist abgereist.«

»Was soll das heißen, sie ist abgereist? Das ist unmöglich.«

»Offenbar hat sie das Hotel gestern Abend endgültig verlassen.«

»Hat sie gesagt, mit welchem Ziel?«

»Ich fürchte nein.«

Amanda spürt Übelkeit in sich aufsteigen. Ist es denkbar, dass sie mit ihren Kindern nach England zurückgekehrt ist?

»Scheiße«, sagt sie und noch einmal lauter: »Scheiße!«

»Gibt es ein Problem?«, fragt ein Mann, der neben der jungen Frau aufgetaucht ist und auf den Bildschirm des Computers blickt. Sein Namensschild weist ihn als William Granick, Hotel Manager, aus. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Ich versuche, Hayley Mallins zu finden. Ich muss sie dringend sprechen.«

»Ich fürchte, Mrs. Mallins ist abgereist.«

»Ja, das hat man mir gerade erklärt. Aber sie hat doch bestimmt eine Nummer hinterlassen, unter der man sie erreichen kann.«

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht weiterhelfen«, sagt William Granick, und sein Tonfall deutet an, dass er das auch nicht tun würde, wenn er könnte.

»Ich glaube, Sie verstehen nicht …«

»Amanda!«, ruft Ben plötzlich irgendwo hinter ihr.

Sie fährt herum und sieht ihn auf sich zu kommen. Sein Gesicht ist knallrot, ein Hinweis darauf, dass er geraume Zeit draußen in der Kälte verbracht hat. »Ben, Gott sei Dank!«

»Was ist los?«

»Sie sind gestern Abend abgereist.«

»Das habe ich befürchtet.«

»Was ist mit deinem Auto passiert?«

»Der Typ wollte die Polizei dann am Ende doch lieber nicht einschalten. Ich glaube, du hast ihm Angst gemacht.«

Amanda lächelt und runzelt sofort wieder die Stirn.

»Glaubst du, dass sie nach England zurückgeflogen sind?«

»Das ist durchaus möglich.«

»Können wir das irgendwie herausfinden?«

»Lass uns einen Kaffee trinken.« Ben führt Amanda zu der Bar in der Lobby. »Zwei Kaffee«, bestellt er, zieht sein Handy aus der Tasche und sieht auf die Uhr, während er eine Nummer eintippt. »Hi, ich bin's«, sagt er unnatürlich leise. An der Art, wie er schuldbewusst die Schultern hochzieht, erkennt sie, dass es Jennifer ist. »Ja, tut mir Leid. Ich bin erst sehr spät nach Hause gekommen … Also, eigentlich bin ich gar nicht nach

Hause gekommen«, gibt er nach einer verlegenen Pause zu. »Ja, sie ist noch da. Ja, sie ist jetzt bei mir.« Eine weitere Pause, die noch verlegener wirkt als die erste. Amanda fragt sich, ob es für Jennifer genauso unangenehm ist wie für Ben. Sie beobachtet sein Gesicht, sieht die Traurigkeit in seinen Augen und hört das Bedauern in seiner Stimme. Bereut er, was er getan hat? Wegen Jennifer? Oder ihretwegen? »Können wir später darüber reden?«

»Gibt es da wirklich viel zu sagen?«, hört Amanda die andere Frau fragen.

»Es ist eine komplizierte Situation«, erklärt er ihr und dann: »Hör mal. Du musst mir noch einen Gefallen tun.«

Amanda weiß, dass das bestimmt nicht das ist, was die andere Frau hören wollte, und spricht mit angehaltenem Atem ein stummes Gebet, dass Jennifer neugierig genug ist, sich die Bitte anzuhören.

»Kannst du herausfinden, ob Hayley Mallins zurück nach England geflogen ist? Wir sind im Moment in ihrem Hotel, und sie ist offenbar gestern Abend abgereist.« Ben wartet mehrere Sekunden, bevor er das Telefon auf das kleine Tischchen legt. »Sie hat aufgelegt.«

Der Kellner bringt ihren Kaffee und fragt sie, ob sie sonst noch einen Wunsch haben.

Ben starrt aus dem Fenster.

»Nein danke«, erklärt Amanda dem Kellner. »Es tut mir Leid«, sagt sie zu Ben.

»Mach dir keine Sorgen. Ich habe noch ein paar andere Drähte, an denen ich ziehen kann. Um neun fange ich an herumzutelefonieren.«

»Ich meinte wegen Jennifer.«

Er zuckt mit den Achseln, und das Schulterzucken sagt, mir auch.

»Du musstest ihr nicht sagen, dass du mit mir zusammen warst.«

»Doch, musste ich.« Er nippt an seinem Kaffee. »Außerdem hatte sie sich das schon mehr oder weniger selbst zusammengereimt.«

»Es tut mir Leid«, sagt Amanda noch einmal.

Bedauerndes Schweigen hängt schwer in der Luft. »Du hast immer noch vor, demnächst wieder abzureisen, oder?«, sagt er. Es ist eine Suggestivfrage, und wie jeder gute Anwalt kennt er bereits die Antwort.

Was habe ich getan, fragt Amanda sich. Sie hat einem spontanen Verlangen nachgegeben, sich gekratzt, weil es sie gejuckt hat, und nun müssen alle bluten. »Sobald die ganze Geschichte vorbei ist.« Ist das alles, was ihr einfällt? »Ich glaube, es ist das Beste so.«

Er nickt und blickt wieder aus dem Fenster. »Und gestern Nacht?«

»Gestern Nacht war …«

»… etwas, das wir ein für alle Mal aus unserem System herauskriegen mussten«, sagt er.

Eher vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit, denkt Amanda. »Sie liebt dich«, sagt sie und meint Jennifer. »In ein paar Tagen rufst du sie an, erklärst ihr die Umstände …«

Wie aufs Stichwort klingelt Bens Handy. »Hallo?«

»Okay, frag mich nicht, warum ich das mache«, hört sie Jennifer sagen.

Vielleicht muss er nicht einmal ein paar Tage warten, denkt Amanda und beobachtet, wie Ben konzentriert die Augen zusammenkneift. »Okay, danke. Ich ruf dich nachher an … Okay, ja. Tschüß.«

»Okay, ja, was?«

»Wir haben Hayley Mallins gestern offenbar verschreckt. Sie

hat sich von der Polizei die Erlaubnis eingeholt, nach England zurückzukehren.«

»Oh nein.«

»Es ist okay. Wir haben Glück. Der erste Flug nach England, den sie buchen konnte, geht erst heute Abend.«

»Sie ist noch hier?«

»Im Airport Hilton.«

»Nichts wie hin.«

33

Das Airport Hilton lässt sich in zwei Wörtern zusammenfassen: Hilton und Airport. Das ist so ziemlich alles, was man über das Hotel wissen muss, denkt Amanda, als sie mit Ben durch die Lobby zu den Fahrstühlen geht. Es ist auf funktionelle Weise attraktiv, liegt in unmittelbarer Nähe des Flughafens inmitten einer Reihe ähnlicher Hotels für Geschäftsleute, die weder Zeit noch Lust auf Sightseeing haben, oder für Reisende, die auf einen Anschlussflug am frühen Morgen warten. In der Lobby wimmelt es von Frauen mit schick geschnittenen Kostümen und Männern mit schweren Aktenkoffern. Alle sehen ungeheuer zielstrebig aus, denkt Amanda, als sie zur Seite tritt, um den Passagieren eines eben eingetroffenen Lifts Platz zu machen.

»Und was, wenn sie nicht da ist?«, fragt Amanda, als Ben auf den Knopf für den dritten Stock drückt.

»Sie ist da.«

Im zweiten Stock hält der Fahrstuhl ruckelnd an. Vor der Tür steht ein eng umschlungenes Paar inmitten einer Batterie Koffer. So eng umschlungen, dass Amanda beinahe sehen kann, wie tief die Zunge des jungen Mannes im Hals seiner Begleiterin verschwunden ist. Sie wendet sich diskret ab und versucht, nicht an Bens Zungenspitze zu denken, die erst vor wenigen Stunden ihre Mundwinkel umspielt hat. Sie streicht sich mit einem Finger über die Lippen, spürt Bens Berührung und bringt es nicht über sich, den Gedanken an ihn wegzuwischen. Noch vor wenigen Stunden war er in ihr. Jetzt hält sie sorgfältig Abstand, und die Hände, die sie liebkost haben, hängen schlaff herunter.

Und genauso sollte es sein.

Hatte sie ernsthaft etwas anderes erwartet?

Oder er?

Amanda hüstelt in ihre Hand, als sich das Paar voneinander löst. Der Mund und der Hals der jungen Frau sind gerötet vom Abdruck seines morgendlichen Stoppelbarts.

»Frisch verheiratet«, erklärt der junge Mann mit einem dümmlichen Grinsen, als er das Gepäck in den Aufzug schleppt. Sein Gesicht hat die Form eines umgekehrten Dreiecks, und sein schwarzes, lockiges Haar fällt in seine flache breite Stirn.

»Wir fliegen auf die Bahamas.« Das Mädchen kichert und lehnt sich an ihren Ehemann. Ihre langen blonden Haare rahmen ein herzförmiges, von zwei riesigen braunen Augen beherrschtes Gesicht.

Sie muss fast noch ein Teenager sein, denkt Amanda. Kaum älter als sie, als sie Ben geheiratet hat und mit ihm durchgebrannt ist. Natürlich hatten Ben und sie sich keine Flitterwochen auf den Bahamas oder sonst wo leisten können und die Hochzeitsnacht auf dem Boden von Bens winziger Ein-Zimmer-Wohnung verbracht. Doch noch heute kann sie sich an die Freude erinnern, ihn beim Aufwachen neben sich zu sehen. Sie weiß noch, wie sie gedacht hat, das ist es. Ich bin nach Hause gekommen und gehe nie wieder fort.

Aber dann hat sie genau das getan.

Und sie tut es immer noch.

Der frisch vermählte Bräutigam drückt auf den Knopf für die Lobby. »Oh«, entschuldigt sich Amanda, »wir fahren nach oben.«

Der junge Mann zuckt die Achseln. »Wir dann wohl auch.«

»Wann geht der Flug?«, fragt Amanda, um die Stimmen in ihrem Kopf zum Schweigen zu bringen.

Die Braut ergreift das Handgelenk ihres Angetrauten, sieht auf seine Uhr und stöhnt vernehmlich. »Erst in ein paar Stunden. Wir haben noch so viel Zeit.«

»Ich denke bloß, dass es schlauer ist, ein bisschen früher da zu sein, als sich in letzter Minute abzuhetzen«, rechtfertigt sich der junge Mann.

Amanda ahnt, dass sie diese Diskussion seit ihrer Hochzeit schon mehrmals geführt haben und diesen Streit in Variationen wahrscheinlich für den Rest ihres Ehelebens führen werden. Sie fragt sich, wer zuerst die Geduld verlieren und zum Ausgang drängen wird. »Viel Glück«, wünscht sie den beiden, als sich die Fahrstuhltür im dritten Stock öffnet.

»Ihnen auch«, sagen die frisch Vermählten im Chor.

Amanda sieht sich noch einmal um, bevor sich die Tür wieder ganz geschlossen hat, und erhascht einen flüchtigen Blick auf die beiden, die schon wieder zueinander streben und nach dem anderen greifen, als würde es ihnen buchstäblich Schmerzen bereiten, wenn ihre Körper getrennt sind. Es ist schmerzhaft, entscheidet sie, als sie ein Stechen in der Magengrube verspürt, das sich wie ein besonders bösartiger Krebs im ganzen Körper ausbreitet. Sie unterdrückt den Impuls, Ben nachzurufen, der schon den Flur hinuntergegangen ist, er solle stehen bleiben, langsamer gehen, sich umdrehen, zu ihr kommen. Das kann warten, will sie ihm sagen. Alles kann warten.

Aber es kann nicht warten.

Und sie nicht.

Und er auch nicht.

»Welches Zimmer?«, fragt sie stattdessen, als sie ihn eingeholt hat.

»Gleich hier.« Er bleibt vor Zimmer 312 stehen und klopft mit leiser Autorität an die Tür. »Hier ist der Hotelmanager«, erklärt er, bevor die Bewohner des Zimmers fragen können, wer dort ist.

Die Stimme aus dem Zimmer klingt zögernd. »Ist irgendwas nicht in Ordnung?« Hayley Mallins öffnet die Tür einen

winzigen Spalt und reißt entsetzt die Augen auf, als sie erkennt, wer draußen steht. Sie versucht, die Tür zu schließen, aber Ben ist es mittlerweile gewöhnt, dass ihm Leute die Tür vor der Nase zuschlagen, und hat einen Fuß wie einen Keil auf die Schwelle gestellt. »Nein«, zischt Hayley Mallins und stemmt sich mit der Schulter gegen die Tür.

»Gehen Sie weg. Gehen Sie weg.«

»Bitte«, beschwört Amanda die Frau. »Lassen Sie uns einfach mit Ihnen reden.«

»Spenser, ruf unten an«, kommt die prompte Antwort. »Sie sollen jemanden vom Sicherheitsdienst hoch schicken.«

»Ich glaube nicht, dass das in Ihrem Interesse wäre«, rät Ben ihr und drückt so heftig gegen die Tür, dass Hayley keine andere Wahl hat, als zur Seite zu treten und sie hereinzulassen.

Der Raum ist sauber und nichts sagend und wird beinahe vollständig von zwei französischen Betten beherrscht. Ben geht schnell zu Spenser, der an einem kleinen Schreibtisch vor dem Fenster steht und mit dem Hörer in der Hand gegen die Tränen ankämpft. Als Ben näher kommt, lässt der Junge, der noch seinen verwaschenen blauen Schlafanzug trägt, den Hörer fallen und flüchtet sich an die Seite seiner Mutter.

»Alles in Ordnung, Spenser«, erklärt Ben ihm. »Wir tun euch nichts.«

»Was wollen Sie von uns?«, fragt eine dritte Stimme, und Ben und Amanda drehen sich in die Richtung um.

Hope sitzt ebenfalls noch im Schlafanzug auf dem zweiten Bett und starrt sie mit kaltem Trotz an.

»Gehen Sie weg«, ruft Spenser, im schützenden Arm seiner Mutter wieder mutig geworden. »Gehen Sie weg, und lassen Sie uns in Ruhe.«

»Das geht nicht«, sagt Amanda.

»Sie wissen, dass ich nicht mit Ihnen reden muss«, erklärt Hayley ihnen. »Die Polizei hat gesagt, dazu bin ich nicht verpflichtet.«

»Dann hören Sie vielleicht einfach nur zu.«

»Und wenn es mich nicht interessiert?«

»Dann hören Sie trotzdem zu.«

»Bitte«, fleht Hayley. »Du machst alles nur noch schlimmer.«

»Ihr Mann ist tot und meine Mutter ist im Gefängnis«, erwidert Amanda. »Wie könnte es da noch schlimmer werden?«

»Darum«, gibt Hayley schlicht zurück und lässt sich zusammen mit Spenser, der wie angewachsen scheint, auf das Fußende des nächsten Bettes sinken. Sie trägt denselben moosgrünen Pullover wie am Vortag, und ihr Haar ist mit zwei großen Klammern zurückgesteckt. Sie hat kein Makeup aufgelegt, und ihre Haut ist aschfahl, ja beinahe grau. Mit einem Nicken gibt sie schließlich nach. »Ich will nicht, dass meine Kinder dabei sind«, sagt sie leise.

»Ich könnte mit ihnen unten etwas essen gehen«, schlägt Ben vor.

»Nein«, heult Spenser auf und klammert sich noch fester an die Hüfte seiner Mutter.

»Wir lassen dich nicht allein«, erklärt Hope.

»Frühstück klingt wie eine gute Idee«, sagt Hayley ruhig.

»Du hast doch gerade gesagt, dass du solchen Hunger hast, Spenser, und unbedingt einen riesigen Teller Blaubeerpfannkuchen haben willst.«

»Ich will, dass du mitkommst«, heult der Junge.

»Und ich möchte, dass du und deine Schwester sich anziehen und mit Mr. Myers gehen.«

»Ben«, sagt Ben.

»Ihr geht mit Ben, und ich komme so schnell wie möglich nach. Versprochen.« Hayley lächelt, obwohl ihr Lächeln zittrig und gezwungen wirkt. »Bitte, Schätzchen. Es gibt keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Das verspreche ich dir. Diese Dame möchte mir offensichtlich etwas sehr Wichtiges sagen und geht erst wieder, wenn sie es gesagt hat. Also bringen wir es am besten hinter uns, was?« Sie wirft Hope einen flehenden Blick zu. »Bitte, Liebes, zieh dich an.«

Nur äußerst widerwillig steigt Hope aus dem Bett, holt ihre Kleider aus dem Schrank und geht ins Bad.

»Such deine Sachen zusammen, Püpp … Spenser«, weist seine Mutter ihn an.

»Ich weiß nicht, was ich anziehen soll.«

»Dann zieh dasselbe an wie gestern.«

»Das will ich aber nicht.«

»Wie wär's mit deinem neuen braunen Pullover? Der steht dir so gut.«

Spenser rutscht vom Bett, holt den Pullover aus einer Schublade, zieht ihn über den Kopf und erst dann das Schlafanzugoberteil aus. Er schlüpft in die Ärmel des Pullovers und streicht seine Haare glatt, während er Amanda mit einem Blick mustert, der genau verrät, was er denkt. Er wünscht, sie wäre tot.

Amanda sieht Ben an. Sie bildet mit den Lippen stumm das Wort *Danke* und lässt ihn genauso ungern gehen, wie Hayleys Kinder ihre Mutter allein lassen.

Nach einigen Minuten kommt Hope aus dem Bad, adrett gekleidet mit einem blass rosafarbenen Sweater und Jeans, die langen Haare zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden.

»Du siehst reizend aus«, erklärt Amanda dem jungen Mädchen aufrichtig, während sie daran denken muss, dass Rosa die Lieblingsfarbe ihrer Mutter ist. Hope ignoriert das Kompliment

und nimmt Spensers vorherigen Platz auf dem Bett neben ihrer Mutter ein. Hayley umarmt ihre Tochter und küsst ihre Stirn. Sie haben alle Variationen des gleichen Gesichts, denkt Amanda, als Spenser an ihr vorbei ins Badezimmer drängt. Die gleichen hohen Wangenknochen, die gleiche volle Unterlippe, die gleichen durchdringenden traurigen Augen.

»Ich habe keinen großen Hunger«, erklärt Hope ihrer Mutter, als Spenser zurückkommt.

»Dann isst du nur so viel, wie du schaffst«, sagt Hayley.

»Ich hab gehört, es gibt hier ein super Frühstücksbüffet«, sagt Ben.

»Geht jetzt«, drängt sie. »Ich komme sofort nach.«

»Wenn du in zwanzig Minuten nicht da bist, schreie ich, bis die Polizei kommt«, warnt Spenser. »Ich rufe laut: Polizei.«

»Dann in zwanzig Minuten«, sagt Hayley und sieht Amanda fragend an.

»In zwanzig Minuten«, bestätigt Amanda.

Ben macht die Tür auf und lässt Spenser und Hope hinausgehen. Als er gerade die Tür schließen will, dreht sich Hope auf der Schwelle noch einmal um. »Bis in zwanzig Minuten«, wiederholt sie, und ihr eindringlicher Blick wirkt noch nach, als sie längst verschwunden ist.

»Es sind reizende Kinder«, sagt Amanda.

In Hayleys Augen schimmern Tränen. »Wie hast du uns gefunden?«

»Spielt das wirklich eine Rolle?«

»Vermutlich nicht. Was willst du?«

»Ich glaube, das wissen Sie.«

»Ich finde, du solltest aufhören, auf den Busch zu klopfen, und verdammt noch mal zur Sache kommen«, faucht Hayley, die

jetzt zum ersten Mal die Beherrschung verliert und frustriert die Hände auf die Schenkel schlägt.

»Ich weiß, dass Sie nicht Mr. Walshs Tochter sind«, erklärt Amanda ihr. »Mr. Walsh hatte keine Tochter.«

»Hat dir das deine Mutter erzählt?«

»Meine Mutter hat mir gar nichts erzählt. Sie ist im Krankenhaus.«

»Im Krankenhaus?«

»Sie hat versucht, sich umzubringen.«

»Was?« Hayley wirkt bestürzt. »Oh Gott. Wie geht es ihr?«

»Sie wird durchkommen«, sagt Amanda, überrascht von der unvermuteten Sorge der anderen Frau. »Warum hat sie das getan, Hayley? Welches Geheimnis wollte sie zur Not mit ihrem Leben beschützen?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Ich weiß es nicht, aber du.«

Hayley beginnt erregt vor dem Bett auf und ab zu laufen.

»Du musst gehen. Sofort. Bevor noch mehr Menschen zu Schaden kommen.«

»Sag mir, wer du bist.«

»Ich kann nicht.«

»Vorher gehe ich nicht.«

Tränen treten in Hayleys Augen. »Das weißt du nicht? Das weißt du wirklich nicht?« Die gleiche Frage, die ihr heute früh schon Mrs. Thomson gestellt hat.

»Ich weiß, dass du nicht Hayley heißt.«

»Nein, du irrst dich.«

»Ich weiß, dass du in Wahrheit Lucy heißt.«

»Nein, bitte. Du weißt ja nicht, was du redest.«

»Ich weiß, dass du meine Schwester bist«, wagt sich Amanda vor und wappnet sich gegen weiteres vehementes Leugnen der Frau.

Es bleibt aus.

»Oh Gott«, stöhnt die Frau und hält sich den Bauch. »Oh Gott. Oh Gott.«

»Du bist meine Schwester«, wiederholt Amanda ungläubig, als die andere Frau an ihr vorbei ins Bad stürzt. Kurz darauf hört man sie heftig würgen. Amanda zwingt sich, ganz ruhig zu bleiben und nichts zu denken, bis Hayley zurückkommt. Sie versichert sich, dass alles ein Irrtum ist, dass Hayley irgendein Spiel mit ihr spielt aus Rache für all den Ärger, den sie ihr bereitet hat. »Das verstehe ich nicht«, sagt sie, als Hayley mit Schweißperlen auf der Stirn und einem Waschlappen vor dem Mund zurückkommt. »Wie ist das möglich?«

Hayley lässt sich aufs Bett sinken. »Du hast es noch immer nicht begriffen«, staunt sie.

»Erklär es mir.«

Hayley schüttelt den Kopf. »Ich kann nicht. Bitte. Ich kann nicht.«

»Wie können wir Schwestern sein?«, bedrängt Amanda sie. »Ich bin achtundzwanzig. Du bist … was?«

»Ich werde nächsten Monat einundvierzig«, antwortet Hayley mit monotoner Stimme.

»Das ist ein Altersunterschied von mehr als zwölf Jahren. Meine Eltern waren vor meiner Geburt erst ein paar Jahre verheiratet, sodass wir offensichtlich nicht denselben Vater haben können.«

Hayley nickt, sagt aber nichts.

»Und davor war meine Mutter mit …«

»… meinem Mann verheiratet.«

»Willst du damit sagen, das meine Mutter noch einen Ex-Mann hat, von dem ich nichts weiß?« Wie die Mutter, so die Tochter, denkt sie.

»Nein, das will ich nicht sagen.«

»Dann verstehe ich es nicht. Wer ist dein Vater?«

»Mein Vater?«, wiederholt Hayley, als ob sie das Wort nicht versteht.

»Ja. Wer ist dein Vater?«

Nach einer Pause, die eine Ewigkeit dauert, antwortet sie, die Stimme kaum mehr ein Flüstern, wie zuvor: »Mein Mann.«

Einen Moment lang glaubt Amanda, dass Hayley die Frage falsch verstanden hat. Welche andere Erklärung gibt es für diese seltsame Antwort? Sie kann doch unmöglich andeuten … Amanda hält inne, und ihr Atem gefriert in ihrer Lunge. Nein. Das kann nicht sein. Es ist unmöglich. Jenseits von unmöglich. Mit zitternden Fingern greift sie in die Tasche ihres Wintermantels, zieht das Bild heraus, das sie im Haus ihrer Mutter gefunden hat, und hält es vor ihre ungläubigen Augen.

Was Amanda sieht: John Mallins alias Rodney Turek, den Mann, den ihre Mutter erschossen hat, auf dem Schoß seine kleine Tochter. Das Mädchen ist acht oder neun und hat dunkle Haare und durchdringende Augen. »Oh mein Gott.«

Amanda taumelt rückwärts gegen den Schreibtisch, als hätte irgendwer sie gestoßen. Das junge Mädchen ist nicht Hope. Es ist die Frau, die vor ihr sitzt.

»John Mallins war dein Vater?«, fragt Amanda mit so tiefer und tonloser Stimme, das sie aus dem Boden zu tönen scheint.

»John Mallins war mein Mann«, verbessert die andere Frau sie, von Kopf bis Fuß zitternd. »Davor war er Rodney Turek.« Ein spitzer Schrei drängt aus ihrer Kehle und durchbohrt die Luft. »Mein Vater.«

Amandas Mund steht offen, doch kein Laut dringt heraus. Sie versucht sich zu bewegen, doch ihre Arme und Beine scheinen nicht mehr da zu sein. Sie hängt in der Luft, während Hayley zu Boden sinkt.

»Du darfst nicht zulassen, dass sie mir die Kinder wegnehmen«, fleht Hayley und wiegt ihren Körper hin und her.

»Du darfst nicht zulassen, dass sie mir die Kinder wegnehmen.«

Das wahre Grauen der Situation sickert erst langsam in Amandas Bewusstsein. »Deine Kinder? Oh mein Gott. Seine Kinder.«

»Er hat gesagt, wenn es irgendjemand erfahren würde, würde man sie mir wegnehmen.«

Amanda kniet neben der Frau auf dem Boden. »Niemand wird dir deine Kinder wegnehmen. Hörst du mich?«

Hayley nickt, obwohl ihr Gesichtsausdruck alles andere als überzeugt wirkt.

»Du musst mir erzählen, was passiert ist. Bitte, Lucy«, sagt Amanda. Als sie zum ersten Mal den richtigen Namen der Frau benutzt, sieht sie, wie Tränen über deren Wangen strömen, als ob ihr mit einem Mal eine schreckliche Last von den Schultern genommen worden wäre. »Bitte, erzähl mir, was passiert ist.«

»Er war mein Vater, und ich habe ihn geliebt. Du hast deinen Vater doch auch geliebt, oder?«, fragt Lucy traurig.

»Ja, sehr.«

»Dein Vater war ein wundervoller Mann. Er war so nett zu mir.«

Amanda nickt, während sie sich sein gütiges Gesicht vor Augen ruft.

»Aber er war nicht mein Vater. Und ich habe meinen Dad so vermisst. Er war immer mein Held gewesen und hat immer zu mir gehalten, wenn ich Ärger mit Mom hatte. Wenn sie sagte,

dass ich irgendetwas nicht haben durfte, bin ich zu ihm gelaufen, und er hat es mir gekauft. Wenn sie mir etwas verboten hat, hat er es mir erlaubt. Natürlich hielt ich ihn für den besten Vater der Welt. Und dann war er plötzlich … weg. Und nach einer Weile heiratete Mom Mr. Price, und kurz darauf wurdest du geboren. Und da habe ich meinen Vater noch mehr vermisst.

Und dann stand er eines Tages plötzlich vor mir, als ich von der Schule nach Hause kam. Meine Mutter hat mir natürlich verboten, ihn zu treffen, sodass wir uns heimlich sehen mussten. Er sagte, Mom wäre eine böse Frau, die ihm sehr viel Geld gestohlen hätte, und bat mich, ihm zu helfen, es zu finden. Ich habe es versucht, aber als ich nichts fand, sagte er, er müsse wieder fortgehen. Der Gedanke, ihn ein zweites Mal zu verlieren, war schlicht unerträglich, und ich flehte ihn an, mich mitzunehmen. Er sagte, wir müssten unseren Namen ändern und uns verstecken. Ich fand, das klang schrecklich aufregend, wie ein großes Abenteuer. Wir sind nach England gegangen und von Stadt zu Stadt gezogen, und anfangs war es auch in Ordnung. Aber nach einer Weile habe ich angefangen, meine Mutter, meine Freundinnen und vor allem dich zu vermissen. Er sagte, wir könnten nie nach Hause zurückkehren, man würde ihn der Kindesentführung beschuldigen, und ich wäre dafür verantwortlich, wenn er den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen müsste. Und er sagte, dass er mir eines Tages ein eigenes Baby schenken würde.«

Amanda vergräbt ihr Gesicht in den Händen, weil sie ihren wachsenden Ekel nicht mehr verbergen kann.

»Du musst verstehen, wie isoliert ich war. Zwei Jahre sind wir von einem Ort zum anderen gezogen. Ich hatte keine Freundinnen. Nur ihn. Wir waren nie getrennt. Er war alles für mich. Mein Vater, mein Lehrer, mein bester Freund. Und irgendwann auch mein Liebhaber und schließlich mein Mann. Wir haben uns ins Sutton niedergelassen. Er hat einen kleinen

Laden gekauft. Nach einer Weile fühlte es sich beinahe … normal an. Ich hatte eine Reihe von Fehlgeburten und anschließend zwei Totgeburten. Die Strafe Gottes, sagte ich mir, und dann wurde ich schwanger mit Hope. Und sie war gesund. Viel mehr als das – sie war perfekt. Und dann kam Spenser. Und dann, was sollte ich machen? Ich hatte meinen eigenen Vater geheiratet. Ich hatte Kinder von ihm bekommen. Er hatte bestimmt Recht – wenn irgendjemand das erfahren würde, würde man mir die Kinder wegnehmen.«

»Niemand wird dir deine Kinder wegnehmen«, versichert Amanda ihr erneut.

»Und dann ist Johns Mutter gestorben. Und John hat darauf bestanden, dass wir hierher zurückkommen, um ihren Nachlass zu regeln. Er sagte, es ginge um eine Menge Geld und dass nach all der langen Zeit keine Gefahr mehr bestehen würde. Die Kinder waren ziemlich aufgeregt. Sie waren noch nie außerhalb von Sutton gewesen. Und so sind wir nach Toronto gekommen, ins Four Seasons Hotel.«

»Und meine … *unsere* Mutter saß in der Lobby und trank Tee.«

»Ja. Kannst du dir das vorstellen? Sie war zum Tee mit einer Freundin hier.« Lucy lacht unter Tränen. »Nenn es, wie du willst – Zufall, Schicksal, göttliche Intervention. Was auch immer. Da saß sie jedenfalls – und trank Tee.«

»Und hat dich mit den Kindern gesehen …«

»Und sie wusste sofort, was geschehen war.«

»Und am nächsten Tag ist sie zurückgekommen und hat ihn getötet.«

»Als der Polizist vor unserer Tür stand und mir erklärte, dass John erschossen worden war«, sagt Lucy, »wusste ich sofort, dass sie es war.«

»Woher wusstest du das?«

»Weil ich das Gleiche getan hätte.« Lucy atmet ein weiteres Mal tief aus, als hätte sie fünfundzwanzig Jahre lang die Luft angehalten.

Und vielleicht hat sie das ja auch, denkt Amanda und nimmt ihre Schwester in den Arm. »Das würde jede Mutter tun«, erklärt sie ihr und drückt sie fest an sich. »Jede Mutter.«

34

Ein paar der verrückten Gedanken, die Amanda durch den Kopf rasen, als sie ihre Mutter am Freitagmorgen sieht: Für eine geprügelte Frau von einundsechzig Jahren, der man kürzlich den Magen ausgepumpt hat, sieht ihre Mutter erstaunlich schön aus; das schreckliche Grün der Gefangenenkleidung passt farblich gut zu den Blutergüssen in ihrem Gesicht; hinter den Blutergüssen kann sie vage die Züge ihrer eben erst entdeckten Schwester erkennen; sie möchte ihre Mutter in den Arm nehmen, die Blutergüsse mit Küssen wegzaubern und ihr erklären, dass sie sie versteht.

»Das war eine verdammt dumme Aktion, die du da gebracht hast«, sagt sie stattdessen und weigert sich störrisch, Mitleid mit der Frau zu empfinden oder sich von dem flüchtigen Einblick, den sie in das Verhalten und die Motive ihrer Mutter bekommen hat, umstimmen zu lassen. Mitleid kann Schuld nicht ausradieren. Verständnis kann nicht jede Kluft überbrücken. Und außerdem war sie viel zu lange wütend auf ihre Mutter, um jetzt einfach loszulassen. Diese Wut hat sie seit ihrer Kindheit angetrieben. Wenn sie darauf verzichtet, was bleibt dann von ihr übrig? Wer wird sie sein?

»Ja, das war sehr dumm«, stimmt ihre Mutter zu und blickt von Amanda zu Ben. Sie stehen in der Halle des neuen Gerichtsgebäudes ungefähr an derselben Stelle, wo sie Anfang der Woche zusammengekommen sind. Mehrere Wärter beobachten sie aus diskreter Entfernung. Das Gericht ist noch nicht zusammengetreten.

»Wie geht es Ihnen, Mrs. Price?«, fragt Ben.

»Viel besser. Danke. Ich kann es nicht erwarten, die Sache hinter mich zu bringen.«

»Wir müssen reden, Mutter.«

»Ich weiß.«

Rechtfertigte der Verlust der einen Tochter, dass ihre Mutter die andere vernachlässigt hatte? Hatte es ihr das Recht gegeben, sich ins Vergessen zu trinken und sich bis zur Psychose mit Medikamenten voll zu stopfen? Gab es ihr das Recht zur Selbstjustiz?

»Warum setzen wir uns nicht?« Ben weist auf eine Bank an der gegenüberliegenden Wand.

Amanda wappnet sich für einen Streit und ist überrascht, als es nicht dazu kommt. Sie steht vielmehr unvermittelt allein in der Mitte der Halle, während Ben ihre Mutter zu der langen Holzbank führt. Sie sieht sich mehrmals verlegen um, bevor sie ihnen folgt. Als sie sich neben ihre Mutter setzt, merkt sie, dass sie am ganzen Körper zittert. Ben hockt am anderen Ende. »Wir haben mit Hayley Mallins gesprochen«, beginnt sie. »Wir wissen …«

»… alles«, sagt Gwen Price leise. »Ja, ich glaube, das hast du bereits im Krankenhaus erwähnt.«

»Warum hast du es mir nicht erzählt?«

»Was genau sollte ich dir denn erzählen?«

»Alles«, sagt Amanda, das Wort ihrer Mutter aufgreifend, das einzige, das unter den Umständen angemessen erscheint.

»Was sollte ich sagen? Wo sollte ich anfangen?«

»Wie wär’s zum Beispiel mit der Tatsache, dass Hayley Mallins meine Schwester ist.«

Gwen Price nickt, und Tränen fließen über ihre Wangen.

»Wie geht es ihr?«

»Nun, sie ist natürlich sehr aufgewühlt.«

»Sie muss mich hassen.«

»Sie hasst dich nicht.«

»Wirklich? Ist das wahr?«

Amanda zuckt die Achseln und fragt sich, wer überhaupt noch weiß, was wahr ist.

»Und die Kinder? Wie geht es ihnen?«

»Sie halten sich wacker. Sie wissen die ganze Wahrheit noch nicht.«

Wieder nickt Gwen. »Nein, sie sind noch viel zu jung, um es zu verstehen.«

»Wir sind alle zu jung, um es zu verstehen«, sagt Amanda. »Ich weiß jedenfalls, dass ich es nicht begreifen kann, egal wie oft ich es wiederhole, und egal wie sehr ich mich anstrenge, den Worten einen Sinn abzuringen. Deshalb erzähl du mir, Mutter, wie so etwas passieren konnte? Und wie konntest du es all die Jahre vor mir geheim halten?«

»Wann hätte ich es dir erzählen sollen?«, fragt ihre Mutter zurück. »Als du ein Baby warst und deine Schwester vom Erdboden verschwunden ist? Als aus Tagen Wochen, aus Wochen Monate und dann Jahre wurden und die Polizei längst zu anderen, dringenderen Fällen übergegangen war? Als ich in einem Nebel aus Alkohol und Antidepressiva versunken war? Als ich zu weggetreten war, um aufzustehen, zu betrunken, um geradeaus zu gucken? Als ich jedes Mal, wenn ich dich angesehen habe, deine Schwester vor Augen hatte?«

»Also hast du ganz aufgehört, mich anzugucken? Ist es das?«

Ihre Mutter senkt den Kopf. »Es tut mir schrecklich Leid.«

»Ah ja, ich nehme an, damit ist alles wieder gut«, faucht Amanda.

»Ich erwarte nicht, dass du das verstehst.«

»Du hast mir nie eine Chance gegeben, es zu verstehen.«

»Du warst ein Kind.«

»Nicht sehr lange. Dafür hast du gesorgt.«

»Es tut mir schrecklich Leid«, sagt ihre Mutter noch einmal.

Aber mit einer simplen Entschuldigung will Amanda ihre Mutter nicht vom Haken lassen. »Und was war später? Als ich erwachsen war? Warum hast du es mir da nicht erzählt? Warum hat Daddy es mir nicht erzählt?«

»Er wollte es«, erwidert ihre Mutter schlicht. »Ich habe ihn nicht gelassen. Ich habe ihm das Versprechen abgenommen …« Sie stockt. »Außerdem war es da schon zu spät. Ich war eine verbitterte wütende Frau mit einer verbitterten wütenden Tochter, die nichts mit mir zu tun haben wollte.«

»Willst du vielleicht behaupten, es wäre meine Schuld, dass du es mir nicht gesagt hast?«

»Nein, Gott bewahre«, antwortet ihre Mutter rasch und greift nach Amandas Händen. »Wie könnte es deine Schuld sein? Es war meine Schuld. Alles war meine Schuld. Er hat mich gewarnt. Er hat gesagt, wenn ich ihm das Geld, das ich gestohlen hatte, nicht zurückgeben würde, würde er es mir heimzahlen. Er hat es mir gesagt, aber ich habe nicht zugehört. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er so herzlos sein würde. So böse.«

Amanda spürt die Berührung ihrer Mutter wie einen elektrischen Schlag, springt auf und vergräbt die Hände in den Taschen ihrer blauen Hose. »Und … was? Soll ich jetzt Mitleid mit dir haben? Soll ich dir vergeben? Ist es das?«

»Ich erwarte nicht, dass du mir vergibst.«

»Gut. Denn das wird auch nicht passieren. Glaub mir – das wird nie passieren.«

»Erzählen Sie uns von dem Nachmittag, als Sie Rodney Turek und Ihre Tochter im Hotel gesehen haben«, rät Ben ruhig von seinem Platz.

Gwen Price lehnt ihren Kopf an die gebrochen weiße Wand und schließt die Augen. »Ich war mit meiner Freundin Corinne

im Kino. Und hinterher waren wir auf einen Tee ins Four Seasons Hotel gegangen, wie wir es jede Woche tun. Wir hatten unsere Tassen eben leer getrunken und wollten, glaube ich, gerade aufbrechen, es fällt mir schwer, mich genau zu erinnern. Aber ich weiß noch, dass ich ein Kinderlachen gehört und in die Halle geblickt habe. Und da waren sie.«

»Sie haben sie nach all den Jahren gleich wiedererkannt?«

Gwen schlägt die Augen wieder auf und starrt auf die gegenüberliegende Wand, als ob die Szene auf die glatte Oberfläche projiziert würde. »Das kleine Mädchen habe ich zuerst entdeckt, und es war, als hätte ich ein Gespenst gesehen. Sie sieht genau aus wie ihre Mutter in dem Alter. Nun, ihr habt ja das Foto gesehen. Eine Sekunde lang dachte ich, dass es wirklich Lucy ist, bis mir klar wurde, dass das unmöglich war. Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen. Es konnte nicht Lucy sein.« Gwens Blick zuckt hin und her. »Ich dachte, mein Bewusstsein spielt mir einen grausamen Streich wie zu der Zeit, als ich noch getrunken habe, und ich wollte mich gerade abwenden, als ich Rodney gesehen habe. Und ja, ich habe ihn sofort erkannt. Es war, als ob man jemanden trifft, den man seit der Grundschule nicht gesehen hat, und trotzdem denkt man, dass er sich kein bisschen verändert hat. Außerdem war dieses Gesicht unverkennbar, egal was er alles damit angestellt hatte.« Sie reibt sich die Stirn, als wollte sie das unangenehme Bild wegwischen.

»Und dann habe ich den kleinen Jungen gesehen und die Frau. Die ihn an der Hand hielt. Seine Mutter. Meine Tochter. Und plötzlich wusste ich es. Es war alles so grausam und schrecklich klar.«

»Warum hast du sie nicht gestellt?«

»Ihr müsst euch vorstellen, dass sich die ganze Episode im Bruchteil einer Sekunde ereignet hat. Ich war zu perplex, um irgendwas zu tun«, gibt ihre Mutter zu. »Und im nächsten

Moment waren sie schon wieder verschwunden. Ich war total durcheinander. Ich weiß nicht mal mehr, wie ich es bis nach Hause geschafft habe. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich vor meinem Medizinschrank stand und all meine Tablettenfläschchen zur Hand nahm, diese schrecklichen Tabletten, die ich aufbewahrt hatte, um mich daran zu erinnern, wie tief ich gesunken und wie weit ich mittlerweile gekommen war, und ich konnte nur denken, dass ich wieder da war, wo ich angefangen hatte, dass ich schneller denn je abstürzte und dass alles, wenn überhaupt, noch viel schlimmer war, als ich es mir je vorgestellt hatte. Ich habe überlegt, ob ich die ganzen Tabletten schlucken und meinem Schmerz ein für alle Mal ein Ende bereiten sollte.« Sie lacht, doch es klingt eher wie ein scharfes Bellen, das die Luft zerreißt. »Aber dann wurde mir klar, dass sie alle längst abgelaufen waren und mir wahrscheinlich nur übel werden würde. Und welchen Sinn hätte das?«

»Also hast du stattdessen beschlossen, ihn umzubringen?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, irgendwas beschlossen zu haben. Ich kann mich nicht erinnern, die Waffe gefunden und in Händen gehalten zu haben. Seine Pistole übrigens. Er hatte sie während unserer Ehe zu seinem Schutz gekauft. Eine Ironie des Schicksals, nicht wahr? Jedenfalls kann ich mich nur daran erinnern, am nächsten Tag in dieser Hotellobby gesessen und gewartet zu haben. Und dann habe ich ihn durch die Drehtür kommen sehen und bin aufgestanden und zu ihm rübergegangen. Dieser Ausdruck beiläufiger Zurückweisung in seinem Gesicht, als er mich sah. Bloß irgendeine alte Frau, die ihm den Weg versperrte, dachte er. Und dann die aufleuchtende Erkenntnis in seinen Augen, als es ihm plötzlich dämmerte, wer ich war. So klar und deutlich wie das Klicken des Abzugs.« Sie atmet tief ein, bevor sie in einem Rutsch weiter erzählt. »Dann dreimal ein lauter Knall, er lag auf dem Boden, die Leute kreischten, und er blutete auf den schönen Teppich, na, und den Rest wisst ihr ja.«

»Warum hast du der Polizei nicht die Wahrheit gesagt?«

»Wie denn?«, fragt Gwen Price ihre Tochter. »Wie hätte ich Lucy das antun können? Es war meine Schuld, dass er sie benutzt hat. Alles, was ihr geschehen ist – meine Schuld. Verstehst du nicht, dass ich sie schützen musste, dass ich ihr allermindestens mein Schweigen schuldig war?«

»Und du bist einfach davon ausgegangen, dass niemand ermitteln würde, wenn du gestehst?«

»Das hat ja auch niemand«, stellt ihre Mutter fest. »Die Polizei hatte alles, was sie brauchte. Es war allen egal, warum ich es getan hatte. Außer dir.« Sie lächelt. »Ich hatte vergessen, wie stur du sein kannst.«

»Wie willst du irgendwas über mich wissen?«, fragt Amanda mit zurückkehrender Wut, die in ihrer Stimme vibriert. »In der ganzen Zeit, die ich weg war, hast du nie versucht, Kontakt mit mir aufzunehmen. Du hast nie versucht, mich zu besuchen.«

»Ich habe Jahre gebraucht, um mich wieder auf die Reihe zu kriegen«, sagt ihre Mutter. »Als ich endlich clean und trocken war, habe ich einen Privatdetektiv engagiert. Er hat dich in Florida gefunden. Ich habe ein Flugticket gekauft und dann noch eins und noch eins. Aber ich habe es nie über mich gebracht, ins Flugzeug zu steigen. Ich habe mir gesagt, dass du dich ohne mich so gut machst, und welchen Sinn hätte es gehabt, alte Wunden aufzureißen? Und ich habe mich mit dem Wissen getröstet, dass ich dich im Gegensatz zu deiner Schwester zumindest aus der Distanz beobachten konnte. Aber in Wahrheit hatte ich Angst. Ich wusste, was für ein furchtbares Chaos ich angerichtet hatte, vor allem nach dem Tod deines Vaters. Ich wusste, dass alle Entschuldigungen der Welt nicht ausreichen würden, das wieder gutzumachen.«

Das harsche Urteil ihrer Mutter, das sie ihr Leben lang im Ohr gehabt hat, schlägt Amanda entgegen wie ein Speer, der direkt

auf ihre Seele zielt. *Nun, kein Wunder, dass dein Vater einen Herzinfarkt hatte, bei einer Tochter wie dir.*

»Du hast mir erklärt, dass ich für Daddys Tod verantwortlich war.«

»Oh Gott. Das war so ungerecht. Und so unwahr. Schätzchen, wenn irgendwer für den Herzinfarkt deines Vaters verantwortlich war, dann ich und nicht du.«

Amanda schüttelt den Kopf. »Ich war ein Albtraum.«

»Du warst ein Teenager. *Ich* war der Albtraum.«

In Amandas Augen schimmern Tränen. »Ich habe ihn enttäuscht. Ich habe ihn jeden Tag auf die eine oder andere Weise im Stich gelassen.«

»Nein, Liebes«, widerspricht ihre Mutter vehement. »Er hat *dich* im Stich gelassen.«

»Was?«

»Er war so damit beschäftigt, mich zu pflegen, und er hat darüber vergessen, dass es seine wichtigste Aufgabe gewesen wäre, sich um dich zu kümmern. Egal wie unabhängig du warst, egal wie stark du gewirkt hast, egal welche Pose du eingenommen hast. Alles ganz egal. Du warst sein kleines Mädchen, und es war seine erste Pflicht, dich zu beschützen. Selbst wenn ich der Mensch war, vor dem er dich beschützen musste.« Sie streckt die Hand aus und lässt sie wieder sinken, als Amanda sich weigert, sie zu beachten.

»Es war nicht deine Schuld, Mandy. Es war nie deine Schuld.«

Die Worte kreisen sanft und spinnen einen warmen Kokon um Amanda. Wie ein zu Unrecht verurteilter Gefangener, der nach einem Leben in Haft begnadigt wird, ist sie aller Untaten vollkommen und unerwartet freigesprochen worden. Sie ist frei.

Es war nicht deine Schuld, Mandy. Es war nie deine Schuld.

Amanda lässt sich wieder auf die Bank fallen. Sie ist unschuldig.

»Es tut mir so Leid, mein Schatz«, redet ihre Mutter weiter. »Für alles, was du meinetwegen durchmachen musstest, und all die schrecklichen Dinge, die ich zu dir gesagt habe. Wenn ich irgendetwas sagen oder tun kann, um all das Leid wieder gutzumachen, das ich dir angetan habe …«

Amanda starrt in das verschwollene Gesicht ihrer Mutter. Wie schön sie ist, denkt sie erneut. »Es gibt etwas«, hört sie sich sagen.

»Was?«

»Du kannst dich nicht schuldig bekennen.«

»Was?«, fragt ihre Mutter noch einmal.

»Du warst offensichtlich in einem psychischen Ausnahmezustand. Keine Jury der Welt wird dich verurteilen, wenn sie erst einmal deine Geschichte gehört hat.«

Ihre Mutter schüttelt vehement den Kopf. »Keine Jury wird diese Geschichte je hören. *Niemand sonst* wird diese Geschichte hören.«

»Dafür ist es zu spät«, erklärt Amanda ihr.

»Was? Was soll das heißen?«

»Die Polizei hat sie schon gehört.«

»Wovon redest du?« Ihre Mutter wirkt auf einmal erregt und zerrt nervös an den Falten ihres Trainingsanzugs.

»Dazu hattest du kein Recht. Du hattest kein Recht, ihnen alles zu erzählen.«

»Das hat sie auch nicht«, schaltet Ben sich ein.

»Was? Wie hat dann …?«

»Lucy ist gestern Abend zur Polizei gegangen.«

»Lucy ist zur Polizei gegangen?«

»Sie hat ihnen die Wahrheit erzählt.«

»Nein. Ihr lügt. Ihr versucht, mich reinzulegen.«

»Nein, Mutter«, sagt Amanda. »Keine Lügen mehr.«

»Oh Gott. Mein armes süßes Mädchen. Geht es ihr gut?«

»Warum fragst du sie nicht selbst?«, sagt Amanda, während Ben aufsteht und zu den Türen zum angrenzenden Korridor geht.

Und dann steht sie plötzlich in der Tür, eingerahmt von dem Sonnenlicht, das durch ein hohes Fenster fällt. Hayley Mallins, eine erwachsene Frau, die einmal ein junges Mädchen namens Lucy Turek gewesen ist.

Die Tochter ihrer Mutter.

Und meine Schwester, denkt Amanda, als sich die Frau vorsichtig nähert. Sie trägt einen rosafarbenen Pulli und eine graue Hose, ihr dunkles Haar ist adrett hinter die Ohren gekämmt. Auch wenn ihre Augen ein wenig verquollen sind und ihre Lippen sichtlich zittern, verbreitet sie eine Aura der Ruhe, erkennt Amanda. Gelassene Heiterkeit wie das Mädchen auf der Schaukel auf dem Bild von Renoir.

Ihre Mutter steht langsam auf. Sie schwankt unsicher hin und her wie von feinen Fäden gehalten, während die Fremde, die ihre Tochter ist, näher kommt. Unsichtbare Drähte scheinen ihren Mund zu öffnen, ihre Lippen formen lautlos den Namen »Lucy.«

»Mutter«, kommt die stumme Antwort.

Die beiden Frauen fallen sich in die Arme, die Hand ihrer Mutter gräbt sich in die weiche Wolle von Lucys Pullover. Nach etlichen Minuten lösen sie sich langsam und zögernd voneinander, tasten im Gesicht der jeweils anderen behutsam nach den Spuren, die die Zeit hinterlassen hat, und zeichnen jede neue, unvertraute Linie nach. Amanda saugt die Szene aus der Distanz in sich auf, beobachtet, wie ihre Mutter mindestens ein Dutzend Küsse auf die Wangen ihrer Schwester drückt, und versucht, sich nicht auszumalen, wie sich diese Lippen auf ihrer Haut anfühlen würden.

»Ich liebe dich«, hört sie.

»Ich liebe dich«, antwortet jemand flüsternd.

Amanda wischt eine ungewollte Träne weg, während die Frauen mühelos wieder in die Arme der jeweils anderen sinken und auf ihrer unsichtbaren Schaukel rhythmisch hin- und herschwingen. Sie schüttelt ungeduldig den Kopf. Was zum Teufel ist hier los? Sie ist jedenfalls bestimmt nicht eifersüchtig oder wütend. Sie will weiß Gott nicht Teil dieser demonstrativen Gefühlsduselei sein. Also was ist mit ihr los? Warum fühlt sie sich außen vor? Warum kommen ihr die Tränen wegen zwei Frauen, die sie kaum kennt und nicht kennen will? Alles hat sich in Wohlgefallen aufgelöst. Ihre Mutter und ihre Schwester sind wieder vereinigt. Die Staatsanwaltschaft wird für einen Deal aufgeschlossen sein. Und sie kann endlich ein für alle Mal aus dieser elenden Stadt verschwinden. Da kann man mal sehen. Alle haben gewonnen. Alles ist gut.

Alles ist verdammt noch mal gut.

»Püppchen?«

Das Wort weht ihr entgegen, zieht sie an wie ein lockender Finger. Verwundert sieht Amanda, wie sich der Kreis, den ihre Mutter und ihre Schwester bilden, öffnet wie eine Blume und beide sehnsüchtig die Arme zu ihr ausstrecken. Nein, denkt sie, ich will nicht. Es ist nicht genug Platz für mich da. Ich falle herunter. Ich traue mich nicht. Es ist zu gefährlich.

Aber noch während Amanda den Kopf schüttelt, treibt ihr Körper sie nach vorne. Sie spürt, wie ihre Schwester ihren Ellenbogen fasst, spürt den Arm ihrer Mutter, der sich um ihren Rücken legt, und gemeinsam heben die beiden Frauen sie hoch. Amanda steigt auf die Schaukel.

35

Sie fahren schweigend zum Flughafen. Es ist ein wunderschöner wolkenloser Tag, die Sonne ein gelber Ball am tiefblauen Himmel. Die Art Tag, die einen glauben lässt, es wäre wärmer, als es ist, denkt Amanda, zieht ihren neuen Parka fester um sich und fragt sich, wann sie in Florida je Gelegenheit bekommen wird, ihn zu tragen. Es war dumm, so viel Geld für etwas auszugeben, für das sie so wenig Verwendung hat. Und ausgerechnet Rot. Was um alles in der Welt hatte sie geritten?

Sie war offensichtlich nicht sie selbst gewesen. Meine böse Zwillingsschwester, denkt sie mit einem stillen Kichern. Oder vielleicht auch ihre gute. Es war jedenfalls bestimmt dieses andere Selbst, das es Ben erlaubt hatte, sie zum Flughafen zu bringen, als er heute Morgen um halb sieben vor dem Haus ihrer Mutter stand, obwohl sie sich bereits am Tag zuvor voneinander verabschiedet hatten. Waren sie sich nicht einig gewesen, dass es so für beide leichter sein würde und auf jeden Fall ein erwachsener, angemessener und ruhiger Abschluss einer turbulenten Woche voller Überraschungen? Hatten sie sich nicht züchtig umarmt und einander alles Gute gewünscht? Hatte er nicht versprochen, sie über die Genesung ihrer Mutter auf dem Laufenden zu halten? Hatte sie nicht versprochen, in Kontakt zu bleiben? Hatten sie sich nicht gegenseitig zu einem sauber erledigten Job gratuliert?

Der zuständige Staatsanwalt hatte sich mehrere Stunden lang störrisch gesträubt, aber am Ende des gestrigen Tages hatte die Vernunft gesiegt, und er hatte mit Ben einen Deal ausgehandelt, bei dem ihre Mutter auf vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit plädieren und eine minimal kurze Zeit in einer psychiatrischen Einrichtung verbringen würde. Bis sie vermutlich in sechs Monaten entlassen wurde, würde Lucy ihre

Angelegenheiten in England geregelt haben und mit ihren Kindern nach Toronto gekommen sein. Dank der kürzlich verstorbenen Mutter von Rodney Turek hat sie sogar ein kleines Guthaben auf der Bank. Ganz zu schweigen von den hunderttausend Dollar, die noch in dem Schließfach liegen.

Das war also das. Fall abgeschlossen. Mission erfüllt. Auftrag erledigt.

»Alles okay?«, bricht Ben das lange Schweigen mit fester und ruhiger Stimme, als ob er mit ihrer Entscheidung, nach Florida zurückzukehren, gut leben kann und sie tatsächlich ein für alle Mal aus seinem System herausgekriegt hat.

Amanda nickt, beinahe ängstlich zu sprechen. Offen gestanden erkennt sie ihre Stimme dieser Tage kaum wieder, und wer weiß, was ihr nach den Ereignissen der vergangenen Woche unvermutet über die Lippen kommt? Sie ist praktisch als Waise in diese Stadt gekommen und verlässt sie als Tochter, Schwester und Tante. Ein Ex-Ehemann ist ihr engster Freund geworden. Nimmt es da wunder, dass sie kaum noch weiß, wer sie ist?

Sie braucht Zeit, um das Geschehene zu verdauen. Sie braucht Abstand. Sie muss entdecken, wer Amanda Price Myers Travis wirklich ist.

Unsinn, denkt sie ungeduldig und sieht Ben an. Sie weiß genau, wer sie ist. Und sie braucht weder Zeit noch Raum. Was sie braucht, sitzt direkt neben ihr. Sie muss einfach ihren Stolz begraben und Ben erklären, dass sie ihre Meinung geändert hat. Sie muss ihm sagen, dass Jennifer vielleicht eine absolut kompetente Staatsanwältin, aber ganz bestimmt nicht die Frau für ihn ist, weil es nur eine Frau für ihn gibt, und diese Frau möchte eine zweite Chance.

»Wann lässt du dein Auto reparieren?«, fragt sie stattdessen.

»Ich dachte, ich rufe am Montag in der Werkstatt an«, antwortet Ben, den Blick auf die Straße gerichtet. »Hoffentlich wird die Reparatur nicht zu teuer.«

Amanda nickt wieder. Sie denkt, dass sie sich wahrscheinlich noch einmal entschuldigen und anbieten sollte, den Schaden zu bezahlen – der Unfall war schließlich ihre Schuld. Aber die Entschuldigung ist bereits akzeptiert worden, während er ihr Angebot ohnehin zurückweisen würde, wozu also? Ben ist ebenso stolz wie stur.

Ich hatte vergessen, wie stur du sein kannst, hört sie ihre Mutter sagen.

Sie und Ben sind sich in der Tat sehr ähnlich.

Hast du mich nicht deshalb verlassen, hört sie ihn fragen.

Es war damals die richtige Entscheidung, und es ist auch heute die richtige Entscheidung, beschließt sie. Man muss nach vorne schauen, weitergehen. Man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Und es wäre ein gewaltiger Fehler, es zu versuchen.

Der Highway ist nicht so voll wie auf ihren anderen Fahrten, obwohl immer noch genug Autos unterwegs sind. Amanda fragt sich, wohin die alle um kurz vor sieben Uhr morgens wollen. Die alte Corvette holpert über ein Schlagloch. Das ist das Problem bei einem derart tiefer gelegten Wagen, denkt sie. Man spürt jeden Hubbel auf der Straße.

»Hast du Hunger?«, fragt Ben, als sie am Airport Hilton vorbeikommen.

Amanda schüttelt den Kopf und muss an das junge Paar denken, das sich vor dem Fahrstuhl im Hilton geküsst hat. Sie hofft, dass sie ihre Flitterwochen auf den Bahamas genießen. Sie hofft, dass sie ein langes und glückliches gemeinsames Leben haben.

»Wir können am Flughafen eine Kleinigkeit essen, wenn du willst.«

»Nein«, sagt sie lauter als beabsichtigt. »Entschuldigung«, fügt sie im nächsten Atemzug an.

»Wofür?«

»Können wir es als eine für alles betrachten?«

Ben lächelt. »Es gibt nichts, wofür du dich bei mir entschuldigen müsstest, Amanda.«

»Ich glaube schon.«

»Ich bin ein großer Junge. Ich wusste, worauf ich mich eingelassen habe.«

Schön, dass es wenigstens einer von uns wusste, denkt sie und blickt aus dem Seitenfenster, während Ben sich in die Fahrspur für den Terminal 2 einordnet. »Du kannst mich einfach vor dem Eingang absetzen«, erklärt sie ihm. »Du musst nicht mit reinkommen.«

»Ja, klar«, sagt er und fährt in das Parkhaus. Der Wagen windet sich über die spiralförmige Auffahrt von Parkdeck zu Parkdeck, bis sie im fünften Stock in der Nähe der Brücke zur Abflugebene einen Platz finden. Ben schaltet den Motor ab, zieht den Schlüssel aus dem Zündschloss und wendet sich ihr mit einem warmen Lächeln zu. »Da wären wir.«

»Da wären wir«, lässt sie sich wie ein Echo vernehmen.

Er schwingt sich aus dem Wagen, schnappt sich ihre Reisetasche und öffnet ihre Tür, bevor sie auch nur den Sicherheitsgurt ablegen konnte.

»Du bist ja schrecklich munter«, erklärt sie ihm, steigt aus und verabschiedet sich stumm von dem alten Wagen. »Froh, mich loszuwerden?«

Er lächelt. »Alles Gute muss auch ein Ende haben.«

Amanda unterdrückt den Impuls, ihn die nächste Rolltreppe hinunterzuschubsen, und folgt ihm in die bereits volle Flughalle. »Gott, wo wollen die denn alle hin?«

»Nach Florida«, antwortet Ben und führt sie zu einer Reihe automatischer Check-in-Maschinen. »Hast du eine Kreditkarte?«

»Das kann ich schon selbst.« Amanda schiebt ihre Kreditkarte

in den vorgesehenen Schlitz und tippt die notwendigen Informationen ein. Schweigend warten sie, bis ihre Bordkarte ausgespuckt wird. »Also, ich nehme an, das war's dann«, sagt sie mit einem gezwungenen Lächeln.

»Wir haben noch Zeit«, erklärt er ihr. »Wir könnten einen Kaffee trinken.«

»Nein, ich würde gern schon alles erledigen. Ich muss noch durch den amerikanischen Zoll und die Sicherheitskontrolle. Wer weiß, wie lange das dauert.«

Er blickt zu Boden und wieder auf. »Also, ich nehme an, das war's dann«, wiederholt er ihre Worte.

»Das war's dann«, stimmt sie ihm zu.

Er beugt sich zu ihr, und seine Lippen streifen ihre Wangen. »Pass auf dich auf, Amanda.«

Sie widersteht dem Impuls, die Stelle zu berühren, auf die er sie geküsst hat, um den Kuss zu versiegeln. »Du auch.«

»Rufst du mich an, wenn du irgendwas brauchst?«

»Unbedingt. Und du rufst mich an, wenn es irgendwelche Neuigkeiten über meine Mutter gibt.«

»Du weißt, dass du sie jederzeit besuchen kannst«, erinnert er sie.

Sie nickt. Das haben sie alles schon besprochen. »Ich muss sehen, wann ich Urlaub bekomme. Es könnte eine Weile dauern.«

»Wann auch immer«, sagt er. Gemeinsam gehen sie zum Eingang des US-Zolls, wo bereits etliche Menschen in einer Schlange stehen. »Ich glaube, man muss ein paar Formulare ausfüllen«, sagt er und weist auf einen Tisch gleich hinter dem Eingang, wo sie ausliegen.

»Oh, richtig. Das sollte ich lieber gleich machen.«

»Ihre Bordkarte, bitte«, sagt eine uniformierte Beamtin und streckt die Hand aus.

»Also, ich nehme an, das war’s dann *wirklich*«, sagt Amanda lachend.

»Das war’s wirklich.«

»Auf Wiedersehen, Ben.«

»Auf Wiedersehen, Püppchen.«

Und dann liegen sie sich plötzlich in den Armen, und er küsst ihre Haare, ihre Wangen, ihre Augen, ihren Mund. Und sie küsst ihn zurück und klammert sich weinend an ihn wie an ihr nacktes Leben. Lass mich nicht gehen, denkt sie. Bitte. Lass mich nicht gehen.

»Sie versperren den Weg«, erklärt die Beamtin ihr knapp.

»Ich fürchte, Sie müssen zur Seite treten.«

Widerwillig löst Amanda sich aus Bens Umarmung, atmet lange und tief ein und versucht sich zu sammeln. Zeit, nach vorne zu blicken, erinnert sie sich. Zeit, weiterzugehen. »Schon in Ordnung. Ich bin so weit.« Sie hält der Frau ihre Bordkarte hin, die Frau betrachtet sie kurz und nickt. Amanda geht durch die Tür und dreht sich dann noch einmal zu Ben um. Sag mir, dass ich bleiben soll, fleht sie ihn stumm an.

»Ruf mich irgendwann an«, sagt sie laut und sieht ihm nach, bis er in der Menge verschwunden ist. Das war’s dann wohl, denkt sie. Das war’s *wirklich.*

Sie füllt die erforderlichen Formulare aus und stellt sich in der Schlange an. *Kir-rell,* rezitiert sie stumm, während sich in ihrem Körper von Kopf bis Fuß eine gnädige Taubheit ausbreitet. *Kir-rell. Kir-rell.* Und dann unterbricht das Klingeln eines Handys den hypnotischen Rhythmus ihres geborgten Mantras. *Ihr Handy,* wie sie bemerkt und es aus ihrer Handtasche zerrt.

»Zu früh, um anzurufen?«, fragt Bens Stimme in ihrem Ohr.

»Wo bist du?«

»In meinem Wagen. Und ob du’s glaubst oder nicht, es hat schon wieder angefangen zu schneien.«

Amanda blickt zu dem langen Fenster am Ende des Raumes. Es hat tatsächlich angefangen zu schneien.

»Und da dachte ich mir«, fährt er fort, »dass ich schon seit einiger Zeit keinen Urlaub mehr gemacht habe und wirklich gern für ein paar Wochen in die Sonne fliegen würde.«

»In Florida scheint die Sonne«, erklärt sie ihm und hält den Atem an.

»Ich weiß nicht. Es könnte schwierig sein, ein Hotel zu kriegen …«

»Ich kenne eine tolle Adresse für dich. Es ist wunderschön. Direkt am Meer.«

»Nun, ich muss meine Termine planen und sehen, wann ich hier wegkomme …«

»Ich finde, das solltest du unbedingt tun«, erklärt Amanda ihm eilig, während sie zur Spitze der Schlange vorrückt.

»Und vielleicht könntest du in der Zwischenzeit ein paar Erkundigungen einholen, was man machen müsste, um in Kanada als Anwältin zugelassen zu werden. Ich meine, wahrscheinlich muss ich einige Zeit hier verbringen und dafür sorgen, dass meine Mutter nicht noch jemanden umbringt.«

»Ich denke, das ist wahrscheinlich eine gute Idee.«

Es entsteht eine lange Pause. Was mache ich, fragt sie sich.

»Ich liebe dich«, sagt sie.

»Ich liebe dich auch«, kommt die schlichte Antwort.

»Der Nächste«, verkündet die Zollbeamtin und weist Amanda die Kabine Nr. 15 zu.

»Ungünstiger Augenblick für Sie?«, fragt der Zollbeamte sarkastisch und zeigt auf das Handy in ihrer Hand.

»Was? Oh nein.« Sie lässt das Handy wieder in ihre Handtasche gleiten und gibt dem Mann ihren Pass, bemüht, nicht allzu breit zu lächeln. »Es ist ein großartiger Augenblick.«

Eine Stunde später sitzt sie in dem vollen Jet und starrt aus dem Fenster. Der Pilot hat gerade verkündet, dass sie in einer Höhe von siebenunddreißigtausend Fuß fliegen. Er hat sie gewarnt, dass trotz des klaren strahlenden Himmels unterwegs wahrscheinlich mit einigen Turbulenzen zu rechnen ist. Amanda lehnt die Stirn an das kleine Fenster und verliert sich in dem grenzenlosen Blau.

Was sie sieht: die Zukunft.

Danksagung

Ein großes Dankeschön an meine beiden Lieblingsstädte Toronto und Palm Beach und den wundervollen Menschen, die dort leben. An Owen Laster, Larry Mirkin und Beverly Slopen, meine ganz eigenen drei Musketiere, die dafür sorgen, dass ich auf dem Teppich bleibe – oder abhebe, je nachdem. An Aurora, die schon seit mehr als dreizehn Jahren bei unserer Familie ist, und Rosie, die immer gerne aushilft. An Owens ehemalige Assistenten Jonathan Peckarsky und Bill Kingsland, und an seine aktuelle Assistentin Susanna Schell, die alle, selbst mit oft seltsamen und lästigen Bitten konfrontiert, stets freundlich geblieben sind. An Julia Noonan vom Metro West Detention Center und Berthe Cano von der Toronto Reference Library, die sich großzügig Zeit genommen haben, meine vielen Fragen zu beantworten. An die Anwälte David Bayliss und Larry Douglas, die mir mehr über das kanadische Justizsystem beigebracht haben, als ich eigentlich wissen wollte. Dank an meine Schwester Renee und all meine wunderbar hilfsbereiten Freundinnen in Kanada und den USA dafür, dass sie meine Schwester beziehungsweise meine wunderbar hilfsbereiten Freundinnen sind. An meinen Spielzeugpudel Casey, dem es immer gelingt, mich zum Lächeln zu bringen. An Emily Bestier, Sarah Branham, Judith Curr, Louise Burke, Seale Ballenger, Thomas Semosh und all die wunderbaren Menschen bei Atria und Pocket Books. An Maya Mavjee, John Neale, Brad Martin, Stephanie Gowan, Val Gow und alle anderen bei Doubleday Canada. An Corinne Assayag, die meine Website hervorragend gestaltet hat und pflegt, und an meine Tochter Shannon für ihren Rat, ihre Ermutigung und die dringend benötigte Hilfe bei der Erledigung meiner E-Mails. Schließlich an Warren dafür, dass er das Manuskript im Endstadium gelesen hat, und an Annie

dafür, dass sie es endlich geschafft hat, mein letztes Buch zu lesen. An die hart arbeitenden Buchhändlerinnen und Buchhändler und all die Menschen, die mich auf meinen diversen Lesereisen begleitet haben. Und noch einmal an meine Leserinnen und Leser überall. Vielen Dank. Sie erstaunen mich stets aufs Neue.